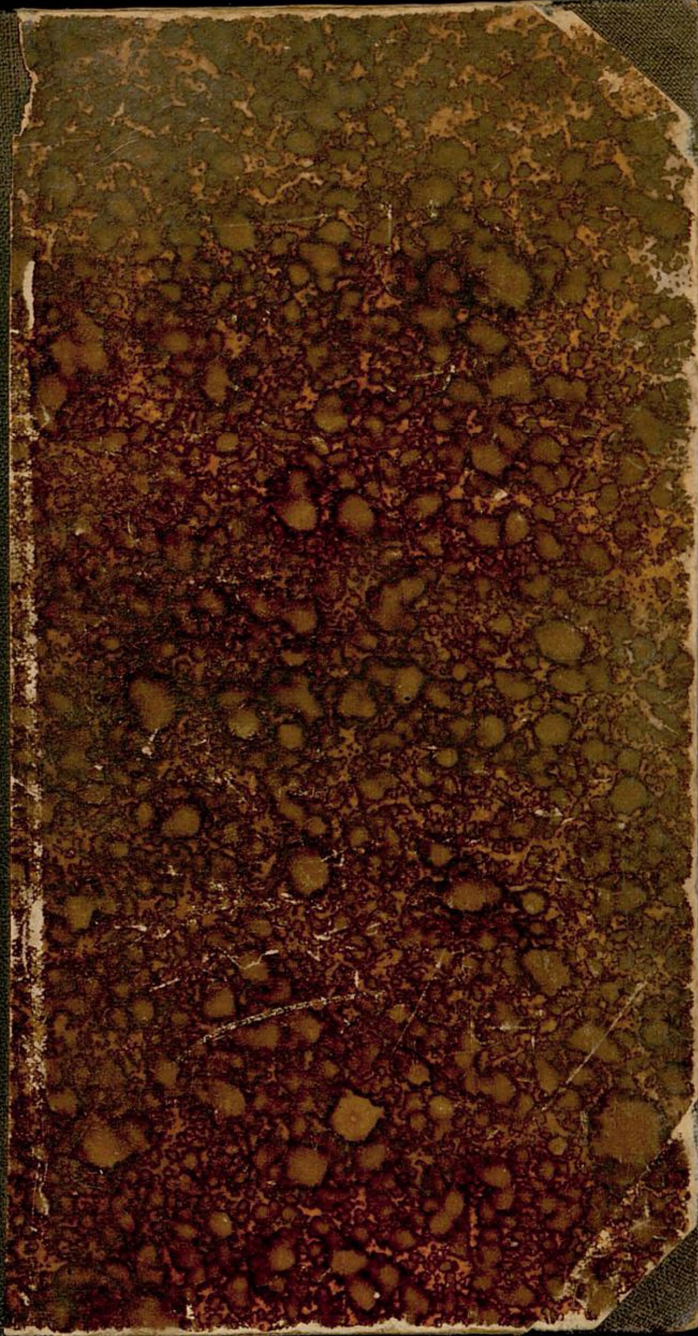




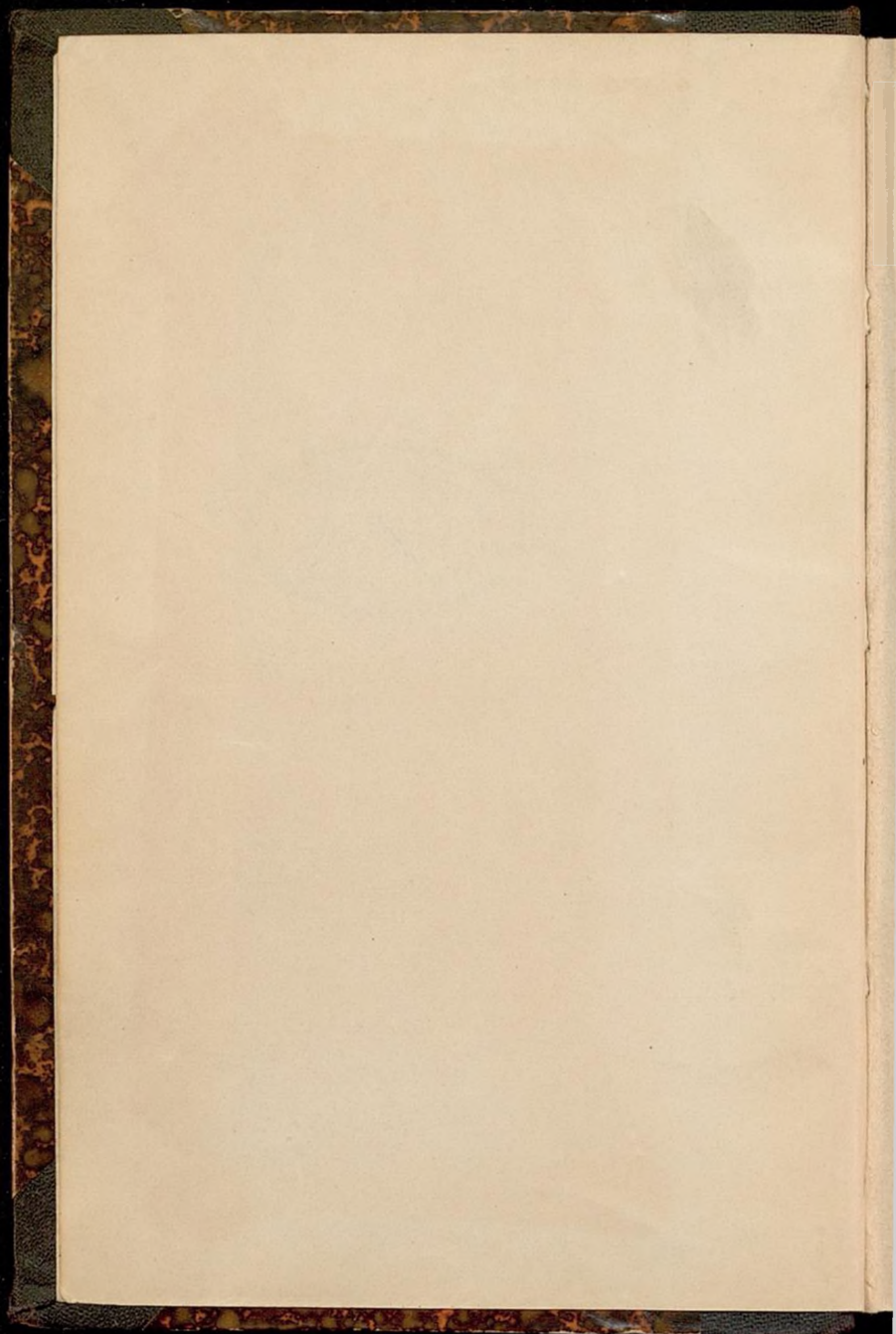
8
5

Blinderr.

SA
207

Y^d 75 6





Die „Mucker“.



三
十
三

Die „Mucker“.

Eine Erzählung

aus dem

Leben der deutschen Kolonisten Brasiliens
in der Gegenwart.

Von

Ambros Schupp, S. J.



Paderborn, 1900.

Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei.

75207



Vorwort.

Der Verfasser, wenn auch seit vielen Jahren fern in der schönen brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, ist dem deutschen Leser nicht ganz unbekannt. Insbesondere ist manche kleine Märchen-erzählung für seine jungen Freunde in der alten Heimat aus seiner Feder geflossen. Aber auch Wahres und Wirkliches aus der Neuen Welt hat er schon oft seinen alten Landsleuten erzählen können, bald von den Wundern einer unerschöpflich reichen Natur, bald von dem Leben und Treiben, der Kunst und den Sitten ihrer Bewohner.

Auch was er hier erzählt, ist Wahrheit und Wirklichkeit. Es ist die wahre Geschichte von dem fast räthselhaften Emporkommen, den blutigen Ausschreitungen und dem tragischen Untergang einer schwärmerischen Sekte, wie sie sich in den siebenziger

Jahren des neunzehnten Jahrhunderts unter den deutschen Kolonisten der Provinz Rio Grande do Sul im damaligen Kaiserreich Brasilien abge spielt hat. Viele Augenzeugen und Mithandelnde der damaligen Ereignisse leben noch heute. Aus ihrem Munde hat der Verfasser einen guten Teil seiner Nachrichten geschöpft. Vor ihm lagen die öffentlichen Aktenstücke und die gleichzeitigen Berichte der Tagesblätter. Die Behörden, namentlich die Chefs der Polizei-Bureauz, an die er sich bei zweifelhaften Fällen zur Klarstellung gewendet, haben ihm stets mit dem größten Entgegenkommen die gewünschten Aufschlüsse erteilt. Vor allem aber hatte der damalige Notar (Tabelliao) von Sao Leopoldo, der unterdessen verstorbene Herr Joaquim de Oliveira, die besondere Güte, die gesamten Prozeßakten dem Verfasser zur zeitweisen Verfügung zu stellen. Die eingehendste Ortskenntnis hat sich derselbe durch eigene Anschauung gebildet; die strengste Unparteilichkeit in der Charakterisierung der auftretenden Persönlichkeiten hat er als heilige Pflicht betrachtet. So kann er dieser Erzählung, wie romanhaft, ja wie unglaublich sie in manchen ihrer Einzelheiten klingen mag, die ehrliche Versicherung mit auf den Weg geben, daß sie die

lautere Wahrheit enthält, daß sie ein Stück aus dem wirklichen Leben, daß sie authentische Geschichte ist.

Eben dieß gestattete ihm auch nicht immer, die Thatfachen durch psychologische Motivierung näher zu erklären oder einzelne dunkle Punkte zu lichten. Er mußte die Dinge nehmen, wie sie wirklich lagen, und manches wird wohl für immer unaufgeklärt bleiben. Auch die Rücksicht auf Überlebende, einzelne wie Familien, nötigte zuweilen, einen Namen zu unterdrücken oder über Nebenumstände stillschweigend hinwegzugehen. Die natürliche Verkettung der Ereignisse wie die Einheit und Abrundung des Schauerdramas haben dadurch keine Einbuße erlitten.

Geschrieben war diese Erzählung schon vor Jahren, nicht lange nach dem Abschluß jener Ereignisse selbst. Seitdem lag sie, der letzten Hand gewärtig. Ihre Abfassung war hier zu Lande wohl bekannt; die vielen Nachforschungen konnten auch nicht verborgen bleiben. Ein öffentliches Blatt in Sao Leopoldo griff vor einiger Zeit die Sache auf, um der Verzögerung der Herausgabe unredliche Absichten zu unterschieben. Dies brachte den letzten Anstoß, zur wirklichen Herausgabe zu schreiten.

Der Neugierige oder Lesebedürftige wird in dem Vorliegenden vielleicht nur eine an Spannung, Schrecken und Gemütsregung reiche Kette von Abenteuern sehen wollen. Der Kirchen- und Kultur-Historiker wird aber zugleich einen nicht uninteressanten Beitrag zur Sektengeschichte des XIX. Jahrhunderts darin zu erkennen vermögen, der denkende Menschenfreund einen neuen, lehrreichen Einblick in die Labyrinthgänge menschlicher Leidenschaft und menschlichen Irrwahns.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Die Schwärmer.

Erstes Kapitel.

Sao Leopoldo. Ferrabraz. Der Wunderdoktor.

Sao Leopoldo ist ein fröhliches, gewerblustiges Städtchen, etwa sechs Meilen nördlich von Porto-Alegre, das im Jahre 1824 von deutschen Einwanderern gegründet wurde.

Seinen eigenen Reiz und einiges Leben verleiht ihm der Rio dos Sinos (Buchtensfluß), an dessen linkem Ufer es liegt. Schaut man hinüber nach dem jenseitigen Ufer, so sieht man daselbst zunächst eine Gruppe von Häusern, welche in zwei gegenüberliegenden Reihen eine Straße bilden. — Heute, wo sich die Zahl derselben bedeutend vermehrt hat, ist dieselbe unter dem Namen der „Neustadt“ bekannt. — Rechts und links und dahinter hinaus liegt unbebautes, ebenes Kampland, das, besonders zur Regenzeit, mit vielen Sümpfen bedeckt ist. In der Ferne aber bemerkt man als Abschluß der Ebene flüchtige walbiger Höhen, die zwar auf den ersten

Blick eine ununterbrochene Gebirgskette zu bilden scheinen, die jedoch, wenn die Sonne in die Landschaft hinein scheint, und Licht und Schatten sich auf Höhen und Thäler verteilen, in eine Reihe von einzelnen Gliedern sich auflöst. —

Zwei Bergköpfe, welche sich so ziemlich im Norden von Sao Leopoldo dicht nebeneinander erheben, hat man wegen der Aehnlichkeit ihrer Formen die „Dous Irmaos“, d. i. die beiden Brüder, genannt.

Diesseits derselben erhebt sich, etwa 1½ Stunde von Sao Leopoldo entfernt, der sog. Hamburger Berg, ein ammutiger Hügel mit reizenden Seitenthälern und Gruppen von Häusern, auf welche ein freundliches Kirchlein andächtig herabblickt. Jenseits der beiden Berge jedoch zieht sich die Pflade „Sao Miguel“ hin, von den Deutschen gewöhnlich die „Baumschneiß“ genannt.

Von dieser westlich liegt Bom Jardim, im Munde der Kolonisten als „Berghahner Schneiß“ bekannt, an welche sich im Norden die Pflade der „Achtundvierzig Kolonien“ anschließt.

Letztere trennt, wie ein dazwischen geschobener Keil, die Berghahner von drei andern Schneißen, welche in ihrer Reihenfolge von Westen nach Osten die Namen Portugieser-, Neu- und Kaffeeschneiß tragen.

Allen diesen verschiedenen Vertikalitäten werden wir im Laufe unserer Geschichte wieder begegnen, in der sie eine Art Nebenscenerie bilden. Den Haupt-schauplatz derselben indessen haben wir bis jetzt noch nicht erwähnt.

Dieser liegt in der Verlängerung des oben genannten Gebirgszugs. Verfolgt man den letzteren mit den Blicken in seiner Richtung nach Osten, so begegnet man einem Punkt, wo derselbe plötzlich wie abgebrochen erscheint. Eine schroffe Felswand steigt jäh, fast trozig in die Ebene herab, auf die sie mit ihrer dunkel-unwandelten Stirn ernst, ja unheimlich niederblickt.

Es ist dies der Ferrabraz, unter allen Bergen von Rio Grande do Sul der, welcher, wenn auch nur vorübergehend, die größte Verühmtheit erlangt hat.

Will man von Sao Leopoldo aus nach jener Stelle gelangen, so besteigt man ein Pferd, reitet zuerst vorwärts und gelangt in ungefähr $\frac{5}{4}$ Stunden nach dem „Hamburger Berg“. Von hier wendet man sich rechts und kommt, wenn man in paralleler Richtung zu dem erwähnten Gebirgszug weiter reitet, durch zwei Koloniegebiete, von denen das erste der Campo-bom, das andere Sapyranga, oder wie es im Volksmund heißt, der „Leoner Hof“ ist. Alle diese Namen werden später im Laufe unserer Erzählung noch manchmal wiederkehren.

Auf dem Leoner Hof steht ein isoliertes Haus, in welchem ehemals Lehrer Weiß seine Wohnung und Schule hatte. Hier zweigt sich vom Hauptweg ein Pfad nach links in das Gehölz ab. — Diesen muß man einschlagen, und nach etwa zwanzig Minuten hat man sein Ziel erreicht.

Bemerken muß ich noch, daß zur Zeit, in der unsere Geschichte spielt, die hübsche Brücke, welche jetzt bei Sao Leopoldo die beiden Ufer des Rio dos Sinos

miteinander verbindet, noch nicht vollendet dastand. Vielmehr mußte der ganze Verkehr von der einen zur andern Seite vermittels der fliegenden Barke geschehen, auf welcher Fußvolk und Reiter, Wagen, Kinder und Transport-Gesel hinüber und herüber befördert wurden.

*

*

**

Es ist das Jahr 1872.

Am Fuße des Ferrabraz liegt, umgeben von wohlgepflegter Plantage und frischen Anrodungen ein neues, erst vor wenigen Monaten erbautes Kolonistenhaus.

Das kleine Orangenwäldchen zur Seite bietet nichts Auffälliges, da es bei keiner Kolonistenwohnung zu fehlen pflegt, wohl aber das niedliche, sauber eingefriedigte Blumengärtchen davor, das eben im vollen Schmuck seiner zahlreichen Blüten dasteht.

Auf drei Seiten, gegen West, Süd und Nord ist das Haus samt den bereits urbar gemachten Ländereien vom Walde umgeben, während es sich auf der vierten, gegen Osten hin, an andere Kolonistenbesitzungen anlehnt. — Ein Zaun und ein tiefer Graben bilden die Grenze.

Hier wohnt Johann Georg Maurer, oder, wie ihn die Kolonisten schlechtweg zu nennen pflegen, „der Hansjörg“ oder der „Wunderdoktor“. Es ist ein junger Mann in den dreißiger Jahren, der Figur nach von mehr als mittlerer Größe, starkem Bau, hübschem, vollem Gesicht und kräftigem, braunem Vollbart. Eine besondere Intelligenz oder ungewöhnliche Thatkraft spricht nicht aus seinen Zügen, eher ein gewisses stilles Wesen, eine gutmütige Einfalt.

Schulbildung hat Hanjörg nicht genossen; er kann weder lesen noch schreiben, gleichwohl hat er sich durch den Verkehr mit vielen Fremden einen gewissen Schliff und selbst einige Formen des feineren Umganges angeeignet.

Sonst aber unterscheidet er sich von den übrigen Kolonisten in nichts; er ißt und kleidet sich wie jeder aus ihnen, und geht, wenn er in der Moça (Plantage) arbeitet, barfuß wie alle.

Seiner eigentlichen Hantierung nach ist Hanjörg ein Zimmermann, und die, welche ihn kennen, behaupten, daß er sein Geschäft verstehe und die Arbeit ihm flugs von der Hand gehe. Seit einigen Jahren jedoch hat er angefangen, sich als Heilkundiger auszugeben und denen, welche ihn befragen, allerlei Arzneien, Tränkchen und Salben zu verabreichen. — Wie er zu diesem Berufe gekommen, darüber gehen auf der Kolonie verschiedene Sagen um.

„Eines Tages, — so erzählt man sich — stand Hanjörg in der Moça, das Beil in der Hand, buschte¹⁾ und fällte mit wuchtigen Streichen einen Baum um den andern. Es war ein heißer Tag, und Maurer fühlte das Beschwermliche seiner Arbeit mehr als gewöhnlich. Eben hatte er sich aufgerichtet, um sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, da hörte er eine Stimme: „Hanjörg, was plagst du dich? Geh', wirf dein Beil weg und thn', was dir zukommt; du bist zum Doktor berufen.“

¹⁾ „Buschen“ im Munde der Kolonisten soviel wie: vom Kleingehölz säubern.

Hanjörg stand wie vom Blitze gerührt. — „Was war das?“

Einige Augenblicke schaute er forschend umher, ob er nicht irgendwo ein menschliches Wesen entdeckte. — Nichts war zu sehen. Sein Herz zitterte vor Aufregung. „Das war kein Mensch, — sagte er zu sich selbst, — das war eine Stimme vom Himmel.“

Fröhlich warf er sein Beil weg und ging nach Hause, seinem neuen Berufe zu leben. — Kaum aber war er weg, da streckte sich hinter einem benachbarten Strauch eine hohe Gestalt und ging mit zufriedenen Blicken von dannen.

Wir geben diese Geschichte so, wie sie uns erzählt worden ist, ohne derselben jedoch viel Glaubwürdigkeit beizumessen. Vielmehr scheint es uns aus verschiedenen Gründen, daß dieselbe eine bloße Erfindung sei. Thatsache aber ist, daß Hanjörg im Jahre 1872, etwa vier Jahre nach Beginn seiner Heilthätigkeit, ein berühmter Doktor geworden, zu dem aus nah und fern die Kranken herzuströmten, um sich Rat und Gesundheit zu holen.

Anfangs freilich waren es nur die schlichten Leute von der Kolonie, die sich ihm anvertrauten, dann aber kamen andere aus der Stadt, aus Porto-Alegre und selbst aus dem fernen Belotas, die auf dem Ferrabraz ihre Heilung suchten. Und was zu verwundern: Kranke, die von eigentlichen und geschulten Ärzten aufgegeben waren, nahmen ihre Zuflucht zu Hanjörg.

Wie war denn Hanjörg zu dieser Berühmtheit gekommen?

Es läßt sich nicht leugnen, daß demselben verschiedene Umstände zu statten kamen. Zuerst waren damals wissenschaftlich gebildete Ärzte mehr noch als jetzt auf der Kolonie eine Seltenheit. Wollte also ein Kranker einen Arzt haben, so mußte er entweder selbst nach der Stadt gehen, und das war häufig unmöglich, immer aber umständlich und kostspielig, oder er mußte den Arzt kommen lassen, und das war noch kostspieliger. Denn dem Doktor ist und war für seine Besuche auf dem Lande keine Tare vorgeschrieben, und so konnte es vorkommen, daß der Patient für einen einzigen Besuch besonders zur Nachtzeit fünfzig, hundert, ja fünfhundert und mehr Milreis (1 Milreis = 2 Mark) zahlen mußte. Und auch in diesem Fall war der Kranke nicht immer sicher, daß der, welcher sich Doktor nennen ließ, auch wirklich ein solcher, oder nicht etwa ein ehemaliger Lazarettgehilfe oder Apothekerlaufbursche war, der sich in einige Bücher über Heilkunde hineingelesen und dann auf eigenes oder vielmehr der Kranken Mißto die ärztliche Praxis begonnen hatte.

Der Kolonist, welcher im allgemeinen nur über geringe Mittel zu verfügen hat, und auch das wenige, das er besitzt, sich schwer verdienen muß, zog es vor, sich an irgend einen Quacksalber zu wenden, und Quacksalber giebt es auf der Kolonie die Menge.

Unter diesen aber hatte Hanjörg manches voraus.

Vor allem war es sein gefälliges Wesen im Umgang, das ihm die Herzen der Patienten gewann.

Außerdem hatte er, was seinem Arzte abgehen darf, etwas sehr Zuversichtliches in seinem Auftreten. Nichts brachte ihn leicht in Verwirrung, und wenn er sich auch oftmals vor Krankheitsfälle gestellt sah, die ihn durch ihre Neuheit verblüfften — er ließ es nicht merken.

Daß Maurer für einzelne Beschwerden irgend ein Tränkchen oder kräftiges Heilmittel besaß, läßt sich nicht leugnen, ist aber auch nicht zu verwundern. Brasilien ist reich an medizinischen Blüten und Kräutern. Das gewöhnliche Volk kennt deren eine große Masse und wendet sie an. Hansjörg brauchte nur ein aufmerksames Ohr und Auge zu haben, sich die verschiedenen Heilpflanzen und deren Verwendung zu merken, und er war imstande, eine Reihe von Kuren auszuführen. — Daß er dabei manchen glücklichen Erfolg erzielte, ist nicht zu bezweifeln.

In vielen Fällen freilich war dieser nicht sowohl seiner Medizin als vielmehr einer gewissen Bedingung zuzuschreiben, die Maurer seinen Patienten aufzulegen pflegte. Häufig nämlich verlangte er, daß die Kranken längere Zeit in seiner Nähe blieben; einige mußten ihre Wohnung in seinem Hause nehmen, andere sich in den benachbarten Benden oder Kolonistenhäusern ein Unterkommen suchen.

Dieser Wohnungswechsel verhehlte seine wohlthunende Wirkung nicht. Mancher Patient hatte sich seine Krankheit über den Strapazen der Arbeit geholt und bedurfte zu seiner Genesung keines andern Mittels als der Ruhe und einiger Pflege. Daheim fehlte beides. Auf dem

Ferrabraz aber, wo sie ein freies, müßiges Leben führten und sich pflegen konnten nach Herzenslust, da war es kein Wunder, wenn sie bald ein anderes Aussehen bekamen und schließlich als geheilt wieder zu den Ihrigen zurückkehrten.

Dazu kam, daß Hanjörg für seine ärztliche Mühewaltung nur wenig verlangte und es meistens dem Ermessen der Geheilten selbst überließ, was sie zahlen wollten.

So geschah es, daß nach und nach eine große Anzahl von Kranken sich zu dem Wunderdoktor herandrängte, und Maurer sich bald jenes ausgezeichneten Rufes erfreute, der seinen Namen bis an die Grenzen der Provinz Rio Grande trug.

Zweites Kapitel.

Die Prophetin.

Maurer zur Seite stand seine Frau Jakobine, ein noch junges, ziemlich schwerfälliges Weib von mittlerer Größe und eigentümlich schwärmerischem Gesichtsausdruck.

Jakobine Meng — dies war ihr voller Name, — stammte aus einer Wiedertäuferfamilie. Schon in ihrem achten Lebensjahre stellten sich bei ihr von Zeit zu Zeit abnorme Zustände ein, für die man keine rechte Erklärung hatte. Um das zwölfte Jahr fiel sie in eine schwere Krankheit. Wohl schon vor, mehr aber nach derselben verfiel sie wiederholt in den Zustand

völliger Bewußtlosigkeit, welche ihre Umgebung in große Unruhe versetzte. Die Nachbarn zeigten dann jedesmal große Theilnahme. Anfangs wurde der alte Doktor Hillebrand in Sao Leopoldo zu Mate gezogen; später jedoch, als man schon mehr daran gewöhnt war, stand man von der ärztlichen Hilfe ab. Jakobine ergab sich in ihr Schicksal.

Die Dauer dieser Zustände nahm von Jahr zu Jahr zu. Anfangs währten dieselben wohl drei bis vier, dann sechs, später sogar zwölf Stunden, und am Tag vor einem Himmelfahrtsfeste geschah es, daß sie am Morgen vor 12 Uhr in ihren räthselhaften Zustand versiel und darin bis zum Abend des Festes, im ganzen wohl dreißig Stunden, verblieb.

Wie alle Mitglieder ihrer Familie, hatte auch Jakobine einen tiefen Hang zum Religiös-Mystischen. Die Bibel war ihr Lieblingsbuch. Mit einer gewissen Heißgier griff sie einzelne Stellen auf, prägte sie ihrem Gedächtnis ein und erklärte sie in phantastischer Weise nach ihrem krankhaften religiösen Bedürfnis. Nachdem sie mit Maurer verheiratet war, half sie ihrem Manne eifrig in der ärztlichen Praxis. Die Tränken und Salben, die jener bereitete, pflegte sie den Kranken zu überreichen und die Übergabe mit frommen Zusprüchen zu begleiten. —

Bald jedoch nahm Hansjörgs Heilverfahren einen andern Charakter an, und Jakobine fing an, die erste Rolle zu spielen.

Das kam so.

In Jakobinens Familie hatte man — so wird erzählt — ein Büchlein über eine Sonnenambulule gelesen. Es war darin mitgeteilt, wie dieselbe in ihrem sonnambulen Zustand oft ganz richtig die Heilmittel für die verschiedensten Krankheiten angegeben. Jetzt kam man auf die Idee, daß Jakobine selbst eine Sonnenambulule sei. Das Büchlein wurde wieder und wieder gelesen, und da es für die vielen, die es zu lesen wünschten, nicht ausreichte, so wurde eine Sendung neuer Exemplare nachbestellt, welche über die Kolonie verbreitet und allwärts mit Eifer gelesen wurden.

Wie vorauszusehen, setzte sich bald allgemein die Ueberzeugung fest, daß auch Jakobine eine Sonnenambulule sei und also auch die richtigen Heilmittel für die verschiedenen Krankheiten angeben könne.

Das Wunderpaar auf dem Terrabraz ging auf diese Auffassung ein. Damit war natürlich Hausförgs Heilpraxis in ein neues Gleise gerückt. Denn nun war es nicht Maurer mehr, der die Krankheit seiner Heilbedürftigen bestimmte und die Mittel vorschrieb, sondern seine Frau, die auf ihrem Bette ausgestreckt in ihrem räthselhaften Schläfe die Rezepte diktierte.

War aber hiermit schon Jakobine ihrem Manne gegenüber in den Vordergrund getreten, so geschah dies noch mehr, seitdem sie anfang, die medizinischen Quacksalbereien mit dem religiösen Elemente zu verquicken.

Wie schon gesagt, war Jakobinens Lieblingsbuch die Bibel. — Da sie jedoch weder lesen noch schreiben gelernt, und diese ihr somit ein verschlossenes Buch blieb,

so holte sie jetzt nach, was sie ehemals versäumt, und ließ sich wenigstens im Lesen unterrichten.

Kaum war sie so weit, daß sie dies mühsam verstand, so warf sie sich mit allem Eifer auf die heilige Schrift und suchte ihre schon von Hause aus nicht geringe Kenntniß derselben durch Selbststudium noch zu erweitern.

Gleichzeitig eröffnete sie nun auch ihre Bibelvorlesungen, in denen sie die heiligen Worte nach ihrer phantastischen Weise erklärte.

Da saß sie dann oft auf einem Stuhle, umgeben von einem Kreise von Männern, Frauen und Kindern. Vor ihr auf dem Tische lag die aufgeschlagene Bibel. Ihr Auge leuchtete schwärmerisch, und ihre Gesichtszüge nahmen einen geisterhaften Ausdruck an. — Sie las. Langsam und unbeholfen kamen die Worte hervor; man sah es, das Lesen machte ihr Schwierigkeit. — Hatte sie aber dann einen Satz oder eine größere Stelle zu Ende gebracht, und begann die Erklärung, so veränderte sich ihre Stimme, die Worte flossen und in einer Art von Begeisterung wußte sie dem Gelesenen die wunderbarsten und verblüffendsten Auslegungen zu geben.

Die schlichten Leute von der Kolonie, welche meist nur einen sehr dürftigen, vielleicht auch gar keinen Unterricht genossen hatten und nicht imstande waren, die richtige von der falschen Auslegung zu unterscheiden, saßen da in stummem Staunen. Je toller Jakobine's Erklärungen waren, und je weniger sie dieselben verstanden, desto höher stieg ihre Meinung von deren

Weisheit, und sie glaubten jetzt schon, daß dieselbe von einem höheren Geiste erleuchtet sei.

Bisweilen aber trafen die Andächtigen Jakobine auf ihrem Lager ausgestreckt, wie sie mit geöffneten Augen auf einen Punkt hinstierte, als ob sie Visionen schaue. Seltsame, langsam vorgebrachte Aussprüche, bombastisch tönende Wahnsprüche oder Prophezeiungen kamen aus ihrem Munde hervor und erfüllten die Zuhörer mit geheimnißvollem Grauen und einer Art ehrfurchtsvoller Scheu wie vor einem höheren Wesen.

Man ging weg und erzählte, was man gesehen. Die Neugierde zog an. Hunderte zogen hinauf nach dem Terrabraz, das wunderbare Weib zu sehen, und wenn Hansjörg früher als der berühmte Doktor gegolten hatte, so war Jakobine jetzt die berühmtere Prophetin.

Die hohe Meinung, die man von ihr hatte, machte, daß man viele geheime Dinge ihr anvertraute und in zweifelhaften Fällen sie um ihren Rat befragte. Jakobine war um diesen nicht verlegen. Wo sie ohne Gefahr mit Bestimmtheit sprechen konnte, that sie es, wo nicht, hüllte sie ihre Antwort in dunkle Worte ein.

Am sichersten vor der Gefahr, sich eine Blöße zu geben, war die Prophetin, wenn es sich um das Los der Verstorbenen handelte. Und da sagte sie wohl, wie man erzählt, mit großer Gewißheit von den einen, daß sie verdammt, von den andern, daß sie gerettet seien. Mochten dergleichen Aussagen auch mitunter große Trauer und Verwirrung über eine Familie

bringen, Jakobine verlor damit nichts an ihrem Ansehen; vielmehr gewann sie nur.

Ihr selbst konnte natürlich die große Verehrung und hohe Meinung nicht entgehen, welche das Volk ihr entgegenbrachte, und hatte sie anfangs auch die Absicht nicht, zu betrügen, so lag doch jetzt die Versuchung nah, die weitverbreitete Stimmung zu ihrem Vorteil auszunutzen.

In der That traten schon jetzt, wenigstens für das Auge der Einsichtsvolleren, Werkzeichen eines berechneten Betruges zu Tage.

Höchst auffallend war es schon, daß die Zustände des Seherischlafes immer häufiger wiederkehrten und ganz in das Belieben der Prophetin gelegt zu sein schienen.

Es mußte aber dieser Verdacht noch mehr an Boden gewinnen, seit Jakobine anfang, ihrem religiösen Trugwerk allerlei Thaten beizumischen, welche offenbar darauf berechnet waren, die Herzen ihrer Verehrer zu verführen und sie in den Bannkreis schnöder Sinnlichkeit hereinzuziehen.

Drittes Kapitel.

Eine Andachtsstunde auf dem Terrabraz.

Es ist Sonntag.

Vor Maurers Hause steht eine Reihe von Pferden, theils angebunden, theils frei mit niederhängendem Zügel, theils mit dem Spannriemen an den Vorderfüßen, der ihre Flucht verhindern soll.

Drinnen im Sälchen ist eine große Anzahl von Andächtigen versammelt. Einige sitzen, andere stehen; alle erwarten den Augenblick, da der Gottesdienst beginnen soll.

Ein Tisch steht in der Mitte und darauf liegt die Bibel.

Maurer geht in der Versammlung umher, spricht mit diesem und mit jenem, belehrt und bereitet vor.

Jakobine sitzt noch in ihrer Kammer, welche an das Sälchen stößt, und schaut von Zeit zu Zeit durch eine Ritze der Thüre in die Weite. Jetzt sieht sie in der Ferne zwei Reiter, die wohl noch kein anderer bemerkt haben konnte. Rasch tritt sie in das Sälchen, blickt über die Menge weg, als ob sie jemand suche.

„Noch sind nicht alle unsere Brüder da“, beginnt sie mit erkünsteltem Seherblick. „Aber sie werden kommen. Schon nahen sich wieder einige unserm Hause.“ Sie nannte die Namen derer, die sie gesehen, trat dann zum Tische, auf welchem die Bibel lag.

Unterdessen hat Maurer das Zeichen zum Anfang gegeben; alle holen ihre Bücher hervor und schicken sich zum Singen an.

Mittlerweile sind die beiden Reiter angekommen und in den Saal getreten. Aller Augen sind auf sie gerichtet. Es sind dieselben, welche Jakobine vorherverkündet. Ein leises Gemurmel der Verwunderung über Jakobinens Prophetenblick geht durch die Reihen.

Schon sind einige Strophen gesungen; der Gesang verstummt; aber droben vom Dachboden tönt Musik.

— Es ist eine Spielboxe. Die guten Leuten von der Kolonie, welche größtenteils einen derartigen Ohrenschmerz noch nicht genossen, sind entzückt und meinen, Klänge aus einer andern Welt zu hören. In der That scheint es darauf abgelegt, diese Meinung bei den Versammelten hervorzubringen.

Zum Unglück trifft gerade vor Schluß des Gesanges noch ein verspäteter Reiter ein.¹⁾ Wohl hatte sich derselbe alle Mühe gegeben, noch vor Beginn der Andacht zur Stelle zu sein; denn Maurer und die Prophetin hatten es streng verpönt, zu spät zu kommen. Allein es war ihm nicht gelungen. So kam er also nicht mehr rechtzeitig zum Anfang des Gottesdienstes, allein gerade noch früh genug, um zu sehen, wie eine bekannte Mädchengestalt aus Maurers Verwandtschaft eben auf den Dachboden huschte, wo dann alsbald die himmlische Musik erklang.

Ein vorwurfsvoller Blick Maurers empfing den Kolonisten beim Eintritt ins Sälchen. Auch Jakobine war unzufrieden. Sie hatte seine Ankunft nicht vorher angekündigt, und das verdroß sie. Hätte sie vermutet, daß er gesehen, wie die wunderbare Musik zustande kam, er wäre nicht so gelinde abgekommen.

Indessen hatte Jakobine die Bibel aufgeschlagen und begann zu lesen — langsam und schwerfällig wie immer.

¹⁾ Dieser Zwischenfall wird im „Deutsch. Volksbl.“ als persönliche Mitteilung des betr. Kolonisten erzählt. Wir geben ihn wieder, ohne ihn verbürgen zu wollen.

Alles war voller Erwartung.

Jetzt war der erste Satz zu Ende gebracht. Jakobine richtet ihr Haupt auf und läßt den Blick über die Versammelten hingehen. „Die Worte der Schrift“, sagte sie, „die ich soeben verlesen, habt ihr alle gehört. — Aber wißt ihr nun auch zu sagen, welches ihr Sinn ist?“ — Hierauf wendet sie sich an einen im besondern und heißt ihn erklären, wie er die Stelle verstehe. Dieser schweigt oder giebt eine Auslegung, wie sie ihm der gesunde Sinn eingiebt. Jakobine schüttelt den Kopf. „Ich sehe, daß du noch wenig vom Geiste hast.“

Hierauf giebt sie selbst eine Erklärung, die aber vom unmittelbaren Sinn der Worte so weit abliegt, daß alle von Überraschung und Staunen wie außer sich dastehen.

Die Prophetin wiederholt denselben Versuch noch mehrere Male, immer mit demselben Erfolg. Dann zieht sie sich mit von Triumph gesättigtem Gemüth in ihre Kammer zurück.

Ein Lied beschließt die Andacht.

Nachdem dies beendet, tritt Maurer auf die einzelnen zu und flüstert ihnen mit bedeutungsvoller Miene etwas ins Ohr.

Gleich darauf sieht man die Andächtigen in langen Reihen vor Jakobinens Zimmer sich aufstellen und dann Männer, Frauen und Kinder einzeln ins Innere treten. Der Ausdruck, den sie beim Heraustreten auf ihren Gesichtern tragen, ist schwer zu beschreiben. Ist es

Andacht, Scham, Trost oder Verwirrung oder ein Gemisch von allem? — Gewiß ist nur eins: sie haben von Jakobine den Kuß der Auserwählung empfangen, den das sinnliche Weib seit jenem Tage zum erstenmal als ständige Ceremonie beim Gehen und Kommen eingeführt.

Sie, welche noch ein offenes Auge und ein ruhiges Urtheil bewahrt hatten, sahen schon jetzt, in welchen Morast die fromme Strömung auf dem Ferrabraz verlaufen werde.

Viertes Kapitel.

Der Geheimnißvolle.

Unter den Anhängern Jakobinens befand sich einer, welcher an geistiger Begabung, Schlaueit und Gewandtheit alle andern weit übertraf, mit der Prophetin selbst aber in inniger, verwandtschaftlicher Beziehung stand.

Der Mann mochte an der Grenze der Fünfziger stehen.

Es war eine hohe, massive Gestalt, mit breiter Stirn, schwarzem Haar und buschigen Brauen, welche zwei stechende Augen beschatteten.

Was man sich von seiner Vergangenheit erzählte, wollen wir hier übergehen. Man behauptet, er sei von dem Hunsrück gehörig, habe eine Zeitlang in Nordamerika das Glück gesucht, aber nicht gefunden, und sei dann unbefriedigt weitergezogen, um sich in Brasilien ein neues Heim zu gründen.

Gehe er sich auf dem Ferrabraz niedergelassen, hatte er schon an verschiedenen anderen Orten der Provinz Rio Grande do Sul gewohnt, war jedoch nirgends lange geblieben, wie man behauptete, weil er selbst überall sich unmöglich machte.

Zwei Dinge wurden ihm nachgesagt, daß es für ihn ein Bedürfnis sei, Intriguen zu spinnen, und daß er nie lange an einem Orte verweile, ohne Zwietracht und Unfrieden in seiner Umgebung zu säen.

Am Ferrabraz hatte er sich durch seine geistige Überlegenheit bald so viel Ansehen verschafft, daß ihn die evangelische Gemeinde das Amt eines Predigers übertrug. Einige Zeit verblieb er in dieser Stellung; dann aber sah er sich genötigt, sie wieder aufzugeben und sein Amt mit den Arbeiten eines Kolonisten zu vertauschen.

Die eintönige Hantierung auf dem Felde vermochte nicht, seinen unruhigen Geist genügend zu beschäftigen; er bedurfte nebenher etwas anderes, das mehr seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach.

Dies bot sich ihm, als Maurer und seine Frau ihr Unwesen auf dem Ferrabraz zu treiben begannen.

Zwar leugnete er, mit allem, was in Hanjörgs Hause vorging, in irgendwelcher Beziehung zu stehen; er gab sogar vor, mit Jakobine verfeindet zu sein, und vermied es sorgfältig, bei Tage auf dem Ferrabraz sich sehen zu lassen. Allein die öffentliche Meinung urtheilte anders. Sie bezeichneten den Geheimnißvollen allgemein als den unsichtbaren Lenker alles dessen, was in der

Nähe des Wunderpaares geschah. Einige behaupteten sogar, er habe von Anfang an die ganze Sache ins Leben gerufen, und er sei es gewesen, der durch die geheimnißvolle Stimme hinter dem Waldbusch hervor den Hansjörg zum Doktorhandwerk berufen. Doch scheint uns dieses letztere, wie wir schon oben angedeutet — eine erfundene Fabel.

Wenn er sich jedoch den Tag über von Maurers Schwelle fern hielt, so legte man dies nicht als ein Zeichen von Feindschaft aus; man betrachtete es vielmehr als das Ergebnis kluger Berechnung; denn es konnte dem geheimnißvollen Manne nicht verborgen sein, daß sein Erscheinen im Vordergrund der Maurerischen Sache derselben mehr schaden würde als nützen. —

Indessen unterließ er es nicht, sich stets sehr gelegentlich bei andern nach den Vorgängen in Hansjörgs Haus zu erkundigen, wobei er sich allezeit den Anschein gab, als ob er von dort aus nur Schlimmes befürchte. — Dies bot ihm dann zugleich Gelegenheit, die Gesinnungen der umgrenzenden Bevölkerung bezüglich der gedachten Vorgänge, ihre Hoffnungen und Befürchtungen zu erforschen.

Auch war man überzeugt, daß er in der Nacht nachholte, was er am Tage unterließ, indem er dann und wann unbemerkt im Dunkeln hinauftritt, um in der Stille die Fäden zu ordnen, welche das Wunderpaar tagsüber gesponnen.

Dies war, wie gesagt, die allverbreitete Meinung. Und daß der Geheimnißvolle den Ereignissen auf dem

Ferrabraz in der That nicht so feindlich gegenüberstand, wie er behauptete, ist aus verschiedenen Briefen ersichtlich, die er im Interesse Jakobinens und ihrer Anhänger schrieb, indem er bald für jene selbst, bald für einen aus letztern die Konzepte entwarf und diese dann zur Verbergung seiner Urheberschaft von fremder Hand abschreiben ließ. — An Vorsicht fehlte es nicht. Trotzdem wollte es der Zufall, daß mehrere seiner Entwürfe, wie wir noch sehen werden, in die Öffentlichkeit gelangten.

Eigentlich war es, daß die Bewegung auf dem Ferrabraz immer mehr den Charakter planmäßiger Berechnung annahm. Man gab sich Mühe, immer neue Adepten heranzuziehen, machte auf große Ereignisse aufmerksam, die in nächster Zeit sich ereignen würden, und suchte denen, welche einmal hinauf zu Jakobine zu wallfahren angefangen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beizubringen.

Alles deutete darauf hin, daß es darauf abgesehen war, eine neue religiöse Gemeinde zu gründen, in der Jakobine den Mittelpunkt bilden sollte.

Gerade in letzter Zeit hatten die Wallfahrten nach dem Ferrabraz in auffallender Weise zugenommen; mehr als je flüsterte man sich von der außerordentlichen Sendung der Prophetin zu. Man behauptete, daß sie kein gewöhnliches Menschenkind, daß sie in ungewöhnlicher Weise vom Geiste Gottes beseelt, ja, selbst ein göttliches Wesen sei.

Jakobine ihrerseits that alles, um durch ihr ganzes Wesen die Getäuschten in ihrem gotteslästerlichen Wahne

zu bestärken, und die, welche sie umgaben, thaten das ihrige dazu.

Mit besonderer Wichtigthuerei wies man auf das bevorstehende Pfingstfest hin. Da, hieß es, werde die Welt ein Wunder sehen, wie sie noch keines erlebt; dann würden auch die Zweifler stannen und verstummen.

Wer diese verschiedenen Gerüchte aufmerkssamer verfolgte, dem konnte es nicht entgehen, daß dieselben alle darauf berechnet waren, die Leute von der Kolonie in die höchste Spannung zu versetzen. — Auf diese Weise hoffte man, eine möglichst große Anzahl von Neugierigen auf den Terrabraz zusammen zu locken, um sie dann durch irgend eine wohlvorbereitete Anall-effectszene zu übertölpeln und so die Sache Jakobinens mit einem Schlage in eine neue Phase zu rücken. — Man wollte sie mit dem Glanze des überirdischen, ja des Göttlichen umgeben und die Herzen zu unbedingter Hingabe an sie begeistern. — Dann konnte die Verbrüderung aller Anhänger des Wunderweibes vor sich gehen, und die neue Gemeinde war gegründet.

Als den geistigen Urheber all dieser Gerüchte, Pläne und Vorbereitungen bezeichnete die öffentliche Meinung nur einen, und dieser war nicht Hansjörg oder Jakobine, sondern — der Geheimnißvolle.

Fünftes Kapitel.

Fehlgeschlagen.

Südlich vom Terrabraz, in einem Bogen, welchen dort der Rio dos Sinos beschreibt, liegt ein ausgedehnter Länderei-Komplex von mehreren Kolonien, und darauf steht eine ansehnliche Kolonistenwohnung samt mehreren überdachten Räumlichkeiten, in denen Bretter, Balken und Stämme in Menge aufgespeichert liegen.

Auf dem Fluß geht eine Barke, welche Fußgänger, Reiter und Wagen aufnimmt und den Verkehr zwischen beiden Ufern vermittelt.

Man nennt die Überfahrtsstelle den Passo da Cruz.

Ganz nahe dabei, in einer Buchtung des Ufers, liegt eines jener größeren, starkgebauten Flußfahrzeuge, welche man hier mit dem Namen Lanchao (spr. Lanchaong) zu bezeichnen pflegt.

Alles zusammen: Ländereien, Gebäulichkeiten, Barke und Lanchao gehören einem Manne, der sich schon vor langer Zeit hier niedergelassen und mit den Arbeiten eines einfachen Kolonisten die Spekulationen eines Holzhändlers verband.

Johannes Sehn — dies war sein Name — hatte trotz seiner nahezu sechzig Jahre noch recht viel jugendliche Kraft und Frische. Er stammte aus einer katholischen Familie und hatte in seiner Religion auch einigen, wenn auch dürftigen Unterricht genossen. Mit seiner Frau Maria lebte er in gemischter Ehe.

In der Zeit, von der wir reden, sah er sich von acht blühenden Kindern umgeben, die alle der Religion des Vaters gefolgt waren und sich zu je vier auf beide Geschlechter theilten.

Die vier Jungen hießen: Karl, Jakob, Rudolf und Martin. Die drei ersten waren bereits verheiratet und hatten sich ihren eigenen Herd außerhalb des väterlichen Hauses gegründet. Rudolf, der jüngste von ihnen, wohnte am Passo da Cruz, dessen Ertrag ihm der Vater überlassen.

Alle vier waren kräftige Burschen und durften sich in einem Lande, wo ein rüstiger Körper und praktischer Sinn große Kapitalien ersetzen, einmal eine hübsche Zukunft versprechen.

Auch die Töchter waren von der Natur vorteilhaft ausgestattet, und da ihnen nebenbei das Ansehen ihres Vaters zu statten kam, so hatten sie alle Aussicht, mit der Zeit die günstigsten Parteen einzugehen.

Der alte Johannes Sehn war ein biederer, schlichter Mann. — Auch die Einrichtung seines Hauses war einfach und prunklos. Doch zeichnete es sich vor vielen andern durch zwei Dinge aus: es war aus Stein gebaut und dabei so eingerichtet, daß es einem zweistöckigen ähnlich sah.

Trat man in das Haus ein, so fiel sofort die ausnehmend geräumige Küche, sowie auch das weite Sälchen auf, das offenbar für etwas mehr als die Bedürfnisse der Familie gebaut war.

In der That pflegten sich hier die Nachbarn mehrmals im Jahre zu Musik, Tanz und geselliger Unterhaltung zusammen zu finden. — Ueberdies führte auch der Holzhandel nicht selten manche Gäste, besonders aus Porto-Alegre, ins Haus: feine Herren und geschmiegelte Herrchen, die ihm allerdings manchen Milreis und manche Iluze, aber auch nach und nach einen guten Theil von ihrer Frivolität und ihrem religiösen Kalkül zurückließen.

Ubrigens waren diese Besuche gern gesehen, und da man die schlichte und bauerliche Einrichtung des Hauses nicht ganz im Einklang mit den feinen Manieren der Besucher sah, so trug die Hausfrau darauf an, daß eine gründliche Erneuerung sowohl des Hauses wie der Möbel vorgenommen würde.

Bald darauf erschien ein junger Schreiner im Hause; die Hobelbank wurde aufgestellt, und die Arbeit begann. Ein ganzes Jahr lang kamen Hobel, Säge und Hammer nicht zur Ruhe, und als endlich die Arbeit fertig war, hatte das Haus ein städtisches Aussehen.

Da Sehus Wohnung so geräumig und keine Kapelle in der Nähe war, wurde in derselben öfters der katholische Gottesdienst abgehalten. Es kam dann ein Vater von Sao Leopoldo, verweilte dort zwei oder drei Tage, und was in der Nachbarschaft abkommen konnte, Katholiken und häufig auch Protestanten, versammelte sich im Sälchen und wohnte der Messe und Predigt bei. Darauf wurde getauft, was zu taufen

war, und die Andächtigen verloren sich wieder nach verschiedenen Seiten, wie sie gekommen.

Zur Zeit, als die Sache Jakobinens in voller Blüte stand, war Johannes Sehn mit seiner ganzen Familie einer der entschiedensten Anhänger derselben. Dies verdankte er seiner Frau, die, wie wir schon angedeutet, eine Protestantin war. Selbst eifrige Bibelleserin, hatte diese ein großes Interesse für die Erklärungen, welche die Prophetin von den Worten der heiligen Schrift gab. Auch sie war hingerissen von Staunen und Bewunderung über die ganz neue und überraschende Deutung. Es genügte ihr nicht, sich selbst mit unbedingter Verehrung an dieselbe hinzugeben, sie suchte ihr auch alle zuzuführen, über welche sie irgend einen Einfluß hatte — und das waren zunächst die Mitglieder ihrer Familie. Da dieselben, wie schon gesagt, in der Religion nur dürftig unterrichtet waren, sah sie ihre Bemühungen bald vom gewünschten Erfolge gekrönt.

Auch in der Verwandtschaft hatte sie der Prophetin neue Anhänger zu werben versucht; allein nicht überall mit demselben Glück, wie wir sogleich hören werden.

Es war Sonntag. — Zwar war kein Gottesdienst, aber es wurde gefeiert. Der alte Sehn stand auf der Thürschwelle, die Hände müßig auf dem Rücken zusammengelegt, und schaute in den blauen Himmel hinein. Seine Frau aber saß drinnen hinter dem Tisch und las die Bibel. Da kamen Hufschläge nah und näher, und bald darauf hielt ein Reiter vor dem Hause und stieg ab.

Es war Philipp Sohn, Johannes' Bruder, welcher etwa eine halbe Stunde weiter vom Fluß ab eine einsame Ziegelei bewohnte.

Sobald es drinnen verlautete, daß Dunkel Philipp da sei, wurde es einigermaßen lebhaft. Die Kinder kamen heran, ihn zu begrüßen, und die Alte schob die Bibel beiseite, um ihn zu empfangen.

„Du kommst mir gerade recht“, rief sie ihm entgegen. — „Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich dir sagen muß.“

„Das muß etwas Wichtiges sein“ — meinte Philipp — „aber ich kann mir es schon denken.“

„Wißt du noch nicht bei Jakobine gewesen?“

Philipp lachte: „Nun, ich habe mich nicht geirrt“.

„Aber Frau, so laß doch den Philipp erst einmal zur Ruhe kommen“, warf der Alte ein. „Er ist ja kaum mit einem Fuße im Hause.“

„Nein“, versetzte Philipp, „laß sie nur fortfahren. Wir sind gerade auf dem rechten Thema. Um dir die Wahrheit zu sagen: der Spuk auf dem Ferrabraz liegt mir auf dem Herzen und läßt mich nicht zur Ruhe kommen.“

Die Alte fuhr zurück. „Aber ums Himmels willen, was hast du denn daran auszusetzen?“

„Sehr viel“, — entgegnete Philipp. „Vor allem ist mir die Sache selbst schon sehr verdächtig, und ich sehe, daß dieselbe zu nichts Gutem führen kann. Dann aber thut mir's ganz besonders leid, daß mein Bruder, dein Mann, und daß ihr alle euch so von denen am Berg hinters Licht führen laßt.“

„Das fragt sich noch sehr“, erwiderte die Alte gereizt, „wer hinter das Licht geführt ist, wir oder die Spötter, die sich über uns lustig machen. Da oben geht alles fromm und heilig zu, da wird kein Spuß getrieben. Wärest du einmal droben gewesen, würdest du anders urtheilen. Aber das ist es ja: man urtheilt und spricht über das, was man nicht kennt.“

„Es ist nicht nötig, daß man hinaufgehe“, sagte Philipp. „Das, was man hört, genügt, um zu sagen, daß die Dinge auf dem Ferrabraz nicht richtig stehen.“

„Ich möchte wissen, was man dem Hanjörg oder der Jakobine Unrechtes vorwerfen kann“, versetzte noch aufgeregter die Alte. „Lauter böshafte Lügen der Spötter.“

„Schwägerin!“ antwortete Philipp begütigend, — „ich bin Katholik. Mein Bruder und seine Kinder sind es auch. Der Katholik glaubt, daß der Papst mit den 900 oder tausend Bischöfen, die auf der Welt sind, die heilige Schrift besser und richtiger auslegen können, als jeder einzelne Mann, und wenn er auch noch so gelehrt wäre. Wer das nicht glaubt, ist kein Katholik mehr.“

„Ach was“, rief das Weib noch heftiger als zuvor, — „bleib' mir mit dem Papst und den Bischöfen daheim: die Bibel ist das reine und lautere Wort Gottes; wenn du mich widerlegen willst, so thue es aus der Schrift.“

„Ich weiß“, entgegnete Philipp — „das hast du mir schon einmal gesagt, und ich habe mich deshalb hingesezt und mir einige Stellen zusammengeschrieben, die gegen dich sprechen.“

Mit diesen Worten zog er ein gefaltetes Papier aus der Tasche und legte es aneinander auf den Tisch.

Die Schwägerin schob ihren Stuhl etwas näher: „Das bin ich doch begierig zu wissen, was du dir da zusammengeschrieben hast“. — Die andern saßen oder standen umher voll gespannter Erwartung, was jetzt folgen werde.

„Ihr nehmt an“ — begann Philipp — „denn das erzählt man sich allgemein —, daß Jakobine Ehen auflösen und schließen kann.“

„Nur dann“ — fiel die Alte ein, — „wenn der eine Theil sich ungläubig und halsstarrig zeigt und von dem rechten Glauben nichts wissen will.“

„Nun gut“, — gab Philipp zurück — „Jakobine lehrt also, daß die Ehe aufgelöst werden könne; die heilige Schrift aber sagt: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.““ Wie paßt das zusammen? Weißt du was? Wenn Jakobine sonst gar nichts Verkehrtes lehren würde, als dieses, es wäre genug für mich, ihren ganzen Kram zu verwerfen und sie mit keinem Auge mehr anzusehen. Denn was für Unglück können solche Grundsätze in eine Familie hineintragen? Ich setze z. B. den Fall, ich ginge hinauf auf den Ferrabraz und nähme die Lehre Jakobinens an; meine Frau aber wollte, wie sie auch recht hätte, nichts davon wissen, und nun würde Jakobine erklären, unsere Ehe gelte nicht mehr, ich müßte eine andere Frau suchen: ich sage dir, lieber, als daß ich so etwas thäte, sollte man von mir sagen: den Philipp Sehn hat der Blitz erschlagen.“

Die Schwägerin war außer Fassung gebracht und wußte nichts mehr zu sagen; um sich jedoch nicht für besiegt zu geben, griff sie zu einem andern Mittel.

„Da seht einmal den Narren“, — rief sie aus — „ich habe es ja immer gesagt, daß er nicht geistes ist und keine Vernunft annimmt. Wenn er nur gar nicht mehr ins Haus käme.“ Und damit stand sie auf und verließ zornig das Zimmer.

Philipp seinerseits war rasch entschlossen. „Wenn das so steht“, sagte er, „will ich euch nicht länger zur Last fallen.“

Mit diesen Worten erhob er sich und suchte die Hausthüre.

Johannes machte zwar noch einen Scheinversuch, ihn zurückzuhalten; allein Philipp fühlte, daß es auch dem Bruder lieber wäre, wenn er ginge.

„Nein“, sagte er deshalb, „keinen andern Zweck habe ich bei meinem Kommen, als euch zu nützen; da ich das nicht kann, so ist es besser, ich reite nach Haus.“

Damit reichte er noch einmal allen die Hand, bestieg sein Pferd und ritt von dannen.

Sechstes Kapitel.

Die Theaterscene am Pfingstfest.

Der 19. Mai des Jahres 1872 war gekommen. In den Pifaden läuteten die Glocken zur Kirche; denn es war das Pfingstfest.

Wohl mancher Kolonist hatte sich heute früher erhoben, um seine drei, vier Stunden weit zur Kirche zu reiten und seiner Christenpflicht genugzuthun.

Auch in der Nähe des Ferrabraz war es lebendig geworden, und viele Andächtige sah man zu Fuß oder zu Pferd nach Sanjörgs Wohnung wallen.

Wie wir wissen, hatte Jakobine ja schon seit längerer Zeit angedeutet, daß an diesem Tage sich etwas Großes ereignen und alle mit Verwunderung und Staunen erfüllen werde. Sicher war es also auch ein Teil Neugierde, was so viele zu dem Wunderpaare zog.

Auch der geheimnisvolle Mann, von dem wir oben gesprochen, befand sich unter den Reitern. Er ritt diesmal offen mit den andern, sprach aber unterwegs viel von seiner Feindschaft mit Jakobine und spöttelte auch über das Wunderbare, das sich heute ereignen werde.

Am Ferrabraz fand man schon eine hübsche Menge von Fremden vor. Als man annehmen konnte, daß keiner mehr nachkommen werde, wurde die Andacht eröffnet.

Wie gewöhnlich wurde begonnen mit einem Liede, zu welchem ein gewisser Jakob Fuchs aus der Portu-gieser-Schneiß den Ton angab. — Dieser Mann, der bei dem Volke unter dem Namen des Mula-Jakob bekannt ist, lebte von seiner Frau getrennt, genoß aber bei Jakobine einer besondern Huld, weshalb ihm auch die Ehre zu teil ward, bei den gottesdienstlichen Handlungen das Amt eines Klüsters und Vorsängers zu

vertreten. Auf das Lied folgten Gebete. Schon hatten dieselben eine Zeitlang gedauert; allein Jakobine war noch nicht zu sehen. Als man nun noch eifriger betete als zuvor, und die Andacht eben ihren Gipfel erreicht hatte, da ging plötzlich die Thüre ihrer Kammer auf, und vor den Blicken der überraschten Andächtigen lag Jakobine ausgestreckt auf ihrem Lager, starr und regungslos, die Augen schwärmerisch und unbeweglich nach oben gerichtet, das Gesicht wie in Verzückung, als sei sie in einem ekstatischen Zustand begriffen.

Ein leises Gemurmel ging durch die Reihen der Anwesenden: „Da liegt sie! da liegt sie“, und jeder drängte sich vor, sie so nahe als möglich zu sehen.

Doch jetzt hieß es: „Zurück! Etwas Großes soll sich ereignen, das kein Sterblicher sehen darf.“

Wohl mochte es manchem schwer ankommen, den Blick abzuwenden, wohl mochten andere unbefriedigt sein, die nicht das Glück gehabt, sie zu schauen, — sie mußten zurück, und die Thüre ward wieder geschlossen.

Einige Augenblicke vergingen, als plötzlich ein lautes, donnerndes Getöse erscholl; alle beugten zusammen, von Schauern der Andacht gepackt. Wieder ging die Thüre auf; wieder durften die Andächtigen sich dem Lager der Prophetin nahen. — Was war zu sehen? — Nichts als die Kleider, welche Jakobine getragen, und welche bis auf das letzte vor den Blicken der Überraschten lagen. Jakobine selbst war verschwunden.

Ein Wunder! ein Wunder! Alle waren überzeugt, es handele sich hier um ein Wunder. Das Zimmer

der Prophetin hatte, wie man allgemein annahm, nur einen einzigen Ausgang, den, vor welchem sie standen; niemand hatte sie herauskommen sehen, und doch war sie verschwunden. Hatte sich Jakobine in irgend einem Winkel der Kammer versteckt, oder hatte man ihr einen geheimen Ausgang eröffnet? — Die Frage lag so nahe: allein man hätte es für einen Frevel gehalten, nur daran zu denken.

Wieder ging ein Gemurmel durch die Reihen: „Wo ist sie? wo mag sie sein?“ Keiner wußte sich selbst, noch den andern die Antwort zu geben.

Endlich gab Maurer den Aufschluß: „Sie ist bei Gott; sie ist nicht mehr hier; seht den Ort, wo sie gelegen. Aber betet, betet, daß sie zurückkehre und uns wiedergehenkt werde.“

„Was hat er gesagt? — wo ist sie? — was sollen wir thun?“ — ging es von Mund zu Mund. „Sie sei bei Gott“, — hieß es darauf — „wir sollen beten, daß sie zurückkehre.“

Unterdeß war die Zimmerthüre wieder geschlossen worden.

„Numero 103!“ rief der Molenjakob in das Gemurmel hinein.

Alle schlugen ihre Gesangbücher auf, und der Gesang begann. — Wird sie wiederkommen? — Dem Gesang folgte Gebet und dem Gebet wieder Gesang. — Jakobine brauchte Zeit, um wieder in voller Toilette zu erscheinen.

Jetzt plötzlich geht die Thüre auf, und eine Frauengestalt, von den Schultern bis zu den Sohlen in blendendem Weiß, tritt in erklüftest schwebendem Gang mit weit geöffnetem Auge und stierem Blick aus der Kammer hervor. — Es ist Jakobine. —

Der Eindruck auf die fanatisirte Masse ist ein unbeschreiblicher. Wohl mochten manche glauben, ein höheres Wesen vor sich zu haben. Da steht Jakobine still; sie scheint aus ihrem Seherzustand in das irdische Erdenleben zurückgekehrt und wirft einen Blick über die Versammelten hin. Ihr Auge ruht auf einem Punkt, und ihr Antlitz nimmt einen milden, lächelnden Ausdruck an. Im Nu haben sich aller Augen nach jenem Punkte gerichtet. Dort stand ein Mann nahe den fünfziger Jahren, breitgeschultert, mit schwarzen Haaren und buschigen Brauen.

Jakobine winkt. Da drängt sich jener durch die Menge hindurch, und mit dem Ruf: „Ja, ich glaube, daß du Christus bist“, wirft er sich ihr zu Füßen. Jakobine schaute ihn mit huldvollen Blicken an und gab ihm zu verstehen, weil er dies gethan, werde ihm alle Feindschaft verziehen, die er gegen sie im Herzen getragen, und er selbst sei würdig befunden, zur Zahl ihrer Jünger zu gehören. „Du sagst“ — fügte sie bei, — „daß ich Christus bin, und ich bin es, und diese Worte meines Mundes sind die Worte des Geistes Christi; ich leide und werde leiden, aber ich werde auch eine Auferstehung erleben, und wer dies glaubt und noch einiges mehr, der wird das ewige Leben haben.“

Jakobine kannte ihr Publikum; sie wußte, wie viel sie der Gläubigkeit desselben zutrauen konnte. Sie hatte ihre Worte mit einer Autorität und Sicherheit vorgebracht, welche die von ihr beabsichtigte Wirkung im vollkommensten Maße hervorbrachte.

Was ihrem gotteslästerlichen Spiele noch fehlte, war, daß sie nun auch Apostel erwählte, wie es Christus gethan; und sie that es. Noch am selben Tage, ehe noch die Andächtigen sich zerstreut, nannte sie verschiedene Namen und erklärte, daß sie die Genannten zu ihren bevorzugten Jüngern und Aposteln ausersehen.

Mit diesem Akt war die Arbeit dieses Tages gethan. Das Reich Jakobinens war gegründet; welches Ende es nehmen sollte, war damals nicht abzusehen.

Jakobine zog sich in ihre Kammer zurück. — Hier ließ sie noch einmal alle Männer, Frauen, Jungen und Mädchen einzeln vor sich kommen und gab ihnen den Abschiedskuß.

Darauf bestiegen die meisten ihre Pferde und ritten von dannen; nur wenige Auserwählte blieben im Hause zurück.

Es war interessant, die Wirkungen, welche diese Versammlung in den Gemüthern hervorgebracht, auf den Gesichtern der Heimkehrenden zu studieren. Eine tiefe Ergriffenheit hatte sich aller bemächtigt, und wohl mochten sie sich glücklich preisen, daß es ihnen vergönnt war, Zeugen so außerordentlicher Dinge gewesen zu sein. Einzelne mehr zum Tiefstun angelegte Charaktere sah man noch ganz mit den Eindrücken dessen, was

sie gesehen, beschäftigt, mit gesenkten Köpfen und stierem Blicke einsam für sich dahinreiten. — Ein gewisser mystischer Dusek hatte sie erfasst, sehr verschieden von dem echten und wahren Mysticismus, welcher die Blüte einer reinen vergeistigten Frömmigkeit ist. Denn während dieser die Seele auf den Schwingen einer heiligen Freudigkeit zu den Regionen des Lichtes emporhebt und zu höherem Schauen und Schaffen befähigt, brachte jener die gerade entgegengesetzten Wirkungen hervor.

Bäckerre Hausfrauen, nüchterne und besonnene Männer voll Thatkraft und gesundem Urtheil sah man wie halbtrunken aus Maurers Hause heimkehren. Die Angehörigen erschrafen, den Vater, den Bruder oder die Mutter so verändert zu sehen.

Man hätte denken sollen, es sei ihnen ein Unglück begegnet, sie hätten durch eine mißglickte Speculation ihre Familie zu Grunde gerichtet, oder das Bewußtsein einer bösen That foltere ihre Seele.

Jedoch nichts von allem. Sie waren auf dem Ferrabraz gewesen. Das schwärmerische Gebahren jenes Weibes, welches sich Christus nannte, sowie das ganze, religiös frömmelnde, mit Elementen der Simlichkeit verquackte Treiben in Maurers Hause hatte sie berückt und jene unheimlich schwermüthige Stimmung in ihre Seele hineingezaubert, welche den Aberglauben zu begleiten pflegt.

Die Lust zur Arbeit, die Heiterkeit des Herzens war fort; die Sorge für die Familie, ja selbst die

Liebe zu Weib und Kind schien geschwunden, und es dauerte lange, bis sie aus ihren Träumereien wieder zum nüchternen Leben zurückkehrten.

Siebentes Kapitel.

Die ersten Apostel.

Wie schon bemerkt, hatte Jakobine, nachdem sie sich einmal als Christus erklärt, folgerichtig auch daran gedacht, sich Apostel auszuwählen. Der erste unter diesen war Hansjörg, ihr Mann.

Hansjörg, der früher stets die erste Rolle im Hause gespielt hatte, war nämlich schon seit längerer Zeit immer mehr in den Hintergrund getreten; er, in dessen Lichte ehemals Jakobine sich gesont hatte, war zum Monde geworden, der sein Licht von der Prophetin empfing.

Maurer ließ sich diese Unterordnung gern gefallen, kam ihm ja vom Ruhme seiner Frau immerhin noch ein erheblicher Anteil zu gute. Er begnügte sich damit, zur Erhöhung desselben so viel beizutragen, als er vermochte.

Auf der andern Seite war es klar, daß Jakobine ihrerseits jetzt, da sie damit umging, die Ehrenstellen in ihrem neuen Reiche zu verteilen, seiner an erster Stelle gedachte. Sie wählte ihn also unter die Zahl ihrer Apostel und gab ihm wegen seines geschmeidigen

Charakters und wohl auch wegen der innigen Beziehung zu ihr den Namen des Lieblingsjüngers *Johannes*.

Der zweite, den sie zum Apostelamte berief, war ein gewisser Ginzfeld. Die öffentliche Meinung kennt denselben als einen biedern, arbeitsamen Familienvater, dem ein unbescholtener Ruf und eine brave Hausfrau zur Seite gingen. — Ein Kreis froher Kinder umgab das glückliche Paar.

Ginzfeld war Schmied und betrieb sein Handwerk mit Eifer und Geschick, weshalb er das Zutrauen seiner Kunden genoß und wacker mit seinem Hausstand vorankam. Seitdem er aber mit Jakobine bekannt geworden und deren berückenden Einfluß verspürt, war alles anders geworden. Nicht Weib und Kind, und nicht die Obliegenheiten seines Geschäftes schienen ihm mehr das Wichtigste zu sein, sondern der Dienst der Prophetin.

Am heiligen Tage, so erzählt man sich, hatte Ginzfeld eine Schuldforderung eingezogen und war mit gefüllter Börse in die Pfingstversammlung gekommen. Jakobine erklärte, die Vorsehung selbst habe dadurch angezeigt, daß er die Rolle des *Judas* übernehmen müsse. — Es war dies ihre schlaue Art bei allem, was sie bestimmte. Indem sie sich auf die heilige Schrift berief, suchte sie ihre Anhänger glauben zu machen, daß alles, was sie verfüge, schon in der Bibel vorhergesagt sei.

Ginzfeld nahm die Ernennung an.

Nicht so glücklich war das blasphemische Weib mit einer andern Berufung.

Jakobine hatte verschiedene Brüder. Zwei darunter hießen der eine Franz, der andere Heinrich. Unter dem Vorgeben, daß auch Christus Apostel aus seinen Verwandten gewählt, die vor der Schrift seine Brüder genannt würden, nahm sie jene beiden unter die Zahl ihrer Apostel auf und nannte den zweiten Jakobus; dem ersten aber wollte sie den Namen Petrus beilegen.

Jedoch diese Wahl sollte ihr Kopfzerbrechen machen.

Franz Menz war Müller und wohnte in der Vikade der „Achtundvierzig“ Kolonien. Er war ein nüchtern denkender Mann und unterschied sich in dieser Beziehung von seiner Schwester. War es ihm klar, daß Jakobins Treiben ein plumper Betrug sei, in den er sich nicht verwickeln wollte? oder was hielt ihn fern vom Ferrabraz? Kurz, er ging nicht hinauf und zeigte sich auffallend kalt gegen alles, was da vorging. Jakobine war wegen der Kälte ihres Bruders nicht wenig in Unruhe und vielleicht wollte sie ihn gerade durch die Ernennung zum Apostel in ihr Interesse hineinziehen, — freilich vergeblich.

Das war ein harter Schlag für Jakobine. — Mit ihrer Prophetengabe war sie auf den Sand geraten. Da sie aber doch jemand haben mußte, der die Rolle des Petrus übernahm, so sah sie sich genötigt, einen andern hierzu auszuersuchen.

Nach einigem Hin- und Hersinnen war der rechte Mann gefunden.

Unter ihren Anhängern war einer, der ihr mit rüchhaltloser Hingebing, wie wohl kein anderer, ergeben war. Dieser hieß Robinson, eine hohe, starke Figur mit rotem Haar, rotem Bart, derben Knochen und sehnigen Muskeln.

Der Gesichtsausdruck des Mannes war ein Gemisch verschiedener Affekte. Offenheit und Tiefe, Ingrimim und Hingabe, Kälte und Schwärmerei — man wußte nicht, was bei ihm vorherrsche; nur ein Zug war es, der scharf und markiert bei ihm ausgeprägt war, und das war eine eisenfeste, unbeugsame Energie.

Robinson war in Brasilien geboren. Eigentlichen Schulunterricht hatte er nicht genossen. Sein ganzes Wissen beschränkte sich auf das, was er durch den Umgang mit andern erlernt oder durch die Erfahrung sich angeeignet hatte.

Sein Besitztum lag in der Pitade „Sao Miguel dos dous Irmaos“, oder, wie die deutschen Kolonisten sagen: in der „Baumischneiß“. Dort schaute es freundlich und säuberlich von einer Anhöhe herab: ein nettes, von Palmen umgebenes Haus und eine große, vortreflich besorgte Plantage, der man den Fleiß und die praktische Sorgfalt ihres Eigentümers ansah. Rings um das Ganze aber zog sich ein Wall von schweren Steinblöcken, die ohne Bindemittel übereinandergetürmt lagen.

Die benachbarten Kolonisten fürchteten Robinson wegen seines rüchlichen und jähzornigen Charakters. Jakobine aber hielt große Stücke auf ihn, weil er ein

wohlhabender und ihrer Sache so treu ergebener Mann war. Wie viel sie auf ihn bauen durfte, das zeigte sich bei einer Gelegenheit.

Ein Mann aus dem Narrenthale schuldete dem Robinson 500 Milreis, was für einen schlichten Kolonisten immerhin eine erhebliche Summe ist. Nun hatte derselbe sich eingestellt, seine Schuld abzutragen.

„Ach was“, versetzte Robinson, „wozu das Geld? Ich glaube, ein vernünftiger Mann sollte sich mit diesen wertlosen Dingen gar nicht mehr abgeben.“

Der Mann aus dem Narrenthal riß die Augen auf; eine solche Sprache war er von Robinson nicht gewohnt zu hören.

„Wie meint ihr das?“ fragte er deshalb verwundert.

„Ich meine“, versetzte Robinson, „daß alles Geld für mich keinen Wert mehr hat, seitdem ich etwas Besseres gelernt.“

„So? so?“ — erwiderte der Kolonist — „da jagt ihr mir etwas Neues.“

„Mag sein; aber ich versichere euch, wenn ihr die Wunderdinge auf dem Terrabraz gesehen wie ich — dann würdet ihr alles Geld für nichts mehr achten.“

Den Kolonisten brachte diese Sprache in eine launige Stimmung. „Wenn dem so ist“ — sagte er — „so kann ich meine 500 Milreis wohl wieder mit nach Hause nehmen?“

„Das könnt ihr.“

„Und den Schuldschein zerreißen wir?“

„Zawohl, unter einer Bedingung.“

„Die wäre?“

„Daß ihr euch bei Jakobine aufnehmen laßt.“

„Das heißt, daß ich meine Religion wechseln soll?“

„Wie ihr wollt.“

Der Angeredete war ein guter Katholik. „Nein“, — sagte er — „um 500 Milreis ist mir meine Religion nicht feil.“

Damit legte er die 500 Milreis auf den Tisch, forderte seinen Schuldschein und ging.

Ob Jakobine zu jener Zeit noch andere Apostel ernannte, darüber ist in der Öffentlichkeit nichts verlautet. Es läßt sich aber kaum bezweifeln, daß schon damals auch einige andere noch der Zahl ihrer auserlesenen Jünger beigereicht wurden. Vor allem Rudolf Sehn, der nicht bloß ihr besonderes Vertrauen, sondern auch ihre besondere Zuneigung und Liebe besaß. Sodann Christian Kassel, dessen unbegrenzte Hingabe an Jakobine selbst an dem schwärzesten Verbrechen keine Schranke fand. Endlich Fuchs, der Mula-Jakob, ihr vertrauter Liebling, Vorsänger und Klister, und andere, die in der Sekte eine wichtige, wenn auch weniger in die Augen fallende, Stellung einnahmen.

Alle diese betrachteten es seitdem als ihre höchste und heiligste Aufgabe auf Erden, Jakobine dienstbar zu sein; Jakobinens Interesse war ihr eigenes Interesse, und ein Wort aus ihrem Munde ihr heiligstes Gesetz. Sie waren die Spürhunde in der Sekte, stets beflissen,

die Gejinnungen und Handlungen nicht bloß der Sektierer selbst, sondern auch der Gegner zu ermitteln und ihrer Herrin Bericht darüber zu erstatten.

Auf diese Weise erfuhr sie oft die geheimsten Sachen, durch deren Offenbarung sie dann öfters ihre andächtigen Zuhörer wie durch wirkliche Prophezeiungen in Stannen setzte.

Achtes Kapitel.

Das Sendschreiben. Jakobineus Pläne. Der geheime Rat.

Der Umstand, daß Jakobineus Bruder Franz die Wahl zum Apostel nicht angenommen hatte, war für diese ein harter Schlag. Sie sollte denselben noch empfindlicher verspüren. Denn Franz begnügte sich nicht damit, von dem Ferrabraz fern zu bleiben, er nahm den dortigen Vorgängen gegenüber sogar eine gewisse feindselige Stellung ein.

Ihm schien die ganze Wundergeschichte in Hansjörgs Hause, wie er sagte — ein Schwindel oder ein arger Betrug, bei welchem Maurer den Absichten seiner Frau, diese aber den Plänen eines Dritten diene. Auch konnten ihm gewisse Dinge auf dem Ferrabraz nicht entgangen sein, welche sich zwar einstweilen noch dem Auge des Publikums entzogen, die aber jetzt schon grelle Streiflichter auf die eigentlichen Ziele der anscheinend so frommen Versammlungen warfen.

Dort hatte man angefangen, den Eingeweiheten Freiheiten zu erlauben, durch welche die heiligsten Bande, die Menschen miteinander verbinden können, im Widerspruch mit dem göttlichen Gesetz frivolerweise gelockert und in glückliche Familien die Keime der Zwietracht und des Zerwürfnisses gelegt wurden.

Einige vernünftige Männer, die sich anfangs in den Tausel hatten mit hineinreißen lassen, waren auch schon wieder zurückgetreten. Sie hatten, nachdem sie in den Kreis der Ihrigen heimgekehrt und wieder zu nüchternen Menschen geworden waren, mit Ruhe über die Vorkommnisse im Maurerschen Hause nachgedacht und begannen jetzt, sich zu schämen, daß sie sich, wenn auch nur für kurze Zeit, von dem feisten Weibe auf dem Terrabraz hatten bethören lassen.

Uebrigens hatte auch unter der Bevölkerung auf der Kolonie sich eine starke Strömung gegen das Maurersche Treiben geltend gemacht. Die Katholiken mußten ja an und für sich, wenn sie anders in ihrer Religion unterrichtet und derselben aufrichtig zugethan waren, sich demselben feindlich gegenüberstellen. — Allein auch unbefangene Protestanten hatten den religiösen Mißbrauch der Jakobine verurtheilt, und besonders war es ein Prediger aus der Nachbarschaft, der sich auf der Kanzel gegen dieselbe erhoben und alle, die nach dem Terrabraz wallfahrteten, einfach mit dem Namen „Mucker“ gebrauchtmarkt hatte.

Dies alles mochte Franz erwogen haben: Thatsache war, er wollte von Jakobine und ihrem Treiben

nichts wissen und sprach sich nur mit mißbilligenden Ausdrücken über dasſelbe aus.

Indeſſen gab Jakobine die Hoffnung, ihn noch zu gewinnen, nicht auf. Der „Geheimnißvolle“ ſollte ihr behilflich ſein, und derſelbe ließ ſich gern hierzu herbei. In der Perſon Jakobinens richtete er an Franz folgenden Brief:

„Ferrabraz, den 24. Februar 1873.

Heute ſage ich noch einmal: Lieber Bruder!

Du haſt mich gelaffen als eine Schwelgerin. Jetzt frage ich, ob ich eine Schwelgerin bin oder du? Doch will ich es tragen. Nun ſagt der Herr: Wehe den Schriftgelehrten, die unrechte Geſetze machen und die Ungerechten urtheilen, auf daß ſie die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Rechte der Elenden und meinen, daß die Witwen ihr Raub und die Weiſen ihre Bente ſein müſſen. Was wollt ihr thun am Tage der Heimſuchung und des Unglücks, das von ferne kommt? Zu wem wollt ihr fliehen um Hülfe? Ihr aber wiſſet, daß er rechtſchaffen iſt; denn wie ein Kind dem Vater hat er mir gebient am Evangelio. Denn ich habe keinen, der ſo gern meines Sinnes ſei, der ſo herzlich für mich ſorget. Doch es thut mir leid, lieber Bruder, daß du ſo einen verſtockten Sinn haſt, daß du das himmliſche Erbe nicht anerkennteſt. Doch ich bitte mit dem himmliſchen Vater: kehre um und lege ab das Weltgetömmel, denn du haſt mir hart in das Herz geſtochen, es fällt ein Blutstropfen auf den andern. Ach! was wird unſere liebe Mutter ſagen,

wenn sie es hört? Dann wird sie sagen: Wie schmerzt mir das Herz! Doch du kannst es wieder heilen. Doch bedenke du das Geſek, das du beſchworen haſt, und wenn du es bedenkſt, ſo kaunſt du es nicht verlaſſen, denn wer es verachtet, der verachtet nicht Menſchen, ſondern Gott, der ſeinen Geiſt gegeben in euch. Von der brüderlichen Liebe aber iſt nicht notwendig, euch zu ſchreiben, denn ihr ſeid ſelbſt von Gott gelehret, euch untereinander zu lieben. Lieber Bruder! Wo iſt deine Liebe? Deine Liebe iſt verſchwunden. Wo iſt dein Glaube? Wo ſind deine Werke? Du haſt den Glauben und die Werke, aber nicht zum himmliſchen Vater. Darum werden alle Hände laß, und aller Menſchen Herz wird feige ſein. Schrecken, Angst und Schmerzen wird ſie ankommen, es wird ihnen bange ſein. Einer wird ſich vor dem andern entſetzen, feuerrot werden ihre Geſichter ſein.“ —

So weit der Brief, der hier wörtlich ſo wieder gegeben iſt, wie er von den Tagesblättern veröffentlicht worden. — Dem Leſer kann die dunkle Drohung nicht entgehen, die derſelbe ſowohl anfangs wie beſonders am Schluß enthält, welche, unheimlich wie das Grollen des fernen Donners, auf die Kataſtrophe hinweißt, die ſpäter folgen ſollte. Um ſie zu verſtehen, müſſen wir uns die Lage der Dinge auf dem Ferrabraz zur damaligen Zeit etwas näher betrachten.

Jakobine hatte die Zahl ihrer Anhänger in überraſchender Weiſe zunehmen ſehen; es war ihr nicht

entgangen, bis zu welchem Grade sie ihr ergeben und zu welchen Opfern sie fähig waren.

Die glänzenden Erfolge hatten ihr die kühne Hoffnung eingegeben, sich bald an der Spitze großer Menschenmassen zu sehen und vielleicht gar ein neues Reich zu gründen. Wohl mochten andere im Hintergrunde stehen, die sie in dieser Hoffnung bestärkten.

In Europa, wo alle öffentlichen Verhältnisse bis ins Kleinste geordnet und von einer argusähnigen Polizei Tag und Nacht überwacht sind, wäre es ein Wahnsinn gewesen, einen derartigen Plan auch nur im Traume zu fassen. In Brasilien, wo dazumal die spärlichen Hilfsmittel der öffentlichen Ordnung über ein ungeheures Ländergebiet verteilt, und überdies bei der Unbeholfenheit und Unständlichkeit des Verkehrslebens nur schwer und langsam verwendbar waren, hatte derselbe zwar auch etwas Tolles und Abenteuerliches; allein er trug doch immer noch, wenigstens auf den ersten Blick, den Schein der Möglichkeit an sich; ja, er konnte sogar einen talentvolleren Kopf, vorausgesetzt, daß die Phantasie den Verstand überwog, für kürzere Zeiten bestechen. Daß es bei Durchführung ihrer Pläne Kampf und selbst Blutvergießen abgeben werde, mußte Jakobine ebenso klar sein wie denen, welche sie umgaben. Die Klugheit riet, sich für diesen Fall vorzusehen, und so hatte sie bereits angefangen, eine gewisse Ordnung und System in ihre Sache zu bringen.

Eine der wichtigsten Vorkehrungen war, daß sie gerade um jene Zeit sich mit einem geheimen Räte um-

gab, der, wie man versicherte, aus vier ihrer treuesten Anhänger bestand, und gerade eben die weitragebsten Bestimmungen für die innere Organisation der Sekte und das Verhalten gegen die Feinde derselben getroffen hatte.

Was letztere angeht, so war ihnen eine blutige Rächthigung zugebacht, und es wäre ihnen dieselbe wohl jetzt schon zu theil geworden, hätte man zu einem Vorgehen gegen dieselben die Kraft geföhlt. Jedemfalls aber lag es Jakobine daran, ihren Bruder von der Menge der andern zu trennen, damit er nicht in deren Schicksal verwickelt würde.

Nachdem nun der Geheimnißvolle den Brief zu Ende gebracht, mußte Jakobinens Schwester, da jene selbst des Schreibens nicht mächtig war, die Abschrift besorgen, worauf derselbe den Weg seiner Bestimmung ging.

Neuntes Kapitel.

**In der Bunde des Serraners. — Eine neue Mucker-
versammlung. — Jakobinens Absichten.**

Der 7. Mai des Jahres 1873 war ein Mittwoch. Auf diesen Tag war eine große Versammlung der Brüder und Schwestern vom Geiste Jakobinens in Maurers Hause angefast. — In Scharen strömten die Andächtigen dem Ferrabraz zu — alle im Festschmuck. Kein Wunder! war ja das Erscheinen beim Feste heute allen zur Pflicht gemacht.

Auch Philipp Sehn hatte sich entschlossen, diesmal hinaufzugehen und saß in einer Bende, welche nicht weit von Lehrer Weiß' Hause, in der Richtung nach dem Hamburger Berg zu, lag. Der Bendist, noch ein junger Mann, dem wir später noch öfter begegnen werden, hieß Peter Schmidt. Weil er aber von der Serra stammte — einem Gebirgszug, welcher den Staat Rio Grande in der Richtung von Westen nach Osten durchschneidet, — so pflegten ihn die Brasilianer den Pedro Serrano, die Deutschen aber den Serraner Peter zu nennen. Philipp erwartete einen Bekannten, der ihn begleiten wollte.

Im Benderaum saßen noch andere Gäste.

„Aber willst du wirklich hinaufgehen?“ — fragte ihn einer derselben — „und fürchtest nicht?“

„Ich muß hinauf“, versetzte Philipp — „ich muß den Schwindel mit eigenen Augen sehen; denn nur so kann ich hoffen, meinen Bruder Johannes aus demselben wieder herauszubekommen. Und was sollte ich fürchten?“

„Man sagt“, entgegnete der andere, — „wer da hinaufgeht und einmal die Schwelle übertreten hat, der ist fest und kommt nicht mehr los.“

Philipp lachte: „Nein, so geistesstergläubig bin ich nicht; und laß den Teufel vom Ferrabraz kommen: ich werde ihn lehren, wie man den Purzelbaum schlägt.“

„Wenigstens wird es gut sein“, — warf ein anderer ein, — „dort oben nichts zum Essen oder Trinken anzunehmen.“

„Und warum?“

„Nun, du weißt doch so gut, wie wir alle, daß Maurer etwas in das Essen hineinthut, das den Leuten den Kopf verdreht.“

Wirklich war dies eine weitverbreitete Meinung unter den Kolonisten. Man behauptete, daß es Schierling sei, den er seinen Speisen beimische, um seine Gäste zu berauschen, und daß er deshalb auch dieses giftige Kraut in großer Menge in der Umgebung seines Hauses angepflanzt habe.

Indessen war Philipps Begleiter angekommen, und sie ritten miteinander nach dem Ferrabraz, wo sie gerade zu rechter Zeit zum Gottesdienst eintrafen.

Wieder begann droben auf dem Dachboden die „himmlische Musik“ zu spielen, welche es darauf ab sah, die Andächtigen in die gehörige Dusekstimmung zu versetzen. Als dieselbe zu Ende, kommandierte der Musikant: „Numero 889!“ Alle schlugen ihre Gesangsbücher ¹⁾ auf, und alsbald begann der Gesang:

„Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Ebgleich sie von außen die Sonne verbrannt:
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist keinem, als ihnen, nur selber bekannt.“

¹⁾ Die „Mucker“ bedienten sich mit Vorliebe des „Gesangbuches für Evangelische Gemeinden“. Berlin 1853. 8. Aufl., mit Genehmigung des Ministeriums. Obiges Lied ist aus demselben genommen und war das Lieblingstafobinens und ihrer Leute.

Was niemand verspüret, was niemand berührtet,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret,
Und sie zu der göttlichen Würde geführt.“

Jetzt trat Jakobine auf. Alles, was die Sinne der Anwesenden berückte und ihr selbst das Ansehen eines höheren Wesens geben konnte, war in ihrem Außern zusammengetragen: Mienen, Gang, Kleidung — alles trug das Gepräge des Phantastisch-Theatralischen an sich.

Als sie die Stelle erreicht, von der aus sie zu den Versammelten zu sprechen gewohnt war, ließ sie ihre Blicke langsam, ernst und feierlich über die Menge hinweggehen.

Tiefergriffen und lautlos hatten sich alle ihr zugewandt, voll Erwartung dessen, was jetzt kommen sollte. Da hob Jakobine mit fester, feierlicher Stimme an:

„Ist hier jemand, der nicht glaubt, daß ich Christus bin? — er stehe auf und rede.“

Tiefe Stille. —

„Ist jemand hier — ich wiederhole es — der nicht glaubt, daß ich Christus bin? — er stehe auf und rede.“

Die Stille war womöglich noch größer geworden. In einzelnen Augen standen Thränen.

Ein huldvolles Lächeln verklärte Jakobinens Züge. — „Gut“, — sagte sie — „ihr seid alle meine Lieben!“ Hierauf las sie eine Stelle aus der heiligen Schrift vor — unbeholfen wie immer. Es war jene,

die von der Verleugnung Petri handelt, — und richtete dann etwa folgende Worte an die Versammelten: „Was ihr da gehört, ist nicht Wirklichkeit, sondern Prophezeiung. Die Wirklichkeit erfüllt sich jetzt in eurer Mitte. — Vor sechs Jahren war es, da wurde ich durch einen Geist hinausgerufen auf den Berg. Der Geist sagte mir, daß ich Christus sei. Aber, sagte er zu mir, ich müsse es geheimhalten, bis die rechte Zeit gekommen. Mein Bruder Franz solle die Schrift aufsetzen, wie alles zu geschehen habe. In wenigen Jahren werde die Welt, d. h. die Menschheit, untergehen. Nur die Auserwählten würden bleiben. Mein Bruder Franz kann schreiben; er hat die Schrift auch wirklich aufgesetzt; dann aber ist er weniger zu mir gekommen. Er sagte, alles, was ich thue und erkläre, sei Bibleschwindel und ich selbst eine Schwindlerin. Allein er muß wiederkommen. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, und er hat mir geantwortet, jedes Wort berühre sein Herz; ob ich zugebe, daß er wieder zu mir komme. Ich sagte: „Ja“. Aber er ist nicht gekommen. Die Zeit verstrich. Papachen,¹⁾ mein Mann, reiste in die Kaffeeschneiß zu einer Kindtaufe; er kam zu meinem Bruder Franz und lud ihn ein zu uns. Franz versprach, er werde kommen; doch er hielt nicht Wort. So hat sich an ihm wirklich erfüllt, was von Petrus geschrieben steht, daß er Christus dreimal ver-

¹⁾ Papachen (eigentlich brasilianisch: Papatchen) war der zärtliche Name, mit dem sie Hanjörg zu bezeichnen pflegte.

leugnet hat. — Nun ist die Schrift von ihm auf einen andern übergegangen, den ich noch nicht nennen darf; aber zurückkehren zu mir muß er doch.“

„Und höret!“ — fuhr sie dann fort — „was ich weiter sage. Die Welt wird bald untergehen. Keiner schicke seine Kinder mehr in eine Schule; Lesen und Schreiben wird nicht mehr nötig sein; auch gehe keiner mehr in die Kirche, die er früher besucht hat, sondern trete aus seiner Gemeinde aus und halte treu zu den Auserwählten.“ —

„Wenn aber eine Frau zu mir kommen will, und der Mann will sie nicht lassen, oder der Mann, und die Frau will ihn zurückhalten, so soll ihn das nicht abschrecken, denn so wird er gerettet werden, der andere Theil aber verloren gehen. Denn ich sage euch, Kinder werden sich auflehnen gegen ihre Eltern und Frauen gegen ihre Männer um meinetwillen; wer aber zu mir hält, dem soll nichts abgehen; alles soll ihm vielfach wiedergegeben werden.“

„Jeder aber soll sich vorsehen mit allem, dessen man in der Zeit der Noth bedarf; denn es werden schlimme, schlimme Tage kommen; die Spötter werden sich gegen die Auserwählten auflehnen, und diese werden sich gegen jene zu verteidigen haben. An dem Wege wird man Leichen finden, und niemand wird sein, der sie begräbt. Den Auserwählten aber wird nichts geschehen — und selbst, wenn sie euch vor die Gerichte schleppen, fürchtet nicht, die Richter werden keinen Theil an euch haben.“

Jakobine hatte ausgerebet. Das Wenige, was sie gesagt, ließ einen tiefen Blick in ihre Absichten thun. Eine Art Mormonenherrschaft auf den Leichen ihrer Gegner errichten, das war es, worauf sie ausging.

Jetzt, wo sie geendet, begann der Chor von neuem:

„Sie scheinen von außen die schlechtesten Leute,
Ein Schauspiel der Engel, wie Ekel der Welt,
Und innerlich sind sie die lieblichsten Bräute,
Der Hierat, die Krone, die Jesus gefällt.
Das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten,
Den König, der unter Lilien weidet,
Zu küssen, in goldene Stücke gekleidet.“

Jakobine zog sich in ihre Kammer zurück. Die Anwesenden traten wie gewöhnlich der Reihe nach ins Innere ein und empfingen von ihr einzeln den Abschiedskuß. — Darauf bestiegen die meisten ihre Tiere und ritten von dannen.

Zehntes Kapitel.

Wunder und Spötter. — Das Bittgesuch. ¹⁾

Schon seit langem hatte Jakobinens Treiben auf der Kolonie eine tiefe Gärung hervorgebracht. Immer schroffer fing die ehemals so friedliche Bevölkerung an, sich in zwei Heerlager zu teilen, die sich gegenseitig

¹⁾ Genau nach Philipp Sehn und des Lehrers Mittheilungen.

mit mißtrauischen Augen überwachten und täglich neuen Haß und Erbitterung gegeneinander aufhäuften. Die einen waren Anhänger, die anderen Feinde der Maurerischen Sekte. Jene wurden von diesen „Mucker“, und diese von jenen „Spötter“ genannt.

Daß die ungeheure Lächerlichkeit der Schwärmerkonventikel auf dem Ferrabraz den Spott der Vernünftigen hervorrief, war nicht zu verwundern. Man machte sich lustig über Maurer und seine Tränkechen, über Jakobine und deren Verrücktheit, und über die, welche hinaufgingen, um sich von Maurer und seinem Weibe am Narrenseile führen zu lassen.

Jedoch nahm dieser Spott einen ernsteren Charakter an, sobald man merkte, daß in der Verrücktheit System sei, und daß die eigentlichen Ziele der Sekte auf die Zerstörung des Friedens und den Ruin der Familien hinausliefen.

Die Rede Jakobinens am 7. Mai hatte die Gegensätze bis zum äußersten verschärft und es klar sehen lassen, daß eine Versöhnung derselben nicht mehr möglich sei.

Schon in den nächsten Tagen begann dieselbe ihre unheilvollen Früchte zu tragen; denn schon fingen Frauen an, sich gegen ihre Männer, Männer gegen ihre Frauen und Kinder gegen ihre Eltern zu erheben, und — was noch bedeutungsvoller war — man sah auch schon, wie einzelne Vorräte von Lebensmitteln zusammenbrachten, Waffen und Pulver kauften und

überhaupt sich gebahrten, als stehe ein Kampf auf Leben und Tod bevor.

Hatte es bis dahin noch manche gegeben, welche die Vorgänge auf dem Ferrabraz von der leichten Seite betrachteten, so brach sich jetzt die allgemeine Ueberzeugung Bahn: „Hier muß geholfen werden, und das so schnell als möglich, wenn uns nicht das Verderben ereilen soll“.

Nach Philipp Schn hatte seit lange, vielleicht mehr als irgend ein anderer, diese Ueberzeugung gehegt. Nachdem er aber Jakobinens letzte Erklärungen gehört, zögerte er nicht mehr, einen entscheidenden Schritt zu thun. Er setzte sich auf sein Pferd und ritt zu Lehrer Weiß.

„Schulmeister“, sagte er zu diesem, „Ihr müßt uns einen Gefallen thun.“

„So? — Und was wäre das?“ — versetzte der Lehrer in bester Laune und in einem Ton, in welchem zu gleicher Zeit etwas von unwäldlicher Derbheit und herzugewinnender Geradheit lag.

„Die Geschichte mit den Muckern“, begann Philipp wieder, „kann nicht länger so fortgehen. Ich bin auf dem Ferrabraz gewesen und habe der großen Versammlung beigewohnt. Ich habe gesehen, wie es da zugeht, und gehört, was alles nach der Prophezeiung Jakobinens noch kommen soll.“

Und nun erzählte er den Verlauf der Versammlung, die neuen Bestimmungen und Drohungen der Prophetin und die bedauernswerten Vorfälle, welche in

einzelnen Familien als Früchte des Muckertums bereits zu Tage getreten waren.

Der Lehrer hatte aufmerksam zugehört.

„Und was nun?“

„Nun ist es unser Wunsch, daß Sie uns eine Bittschrift an den Polizei-Delegado aufsetzen, er möge dem Treiben ein Ende machen, ehe es zu Mord und Todschlag kommt.“

Der Lehrer, dem die Mucker so nah und so unbequem wie irgend einem andern waren, erklärte sich sofort bereit. „Die Bittschrift“, sagte er, „setze ich auf, und wenn Ihr morgen früh wieder bei mir anreiten wollt, könnt Ihr sie abholen.“

Damit war Philipp einstweilen befriedigt, er stieg also auf sein Pferd und ritt weg. Der Lehrer aber saß abends noch spät bei der Lampe und überlegte und schrieb. Schließlich hatte er ein Konzept vor sich liegen, das ihn befriedigte. Er beeilte sich, es ins Meine zu bringen, und legte sich dann zur Ruhe.

Schon in der Frühe des folgenden Morgens sah man zwei Reiter vor der Thüre des Lehrers halten. Es war Philipp, von einem andern Kolonisten begleitet. Der Lehrer las ihnen das Schriftstück vor; es gefiel. Sie setzten ihren Namen darunter und stiegen dann wieder zu Pferde, um es auch den benachbarten Kolonisten zur Unterschrift vorzulegen.

Noch am selben Tage hatten bereits siebenundvierzig der angesehensten Männer von der Kolonie ihre Namen daruntergesetzt. Ein Reiter nahm das Papier

und brachte es nach Sao Leopoldo, wo er es dem Delegado der Polizei überreichte.

Erstes Kapitel.

Auf der Spionage.¹⁾

Die Bittschrift der Kolonisten war noch nicht lange abgeschickt, da erschien in Philipp Sehns Hause dessen Bruder Johannes. Hatte er gehört, daß etwas gegen die Mucker im Werke sei, und wollte er wissen, wie es damit stehe, oder galt es einen neuen Versuch, Philipp auf Jakobins Seite zu ziehen? Kurz, er erschien — seit lange wieder das erste Mal.

„Guten Tag, Johannes!“ — rief ihm Philipp entgegen. — „Auch wieder einmal da? Ich habe dich ja lange nicht gesehen! — Was bringst du Gutes?“ —

„Ich wollte nur sehen, ob du einen fetten Ochsen hast, den ich brauchen kann“, versetzte Johannes. „Wenn du aber sagst, daß du mich so lange nicht gesehen, so kommt das daher, daß du dich in meinem Hause gar nicht mehr blicken lässest.“

„Ich werde mich hüten“ — entgegnete Philipp — „seitdem mir deine Frau so höflich die Thüre gewiesen.“

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen Philipp Sehns.

„Da bist du selbst schuld. Warum schimpfst du denn auch immer so über die Leute, die zu Maurer gehen?“ —

„Das ist sehr einfach: weil ich die ganze Sache auf dem Terrabraz für nichts anderes als einen infamen Betrug ansehe.“

„Damit thust du Unrecht, Philipp; ich habe dir es schon oft gesagt und sage dir es wieder, damit thust du Unrecht. Jakobine ist nicht, wie du dir denkst, und Maurer auch nicht; ich wünsche mir, daß du sie einmal kennen lernest.“

„Ich habe mir es schon gedacht, Johannes“, bemerkte Philipp, „daß es dir mehr um mich als um den Ochsen zu thun sei; aber komme mir, wir wollen hinaus ins Potreiro gehen, da magst du selbst sehen, ob dir ein Tier aufsteht.“

Beide stiegen zu Pferde und ritten hinaus auf den Kamp, wo Philipp eine Anzahl schöner Stiere auf der Weide gehen hatte.

„Du kannst mir es glauben“, begann Johannes wieder; „aber wenn du einmal Zeuge wärest, was sie alles sieht und voraussagt, du würdest anders von ihr denken.“

„Nun, du wirst mir wohl sagen können, was sie gesehen?“

„Ich glaube“ — versetzte Johannes — „sie sieht alles; sie sieht und erzählt Dinge, die in den fernsten Ländern vorgehen. Noch kürzlich sagte sie uns: „Ich sehe, wie man jetzt in der Türkei ein Kind mit dem

Dajonett todtsticht; ich sehe auch, wie man einem andern die Zunge aus dem Halse schneidet."

Philipp sah seinen Bruder an. „Die ist verrückt“, — sagte er lakonisch. — „Ich hatte nicht gedacht, daß du in deinen alten Tagen, wo dir schon die Haare grau werden, solchen Unsinn glauben würdest."

In der That zeigen diese Prophezeiungen, wie viel Jakobine auf die Leichtgläubigkeit ihrer Verehrer bauen durfte und baute.

Johannes hatte die Antwort seines Bruders nicht erwartet; sie war ihm wie ein Guß kalten Wassers in die Glut seines Muckereifers.

„Hör' einmal, Johannes“, — fuhr Philipp fort, — „wenn du dich nicht beizeiten von diesem abscheulichen Schwindel zurückziehst, wird es noch so weit kommen, daß man in der ganzen Provinz mit dem Finger auf dich wie auf einen Narren zeigt."

„Das weiß ich“, — versetzte Johannes — „das wird man thun, mag ich gehen oder bleiben."

„Man wird es nicht thun, wenn du zu rechter Zeit noch zurücktrittst; ich büрге dafür. Wenn du aber fortfährst, in dieser tollen Geschichte deinen Namen herzugeben, werde ich der erste sein, der behauptet, daß es mit deinem Verstande nicht mehr richtig ist. Aber — sei einmal aufrichtig gegen dich selbst: kann es etwas Verrückteres geben als glauben, daß dieses zahnklüfftige Weibsbild Christus sei?"

Und nun rückte Philipp seinem Bruder noch einmal jene Beweise vor, die er früher so siegreich gegen

dessen Frau ins Feld geführt und zeigte, wie sehr sich Jakobinens Lehre mit den Worten der heiligen Schrift im Widerspruche befänden.

Johannes ward stutzig, und da er vor der ebenso einfachen wie scharfen Logik seines Bruders nicht standzuhalten vermochte, so suchte er abzulenken.

„Aber da hast du ja ein Prachtexemplar von einem Stiere“, — rief er plötzlich — „den könnte ich brauchen.“

Bei der Gleichgültigkeit, mit der er bis dahin an verschiedenen, nicht minder schönen Tieren vorbeigeritten, war diese Bemerkung auffallend.

Philipp durchschaute seinen Bruder, ließ es aber nicht merken. „Das ist nicht der schönste“ — sagte er — „du sollst gleich noch einen andern sehen, der dir besser gefällt.“

Sie ritten wieder ein Stückchen voran; da lag vor ihnen, harmlos und behäbig sein genommenes Mahl wiederkauend, ein stattlicher Ochse. „Ist das nicht ein Prachtstier?“

„O ja, den lasse ich mir gefallen“, — erwiderte Johannes.

„Es ist der schönste“, begann Philipp wieder, „den ich auf dem Kamp gehen habe, ich selbst habe meine Freude daran und gebe ihn so leicht nicht her. Mein das versichere ich dir: wenn es möglich, dich auf diese Art von den Muckern loszumachen, — gern gäbe ich ihn geschenkt her.“

Johannes wollte das Zureden seines Bruders noch immer nicht verstehen. „Aber ich weiß wirklich nicht“, — entgegnete er — „weshalb ich mich von Maurer zurückziehen soll.“

Jetzt ging Philipp die Galle über. „Aber Mias und Wetter!“ — sagte er — „siehst du denn gar nicht ein, daß das ganze Treiben auf dem Ferrabraz ein verdamnungswerter Schwindel ist? Alle Welt sagt es, und wer offene Augen hat, der sieht es. Damit ich dir aber ganz klaren Wein einschenke: die Wirtschaft auf dem Ferrabraz geht nicht lange mehr so fort. Die Leute auf der Kolonie sind nicht gewillt, sich Frieden und Ruhe durch ein paar wahnsinnige Menschen stören zu lassen. Schon ist eine Bittschrift um Abhilfe hinunter an den Delegado gegangen, und — damit du es weißt — auch mein Name steht darunter. Was wird die Folge sein? Der Delegado wird mit seinen Soldaten kommen und das ganze Nest ausheben, um die sauberen Vögel nach der Stadt hinter Schloß und Riegel zu bringen. Und da kann es auch dir alten Kameraden noch passieren, daß man dich wie einen Spitzbuben oder Landstreicher hinunter nach Sao Leopoldo führt und vors Gericht stellt. Das wird dir und deiner Familie Ehre machen.“

Johannes schaute ihn mit großen Augen an: „Ist das wahr? — Ich habe auch schon etwas mummeln hören; hat man wirklich eine Bittschrift gemacht?“

„Habe ich dich etwa jemals belogen?“ gab Philipp kurz zurück. „Wie ich dir gesagt, so ist es. Und

nun überlege, ob du diese Schmach auf deinen alten Kopf laden willst. Ich für meinen Theil möchte alles thun, um dich davor zu bewahren. Aber freilich: einem ins Herz hineingreifen und es umkehren — das kann man nicht; du mußt selber sehen."

Johannes war nachdenklich geworden. Eine Zeitlang sprach er kein Wort. „Philipp“, — begann er endlich — „ich will mir die Sache noch einmal überlegen. Ich reite jetzt zu meiner Familie, und da will ich sehen, was wir thun."

Der Bruder schöpfte Hoffnung. „Gut“, — sagte er — „thue das. — Und mit dem Ochsen?"

„Darüber wollen wir ein andermal verhandeln."

Sie ritten zurück. Vor Philipps Thüre trennten sie sich.

„Mach's gut."

„Wir wollen sehen."

Bald darauf war Johannes im Gehölze verschwunden, durch welches sich sein Pfad wand.

Zwölftes Kapitel.

Die Warnung. ¹⁾

Es war die Zeit wiedergekommen, da alljährlich der Vater von Sao Leopoldo auf dem Leoner-Hof er-

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen des betr. Vaters.

schien, um dort den Gottesdienst abzuhalten und die etwaigen Taufen und Trauungen vorzunehmen.

Diesmal war für diesen Zweck nicht das Sehnische, sondern ein in der Nähe gelegenes Kolonistenhaus aus-
gesehen worden.

Schon war der Gottesdienst zu Ende, und der Vater hatte eben eine kleine Stärkung zu sich genommen, als er wieder sein Reittier bestieg und in der Richtung nach Johannes Sehn's Wohnung ritt.

Er hatte gehört, wie sehr der Irrwahn der Maurerischen Sekte auf dem „Hofe“ um sich griff, und wie bereits nicht bloß Protestanten, sondern auch verschiedene Katholiken, und unter diesen an erster Stelle die Glieder der Sehnischen Familie sich der neuen Lehre angeschlossen. Es schmerzte ihn tief in der Seele, daß unter dem Dache, wo er früher das heilige Meßopfer dargebracht und das Wort Gottes verkündet hatte, jetzt der Fanatismus des Aucterismus herrschte. Auch dachte er an den traurigen Ausgang, welchen die heillose Schwärmerei dort oben notwendig einmal nehmen mußte, und so wollte er wenigstens einen Versuch machen, die Bethörten noch rechtzeitig von dem Abgrund zurückzuhalten, dem sie entgegengingen.

Er traf den alten Sehn, umgeben von seiner Familie, vor der Thüre sitzend im Gespräch.

S kaum war das junge Volk des Vaters ansichtig geworden, als es rasch in das Innere des Hauses stob. Der alte Sehn aber kam ihm entgegen, begrüßte ihn freundlich und hätte ihm selbst sein Reittier be-

sorgt, wäre ihm hierin nicht der Vater zuvorgekommen.

Sie gingen ins Zimmer, wo auch die alte Frau Sehn saß.

Es dauerte gar nicht lange, da war das Gespräch bei dem rechten Gegenstand angelangt.

„Sie gehen also noch hinauf, Meister Sehn?“ — fragte der Vater in freundlich zutraulichem Ton.

Der Alte leugnete nicht. „Gewiß“, — sagte er — „das thue ich. Und warum auch nicht?“

„Warum nicht?“ — wiederholte der Vater im selben Ton. — „Ich meine deshalb nicht, weil Sie Katholik sind und die Dinge auf dem Ferrabraz sich mit dem katholischen Glauben nicht vertragen.“

„Aber droben geht nichts Unrechtes vor; warum sollte ich also nicht hingehen?“ entgegnete Johannes, der sich offenbar durch die Rede des Vaters etwas beeengt fühlte.

„Hören Sie mich, Meister Sehn“, — begann der Vater wieder. — „Sie sind doch von jeher ein guter Katholik gewesen. Bei uns Katholiken aber gilt der Grundsatz, daß niemand die Bibel richtig auslegt, als die Kirche, die nun schon 1800 Jahre in deren Besitz, und daß jeder, der sie anders auslegt als sie, falsche Lehren verbreitet. Das glauben wir. Und es ist auch klar, daß nicht jede beliebige Person die heilige Schrift nach ihrem wahren Sinne auslegen kann; das sagt ja der hl. Petrus selbst: es seien darin viele Stellen schwer zu verstehen, welche unerfahrene und

leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuteten. — Und überdies: wenn sogar gelehrte Männer, die jahrelang darauf studieren, Schwierigkeiten in der Auslegung finden, wie sollte eine Frau von der Kolonie, die kaum lesen kann, auf einmal ein so richtiges Verständnis von den heiligen Büchern haben?"

Johannes schwieg und zuckte die Achsel.

"Die Protestanten freilich", — fuhr der Pater fort, — „glauben, jedermann könne die Bibel richtig erklären; sie können deshalb auch nichts dagegen haben, wenn Jakobine es versucht, und ebensowenig, wenn jemand hinaufgeht und sich von ihr die Schrift auslegen läßt. Aber ein Katholik? — Ihre Frau ist Protestantin; ihr habe ich nichts zu sagen. Sie jedoch dürfen nicht in Jakobinens Versammlungen gehen, auch wenn daselbst gar nichts Schlechtes vorkäme.“ „Ubrigens“, — setzte er dann hinzu, — „hört man ja auch bereits allerlei, was die Sache Jakobinens keineswegs in einem guten Lichte erscheinen läßt.“

Und damit führte er verschiedene Punkte an, die uns aus dem Früheren schon bekannt sind.

Johannes fühlte die Wahrheit dessen, was der Pater ihm vorhielt. Da er jedoch seinen Standpunkt nicht aufgeben wollte, suchte er ihn zu verteidigen. Er brachte einige Gedanken vor; allein schon die Unsicherheit, mit der er sprach, verriet, wie wenig er selbst auf deren Stärke vertraute.

Seine Frau bemerkte den verzweifelten Stand ihres Mannes, und wenn es ihr von Anfang an schwer

angekommen, zu schweigen, so kannte sie jetzt keinen Rückhalt mehr. Ob sie nun einjah, daß die Defensiv hier schwer sei — kurz, sie ging sofort zur Offensive über.

„Was“, — sagte sie, — „bei uns sollen Schledtigkeiten vorkommen? Das müßte ich doch auch wissen. — Schledtigkeiten bei uns? Die Schledtigkeiten sind ganz wo anders. Sind wir es vielleicht, die in die Wirtzhäuser gehen? — Das thun wir nicht. Und wer spielt Karten? Wir nicht; das thun andere Leute. Und wer geht auf die Bälle?“

Wirklich waren alle derartigen Belustigungen bei den Anhängern Jakobinens strengstens verboten.

„Wenn es darauf ankommt, Frau Schu“, — versetzte der Vater — „so möchte ich wissen, wo die heilige Schrift verbietet, ins Wirtshaus zu gehen oder ein Glas Wein oder Bier zu trinken? Ich für meinen Theil kann es niemand verargen; der die Woche hindurch sich ehrlich geplagt, wenn er sich am Sonntag eine Erholung vergönnt; und auch das Kartenspiel möchte ich nicht verdammen, solange es nur zum Zeitvertreib geschieht und die Leidenschaft nicht dazwischen kommt. — Allein es giebt andere Dinge, die Gott verboten hat, und die — das sagt man sich allgemein — treibt man auf dem Ferrabraz; Sie selbst wohl werden nichts davon wissen.“

„Ich weiß“, — entgegnete die Frau, — „das sagen uns die Leute, die Spötter nach; allein das ist nicht wahr; das ist eine Verleumdung. Wir beten, wir

singen und lesen die Bibel; das ist alles, was wir thun, und wenn wir sonst noch etwas thun, so kann das nur die Leute erbauen. — Oder was kann man uns Unrechtes vorwerfen?"

„Wenn Sie mich fragen, Frau Sehn“, — erwiderte der Vater, — „so will ich es sagen: Was soll denn der Abschiedsruß, den man sich droben giebt? — Was sollen die phantastischen Auftritte und die Vergötterungsszenen, mit denen Jakobine ihre Leute zu libertöspeln sucht? Um zu Ihnen offen zu sprechen: das dient nur dazu, um aus vernünftigen Menschen Narren und aus Sehenden Blinde zu machen. Man braucht ja nur die Leute anzusehen, die vom Terrabraz herunterkommen, wie träumerisch und verstört sie aussehen, als ob sie nicht mehr alle fünf beisammen hätten. — Nein, nein, meine feste Überzeugung ist: was auf dem Terrabraz vorgeht, ist nicht gut und kann kein gutes Ende nehmen.“

Der Vater hatte viel gesagt. Der Frau kostete es Mühe, sich ruhig zu verhalten; nur die Mühsicht gegen jenen hielt einen Ausbruch des Zornes zurück.

„Ja, so urtheilen die Spötter“, sagte sie endlich. „So haben sie auch über die Apostel am Pfingstfest geurtheilt; allein sie sollen es sehen, wenn die großen Ereignisse kommen, und auch Sie werden es sehen, wie groß die Wunder Gottes sind. Sie können uns deshalb nur in Ruhe lassen; wir stehen fest und werden nicht irre werden, auch wenn es den Kopf kosten sollte.“

„Frau Schn“, — bemerkte der Vater begütigend, — „beruhigen Sie sich. Nicht wegen Ihrer, sondern Ihres Mannes wegen bin ich gekommen. Ich konnte mir schon denken, daß Sie sich durch einen katholischen Priester in Ihrem Handeln nicht würden bestimmen lassen; aber Ihr Mann ist Katholik. Ihn gegenüber habe ich das Recht und die Pflicht, meine Befürchtungen auszusprechen und ihn vor Schritten zu warnen, die sein Verderben herbeiführen können.“

„Mein Mann“, — fiel die Frau hastig ein, — „denkt wie ich und wie unsere Kinder alle, und was das Verderben angeht, so wollen wir es darauf ankommen lassen.“

„Ist das wahr, Meister Schn“, — wandte sich der Vater an diesen, — „denkt Ihr wie Eure Frau?“

„Warum nicht?“

„Und wollt Ihr es auch darauf ankommen lassen?“

„Wir wollen's probieren.“

Der Vater sah, daß nun jedes weitere Wort verloren sei. „Ich habe meine Pflicht gethan“, sagte er traurig; „das weitere muß ich Gott überlassen.“

Darauf bestieg er sein Meistier und ritt von dannen.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Begegnung. — Keine Hoffnung.

Drunten am Passo da Cruz, wo der Vater über den Fluß setzen mußte, wohnte, wie schon gesagt,

Rudolf, Johannes' Sohn's ältester Sohn, mit seiner kleinen Familie.

Rudolf war eine kräftige, biedere Natur, ein thätiger Mann, dem man gern alles Gute gewünscht hätte. Aber wie seine ganze Familie, hatte auch er das Unglück, in die Netze der Jakobine geraten zu sein.

„Wenn ich wenigstens ihn noch retten könnte!“ dachte der Vater und trieb unwillkürlich sein Tier zu schnellerem Laufe an.

Das gute Mantier, sauft und langsam und immer bereit, dem Wink seines Herrn zu folgen, lief einen raschen Trab, der einem Pferde Ehre gemacht hätte.

Da lassen sich plötzlich Huftritte im Rücken des Vaters vernehmen. Dieser schaut um.

Ein jugendlicher Reiter kam im Galopp angesprenzt und hatte eben seinen Vorreiter erreicht.

„Guten Tag, Herr Vater!“ — grüßte er treuherzig, und sein gutmüthiges Gesicht leuchtete ordentlich vor zufriedener Heiterkeit. — „Ihre Mule läuft ja einen Schwerüßtertrab. Ich mußte ordentlich galoppieren, um Ihnen nachzukommen.“

Der Vater schaute den jungen Menschen an. Er kannte ihn nicht; nur so viel schien er schließen zu können, daß derselbe kein Katholik sei; denn diese pflegen auch hiezulande den Priester mit dem schönen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu begrüßen. „Fast scheint es mir, wir hätten uns schon einmal gesehen“, sagte er dann, indem er ihn näher betrachtete.

„Mein Name ist Wilhelm“, — entgegnete der Jüngling.

„Ah, ah, jetzt weiß ich“, — versetzte der Vater. — „Ich habe schon vieles von Ihnen gehört. Nicht wahr, Sie sind mit Maria, Sehns jüngster Tochter, verlobt?“

„Zawohl.“

„Und jetzt weiß ich auch, wo ich Sie gesehen. Haben Sie nicht eben mit Sehns Familie vor der Thüre gegessen?“

„Ganz richtig, Herr Vater!“

„Wie man sich erzählt, sind Sie ja auch bei Sanjörg eingetreten?“

„So ist es.“

„Nun, die haben an Ihnen einen guten Gang gemacht“, bemerkte der Vater, indem er den jungen Mann mit einem bezeichnenden Blicke musterte.

Der Jüngling lächelte; er fühlte heraus, daß der Vater gewisse Vorzüge an ihm entdeckt haben müsse.

„Wie meinen Sie das, Herr Vater?“ fragte er mit dem Ausdruck der besten Laune.

„Je nun“, — versetzte der Gefragte, — „Sie sind noch ein junges Blut, sind kräftig, wohlhabend, überhaupt ein schmuckes, angesehenes Herrchen, wie es den Muckern nur kann willkommen sein.“

Um diese Andeutungen des Vaters besser zu verstehen, wollen wir bemerken: Wilhelm war der Sohn eines wohlhabenden Bendemanns. Seine schmucke Erscheinung, seine netten Manieren und die Aussichten

auf ein schönes Vermögen hatten ihm im Schnischen Hause Zutritt verschafft. Der Umstand, daß er Protestant, hatte Maria nicht abgehalten, ihm ihre Hand zu bieten, um die er gebeten, und so hatten sich beide mit Zustimmung der Eltern verlobt.

Teils wohl aus dem natürlichen Trieb, Prose-lyten zu machen, teils auch, um ihn desto fester an die Familie zu fesseln, hatte man ihn zu Jakobine geführt und die Sache so eingefädelt, daß er sich schließlich auch in ihrem Garme verwickelte und zu einem ihrer eifrigsten Verehrer wurde.

„Gins nimmt mich Wunder“, — begann der Vater wieder, — „wie Sie, ein vernünftiger junger Mann, durch die Gaukeleien auf dem Ferra-bras sich konnten hinters Licht führen lassen.“

Wilhelm behielt seinen guten Humor bei. „Ja“, — sagte er lächelnd, — „so viel kann ich Ihnen sagen, daß es Mühe gekostet, bis sie mich hatten. Allein zuletzt habe ich doch nachgeben müssen. — Jakobine giebt wirklich so wunderbare Erklärungen von der Bibel, daß man staunen muß.“

„Sie machen mich neugierig“, — versetzte der Vater. — „Es wäre mir sehr interessant, zu wissen, was denn so auffällig und wunderbar an ihren Erklärungen ist?“

„Ich will Ihnen ein Beispiel sagen, dann mögen Sie selbst entscheiden“, entgegnete Wilhelm. „In der Schrift steht: bei der Sündflut hätten sich die Brunnen der Tiefe aufgethan und die Schlenzen des Him-

mels hätten sich geöffnet. Nun sagt Jakobine, diese Stelle dürfe man nicht wörtlich nehmen, sondern bildlich. Die Brunnen — das sei nicht das Wasser, das in der Erde sich befinde, sondern bedente Verderbniß und Mißwachs, die auf den Feldern eintreten würden, und mit den Schleißen des Himmels sei nicht der Regen gemeint, der auf die Erde falle, sondern die Krankheiten, Seuchen und Plagen, welche über die Menschheit hereinbrechen würden.“

Der Pater mußte herzlich auflachen: „Aber, guter Freund, solche Auslegungen kann Ihnen jedermann geben und noch viel wunderbarere; allein wer sagt Ihnen, daß sie richtig sind? Ganz offen gesprochen: Es thut mir herzlich leid um Sie, daß Sie auch in die Falle gegangen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie aus derselben wieder frei zu machen vermöchte.“

Unter solchen Gesprächen waren sie bis zu einer Stelle gekommen, wo der Pfad nach zwei Richtungen auseinanderging.

„Es thut mir leid“, — bemerkte Wilhelm, — „daß ich Sie nicht weiter begleiten kann; mein Weg geht hier ab.“

Mit diesen Worten reichte er dem Pater die Hand, dankte noch einmal für die Unterhaltung und sprengte dann seitwärts in die Waldung, wo er bald hinter dem Grün des Buschwerkes verschwand.

Der Pater, welcher während des Gesprächs sein Mantelvieh einen langsameren Gang hatte einhalten

lassen, trieb dasselbe nun wieder zum Laufe an. Das brave Tier that, was nur eine gute Mule zu leisten vermag, und bald hielt er vor Rudolfs Thür, stieg ab und trat ein.

Rudolf war zu Hause. Er wollte sofort Verschiedenes zur Erfrischung aufstischen lassen, doch das lehnte der Vater ab. „Ich habe nur eins“, — sagte er, — „was mich hierherführt, und wir wollen gleich zur Sache kommen.“

Damit begann er unter Anwendung aller Gründe, Rudolf von seiner Verbindung mit Maurer abzu ziehen. Sowohl das Lächerliche wie das Nichtswürdige, das die Sache in den Augen jedes Vernünftigen an sich hatte, hielt er ihm vor und unterließ nicht, ihm zugleich auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die sowohl ihm wie seiner Familie aus jener Gemeinschaft erwachsen könnten. — Es war umsonst.

Rudolf wandte und wehrte, drehte und verteidigte sich, so gut es anging. Er fühlte, wie wahr alles sei, was der Vater ihm vorhielt; allein von Maurer sich loszusagen — dazu hatte er nicht den Mut.

Während nun beide miteinander im Gespräche waren, saßen beiseite zwei junge Frauen und horchten. Die eine war Rudolfs Frau, die andere seine Schwägerin, Frau seines Bruders Jakob.

Jene hatte sich die ganze Zeit zurückgehalten; allein ihr ganzes Äußere ließ erkennen, daß sie die Ansichten ihres Mannes keineswegs theilte, vielmehr

zeigte sie eine gewisse stille Befriedigung, sooft der Vater durch ein neues Streiflicht die Lächerlichkeit des Mutherschwindsels beleuchtete.

Die andere dagegen war ganz auf Rudolfs Seite. Mit größter Spannung war sie dem Lauf des Gespräches gefolgt, und dabei flammte ihr Auge wie von einer gewissen mheimlichen Kampfbegier.

Obwohl von Haus aus katholisch, war sie infolge einer unglücklichen Erziehung ihrem Glauben so fremd geworden, wie nur ein Andersgläubiger es sein kann.

Jetzt, da Rudolf schwieg, hatte sie den Augenblick wahrgenommen, ihrem langverhaltenen Ingrimm Luft zu machen. Wie ein Mühlbach, dem man plötzlich die Schleusen geöffnet, stürzten ihr die Worte aus dem Munde hervor. An ein Dämmen des Stromes war da nicht zu denken; der Vater mußte ihm ruhig seinen Lauf lassen. „Nicht wir sind die Schlechten“, — schrie die Wüthende und schlug auf den Tisch, — „nicht wir; die sind es, die uns verfolgen. Wir halten uns an die Bibel, und wenn die Bibel nichts gilt, was soll dann gelten? wir haben das wahre Christentum!“

Als sie endlich ihren ganzen Ingrimm ausgeschüttet und von dem Wuthausbruch schon etwas ermüdet schien, hielt der Vater eine Bemerkung am Platz:

„Gute Frau“, — sagte er gelassen, — „soviel ich weiß, haben Sie lange nicht mehr gebeicht; ich rate Ihnen, wieder einmal Ihr Gewissen in Ordnung zu bringen, alsdann wird vieles anders werden.“

„Was? beichten?“ — schrie die Wütende. — „Einmal habe ich gebeichtet und keinmal mehr. Eher soll man mich todschlagen, als daß man mich wieder am Beichtstuhl trifft.“

Sie ahnte nicht, daß sie mit diesen Worten die Prophetin ihres Schicksals war.

Der Vater wußte genug. „Sie wollen nicht hören“, — sagte er, — „gebe Gott, daß Sie nicht fühlen!“

Damit verließ er das Haus, im Innern jene schmerzlichen Gefühle, die nur das Herz eines seelen-eifrigen Priesters kennt, wenn er ein Schäflein aus seiner Herde mit offenen Augen in den Abgrund rennen sieht.

Vierzehntes Kapitel.

Ein unbequemes Schreiben.¹⁾

Um das Nachfolgende richtig zu verstehen, wird es nötig sein, eine Bemerkung voranzuschicken.

Brasilien war unter dem Kaiserreiche wie auch jetzt noch in zwanzig Provinzen (jetzt Staaten) eingeteilt. Jede Provinz zerfiel wieder in Comarcas (Bezirke), jede Comarca in Freguezias (Pfarreien), jede Freguesie in Distrikte, und der Distrikt in Quarteiroes (spr. Quartéroins) oder Viertel.

¹⁾ Treu nach den Mittheilungen des Subdelegado Spindler und des Viertelsinspektors Johann Lehn.

Auf diese verschiedenen Gebietssteile ist das Polizeiwesen in der Weise verteilt, daß der Provinz ein sog. Polizei-Chef, der Comarca ein Delegado, der Freguesie ein Subdelegado, dem Quarteirao (spr. Quarteiraong) ein Viertelsinspektor vorgesetzt ist.

Der Polizei-Chef der Provinz zur Zeit, von der wir reden, war ein Brasilianer und hatte seinen Sitz, wie alle andern, in Porto-Alegre. Der Delegado der Comarca Sao Leopoldo, welcher in der Stadt Sao Leopoldo wohnt, sowie der Subdelegado und der Viertelsinspektor für den Leoner Hof, welche ihren Wohnsitz auf der Kolonie haben, sind deutscher Abkunft.

Wie wir gehört, war die Bittschrift der Siebenundvierzig an den Delegado gerichtet. Dieser ließ alsbald dem Subdelegado die Weisung zugehen, sich über die verschiedenen, in der Bittschrift berührten Anklagepunkte genauer zu unterrichten.

Ohne Verzug wurde dieser Auftrag ausgeführt, und da der Subdelegado den Inhalt der Klageschrift mit der Wahrheit im Einklang fand, so sandte er durch den Viertelsinspektor ein Schreiben an Maurer, worin er denselben aufforderte, sich bezüglich der ihm und seiner Sekte zur Last gelegten Punkte vor ihm zu verantworten.

Maurer befand sich gerade in der Moga (sprich Mossa), als der Inspektor in seinem Hause eintraf, und mußte also gerufen werden. Worum es sich handelte, das hatte ihm der Bote schon unterwegs gesagt. Gleich-

wohl hatte er es für geraten gefunden, nicht sofort in das große Zimmer zu gehen, wo der Inspektor saß, sondern sich vorerst in Jakobinens Stammer zu begeben, wo die Fremden nur zum Abschiedsruß zugelassen wurden und nur die Vertrauten häufigeren Zutritt hatten.

Dort saßen Robinson und Christian Kassel.

„Was ist? was giebt's?“ fragte Maurer.

„Du sollst dich vor dem Subdelegado stellen; es seien Klagen gegen dich eingelaufen, um derentwillen du dich zu verantworten hättest.“

„So muß ich wohl gehen!“ meinte Maurer.

Jakobine war zornig über die Gutmütigkeit ihres Mannes. Robinson hätte jetzt schon losgeschlagen, wenn es angegangen wäre; allein es wäre zu toll gewesen.

„Was werde ich also dem Inspektor sagen?“ fragte Maurer.

„Sag' ihm, unsere Sache sei nicht von dieser Welt, keine Polizei habe da hineinzureden“, lautete der Bescheid.

Maurer ging. Der Inspektor überreichte ihm die Vorladung.

„Ich kann nicht lesen; ich verstehe diesen Krabstrabs nicht“, hielt ihm Maurer entgegen und schob das Papier zurück.

„Hat nichts zu sagen; ich lese dir es vor.“ Der Inspektor las und Maurer hörte zu.

„Das ist alles recht hübsch, was du sagst“, — versetzte Maurer, — „aber geh' zu deinem Subdelegado

und sage ihm, ich komme nicht. Meine Sache sei keine Polizeisache, und ich könne das, was ich zu meiner Verantwortung nötig habe, nicht mitbringen, da es geistiger Natur sei; wenn er etwas wolle, möge er selbst kommen und an Ort und Stelle Kenntnis nehmen."

Der Inspektor, welcher Maurers Nachbar war und denselben sehr gut kannte, sah ein, daß dieser sich durch seine Weigerung nur größeren Unannehmlichkeiten aussetzen werde und suchte ihm deshalb das Bedenkliche jenes Schrittes begreiflich zu machen.

"Maurer", — sagte er, — „du thust nicht recht, wenn du nicht folgst. Der Subdelegado hat seinen Auftrag vom Delegado und muß ihn ausführen, und wenn du dich halsstarrig zeigst, wirst du sehen, daß man Gewalt braucht. Du würdest klüger thun, wenn du dich fligtest. Denn was hast du gewonnen, wenn der Delegado eine Eskorte Soldaten schickt und dich gewaltsam abführen läßt?"

Bei den Worten „Eskorte“ und „Soldaten“ konnte man bemerken, wie den Wunderdoktor ein gewisses unheimliches Gefühl beschlich. Einen Augenblick fing er an zu zaudern. Allein der Weg war ihm vorgegeschrieben; er konnte nicht anders und sagte gleichsam auf's Geratewohl: „Wie ich dir gesagt, so bleibt es; ich gehe nicht. Der Subdelegado soll, wenn er etwas will, hübsch selber kommen. Das sage ihm.“

Der Inspektor stand mit untergeschlagenen Armen da und schaute Hanjörg mit einem bedenklich fragenden Blick an.

„Maurer, — das kann dir schlecht bekommen.“

Mit diesen Worten zog er sich zurück, um dem Subdelegado über den Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Skaun war er fort, so ging drinnen ein lebhafter Gedankenaustausch vor sich. Alle suchten sich gegenseitig zu überbieten in Ausdrücken der Hingebung an Jakobine und ihre Sache, und erklärten sich zu jedem Opfer bereit, sodaß dieser Tag, wenn eine Veranlassung zu Ärger und Verdruß, doch zugleich ein Tag des Triumphes für die Prophetin war.

Fünfzehntes Kapitel.

Abgeführt. ¹⁾

Die Wallfahrten nach dem Ferrabraz dauerten fort. In Gruppen wie einzeln sah man die Andächtigen hinaufziehen und dem Wunderpaar ihre Huldigung darbringen. Und nicht mit leeren Taschen kamen sie. In blauen und weißen Quersäcken, in kleinen und großen Säcken, zu Pferd und zu Wagen brachten sie das Beste, was sie hatten: Erbsen, Bohnen, Linsen, grüne Gemüse, Zucker, Farin und Eier, Hühner und Gänse und anderes mehr, was man glauben konnte, daß es der Frau Prophetin und ihrem Gemahl

¹⁾ Theils nach persönlichen Mittheilungen des betr. Polizeibeamten, theils nach den gleichzeitigen Zeitungsberichten.

genehm sei, und legt es dem angebeteten Paar zu Füßen.

Und gerade in den letzten Tagen hatte das Zustragen von Lebensmitteln einen besonderen Aufschwung genommen, wohl deshalb, weil die Bedrohung von außen ein um so festeres Anschließen der Sektirer an ihr Haupt und untereinander empfahl. Ueberdies hielt noch etwas anderes die Mucker in Spannung: Jakobine hatte wieder ein großartiges Ereigniß vorhergesagt, das diesmal auf den 22. Mai eintreffen sollte. Was es eigentlich sei, wußte man freilich nicht. Selbst ihre nächsten Freunde schien die Prophetin diesmal hierüber im Unklaren gelassen zu haben, und wohl mit gutem Grund. Da jedoch auf den 22. das Himmelfahrtsfest fiel, so vermuteten einige, Jakobine werde an diesem Tage gegen Himmel fahren; andere aber dachten an andere Dinge, etwa an ein schreckliches Gottesgericht, das plötzlich über die Menschheit hereinbrechen werde, oder gar an den bevorstehenden Weltuntergang.

Kurz, die Mucker waren insgesammt voll der größten Erwartungen und konnten nur mit Ungeduld den Tag herannahen sehen, der, wie sie glaubten, Jakobinens Sache mit einem neuen Glorienschein umgeben werde.

Indessen aber hatte die Weigerung Maurers bereits ihre Folgen gehabt. Der Inspektor hatte pflichtgemäß den Subdelegado in Kenntniß gesetzt; der Subdelegado hatte den Delegado benachrichtigt und dieser

hielt die Sache für wichtig genug, um sie dem Polizei-Chef vorzulegen.

Dies war der Anfang des Gewitters, das sich jetzt über den Häuptern des Wunderpaares und ihrer Anhänger zusammenzog.

Schon am 19. Mai erschien der Polizei-Chef an der Spitze von 50 Polizei-Soldaten in Sao Leopoldo und verhandelte mit dem Delegado. Es war Montag. Am folgenden Dienstag setzte sich der Delegado zu Pferde und ritt, von 5 Soldaten begleitet, nach dem Leoner Hof.

Eine Bewegung der Freude ging über die Kolonie, sobald die Sache ruchbar wurde.

Jakobine mochte, trotz ihrer Prophetengabe, keine Ahnung von dem haben, was gegen sie und Hansjörg im Anzug war. Sie lebte ihr trüges Leben und ließ sich bedienen. Denn bereits war es Hausregel geworden, daß Jakobine nicht mehr arbeiten durfte: weder flicken noch stricken, weder fehren noch kochen, noch sonst eine Hantierung wagte man ihr zuzumuten, sondern alles dies mußten die Frauen und Mädchen im Hause besorgen, über welche sie ein ehernes Regiment führte, während sie den Männern ein freieres Leben gestattete.

Da verbreitete sich plötzlich drinnen die Nachricht:
„Sie kommen!“

Und sie kamen — der Delegado mit seinen fünf Soldaten.

Diese hatten eine große Aufregung im Hause erwartet, vielleicht Versuche zum Widerstand; allein nichts dergleichen war bemerkbar.

Sie kamen näher, alles blieb ruhig; höchstens, daß ein Gesicht neugierig und versteckt hinter einem Fensterladen hervorblickte.

Was hatte man vor, daß man sich ihrer Ankunft gegenüber scheinbar so gleichgültig benahm? Wer die Heißsporne und Sprudelsköpfe kannte, welche der Sekte angehörten, der mochte sich wundern und vielleicht denken, daß es sich hier um eine Art Kriegslist handle, um sie ganz in die Nähe kommen zu lassen und dann zu verderben.

Alein die Sache hatte einen andern Grund.

Zwei Ansichten waren unter den Mäthern vertreten: die einen meinten, man müsse sich nichts gefallen lassen und eher sofort losschlagen, als daß man der Gewalt weiche; andere hingegen sahen wohl ein, daß ein dergleichen Vorgehen bei dem damaligen Stand der Dinge eine Thorheit sei. „Wir sind weder stark genug, noch gerüstet, um jetzt schon einen entscheidenden Schritt zu thun. Laßt sie nur machen. Das Äußerste, was man thun kann, wird sein, daß man uns gefangen abführt und in das Gefängnis bringt; aber da werden gute Leute und ein paar klingende Münzen uns rasch wieder die Thüre aufthun. Also nur ruhiges Blut, keine Gewalt! komme, was wolle!“

Letztere Ansicht war durchgedrungen; sie war die, welche, wie man versicherte, auch der Geheimnißvolle

theilte, und so konnte der Delegado ungestört in das Haus gelangen.

Sofort wurde Maurer samt den übrigen gerade Anwesenden verhaftet. Darauf begann die Hausdurchsuchung.

Nach dem Wortlaut der Bittschrift war zu vermuten, daß auch Pulver, Blei und Waffen sich vorfinden; allein hiernach suchte man vergeblich. Natürlich! die Mucker hatten Verstand genug, um alle verdächtigen Gegenstände vor den Augen und Händen der Behörde noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Sie konnten also, wie sie auch thaten, dem Verlauf der Untersuchung mit gleichgültiger Ruhe zusehen. Immerhin konnte man dieser anmerken, daß sie einigermaßen erklüffelt war.

Als nun endlich der Delegado seine Aufgabe beendet glaubte, gab er Maurer Befehl, ihn nach Sao Leopoldo zu folgen. Dieser stieg zu Pferde und etwa dreißig seiner Anhänger mit ihm.

„Und Jakobine?“ fragte der Delegado.

„Die ist krank“, — entgegnete Maurer, — „die kann den weiten Weg nicht mitmachen.“

Und in einem vielstimmigen, ungeordneten Gemurmur hallte es aus dem Hause wieder: „Nein, das kann nicht sein; sie kann nicht gehen; es würde sie töten. Wenn man das will, so möge man sie nur gleich umbringen; warum sie erst noch lange quälen!“

Es mochte unangenehm für den Delegado sein, auf einen derartigen Widerstand zu stoßen; allein im

Augenblick wäre es unklug gewesen, denselben unberücksichtigt zu lassen. Er schwang sich also aufs Pferd, die fünf Polizisten mit ihm, und in langem Zug ging's die Plantage hinab gegen Leopoldo zu, wo sie gegen Abend desselben Tages anlangten.

Dort hatte sich die Nachricht von Maurers Ankunft rasch verbreitet. „Der Wunderdoktor! der Wunderdoktor!“ lief es von Mund zu Mund. Alles freute sich und frohlockte, daß Maurer vor das Gericht gestellt würde; denn nun hoffte man, werde dem Treiben auf dem Terrabraz mit einem Male ein Ende gemacht.

Noch am selben Abend wurde zum Verhör geschritten. Maurer gestand, daß in seinem Hause Versammlungen stattfänden und daß Jakobine die Bibel erkläre. Auf die Frage, warum diese nicht mitgekommen, entgegnete er, weil sie zu schwach sei, daß sie aber auch, abgesehen davon, vor dem 22. Mai nicht erscheinen könne.

Man fragte ihn auch, ob er Pulver und Blei im Hause führe. Hierauf gab er ausweichende Antwort.

Noch einige andere Fragen wurden gestellt, auf welche Maurer antwortete, wie es ihm gut schien. Darüber war es Abend geworden. Der Polizei-Chef schloß das Verhör, und Maurer ging mit sieben seiner Genossen nach dem Municipal-Gefängnis, oder, wie man zu sagen pflegt, nach der „Kadea“.

Sechzehntes Kapitel.

Jakobine folgt nach. ¹⁾

Das Ausbleiben Jakobinens war für die Behörden eine Verlegenheit. Lag in den Vorgängen auf dem Ferrabraz etwas Ordnungswidriges und Gefährliches, so mußte vor allem diejenige vernommen werden, welche Mittelpunkt und Triebfeder der ganzen Bewegung war.

Die Schwierigkeit lag nun darin, wie man ihrer habhaft werden könne, ohne zu Widerseßlichkeiten und Blutvergießen Anlaß zu geben.

So wurde also hin und her beraten, was zu thun sei.

Zulezt hielt man es für das beste, wenn man einen Mann ausfindig machte, der den Muckern Vertrauen einflöße, und denselben unter militärischer Bedeckung mit einem Wagen hinaufschiebe, um die Prophetin abzuholen.

Der Mann war bald gefunden.

In Sao Leopoldo lebte damals ein gewisser Luiz Weber, eine gefleckte Figur, schon etwas betagt, wie der silberne Bart und das graue, gelichtete Haupthaar verrieten; aber immer noch voll Thatkraft und

¹⁾ Nach den persönlichen Angaben des Herrn Luiz Weber in Sao Leopoldo.

fähig, einen Handstreich auszuführen. In der Provinz war er viel gewandert und bekannt, und das wohlwollende, schlaue Auge, sowie das gefällige Wesen im Umgang hatten ihn allerwärts zu einer beliebten Persönlichkeit gemacht. Ein langjähriger Militärdienst hatte überdies seinem ganzen Äußern einen gewissen Zug von Bestimmtheit und imponirender Haltung aufgedrückt.

Eben weil er die Provinz gut kannte, war er schon manchmal von der Behörde als Baqueano, d. h. als kundigen Begleiter gedungen und bezahlt worden, und hatte sich auf diesem Wege einiges Vermögen gesammelt.

An diesen also dachte der Delegado sofort und zögerte nicht, ihn dem Polizei-Chef in Vorschlag zu bringen.

Noch am selben Nachmittag erschien ein Herr von der Behörde bei Weber und überreichte ihm ein Schreiben des Polizei-Chefs. Ruiz öffnete und las und konnte seine Überraschung und seine Bedenkllichkeiten nicht ganz unterdrücken.

„Ich soll die Jakobine holen?“ sagte er endlich, als er zu Ende war.

„Ich weiß“, — versetzte der andere. — „Und das thust du auch; du bist der Mann dafür.“

Nebenan im Zimmer befand sich Ruiz' Frau.

Straum hatte dieselbe gehört, worum es sich handle, als sie besorgt hervorkam.

„Im Gottes willen, Luiz“, sagte sie, — „du wirst doch nicht auf den Ferrabraz gehen?“

„Warum nicht, Senhora?“ — fragte der Überbringer des Briefes. — „Glauben Sie, daß es ein gefährliches Unternehmen sei?“

„Ach Gott! gewiß glaube ich das“, — erwiderte die geängstigte Frau. „Man weiß ja, daß die Mucker Pulver und Blei gekauft haben, und weiß auch, was es für Leute sind. Wenn man sie reizt, steht alles zu befürchten.“

„Seien Sie deshalb ganz unbesorgt“, — entgegnete der andere beruhigend. „Die Sache ist vollkommen ungefährlich. Wenn die Mucker sich zur Wehr setzen wollten, hätten sie es vor einigen Tagen gethan, als man den Maurer und die vielen anderen abführte. Das waren lauter handfeste Männer, denen es eine Leichtigkeit gewesen wäre, den Delegado mitsamt seinen Leuten über den Haufen zu schießen. Zudem soll Luiz alles im Guten abmachen, nicht mit Gewalt, und da ist er ganz der Mann, denn die Mucker kennen ihn und haben Vertrauen zu ihm. Übrigens bekommt er ja auch, der Vorsicht halber, noch eine Bedeckung mit.“

Dieses Zwiegespräch spann sich noch weiter fort. Luiz hatte während desselben Zeit, die Gründe für und wider abzuwägen. Jetzt stand sein Entschluß fest.

„Ich gehe!“

„Nun, ich habe mir gedacht, daß du es übernehmen würdest“, — versetzte der Abgesandte des

Polizei-Chefs befriedigt. — „Aber alles mit Vorsicht und ohne Aufsehen!“

„Laß mich sorgen!“

Der Überbringer des Briefes entfernte sich. Luiz ging in den Schuppen, machte einen Wagen zurecht und schirrte die Pferde, die er für den geeigneten Augenblick im Stalle bereitstehen ließ.

Schon war es Abend geworden — der Vorabend von Christi Himmelfahrt 1873. Luiz hielt es für ratsam, die Nacht hereinbrechen zu lassen. Jetzt, da in der Stadt und mehr noch draußen auf der Kolonie alles still und einsam geworden war, glaubte er den rechten Moment gekommen.

Nach wurden die Pferde eingespannt, ein handfester Junge stieg als Lenker auf den Wagen, er selbst auf sein Reittier, und so ging es vorwärts nach dem Ferrabraz. Erst als er sich schon eine Strecke von der Stadt entfernt hatte, folgte auch die Bedeckung, ein Hauptmann mit acht berittenen Soldaten. Man hatte diese Vorsicht gebraucht, um jedes Aufsehen zu vermeiden.

Schon waren sie auf dem Hamburger Berge angekommen, da fiel unserm Baqueano ein, daß er keinen Speisevorrat bei sich hatte. Er erinnerte sich, was man von dem Ferrabraz behauptete: daß es gefährlich sei, dort Speise und Trank zu sich zu nehmen, und so pochte er hurtig an dem nächsten Hotel: „Vater Kröff!“ Der Wirt erschien — der alte, gemüthliche Vater Kröff.

„Was giebt's?“

„Ganz im geheimen — ich gehe nach dem Ferrabraz, die Jakobine holen. Lange mir schnell zwei Weißbrote heraus und einen Schluck dazu; ich habe in der Eile vergessen, etwas mitzunehmen, und Brot von den Muckern esse ich nicht.“

Vater Kröff schmunzelte. Ihm war die Nachricht nach dem Herzen. Er brachte Weißbrot und Flasche, und Luiz setzte seinen Weg fort.

Als sie bei dem Serraner Peter angelangt waren, hielt er an und stieg ab.

„Wie steht es droben auf dem Ferrabraz? wird man dort viel Volk antreffen?“

„Daran fehlt es nicht“, — gab der Serraner zurück. — „Man jagt, es möchten ihrer an siebzig sein.“

Luiz stuzte. Er ließ den Hauptmann mit der Bedeckung herantommen: „Was meinen Sie, Herr Hauptmann, dürfen wir angesichts einer so großen Anzahl es wagen?“

Der Hauptmann zuckte die Achsel: „Ich bin an Sie gewiesen“.

„Und ich an mein Papier“, — erwiderte Luiz. — „Und mein Papier sagt: voran!“

Sie stiegen wieder auf. Bald hatten sie das Haus des Lehrers Weiß erreicht und bogen dann links in den Wald ein.

Nach einem kurzen Mitt hielten sie auf einem offenen Platz, von dem aus die Wege in Maurers Plantage führten.

„Die Waffen zurecht!“ hieß es jetzt, und alle zogen blank.

Alsdann ging es auf zwei verschiedenen Wegen dem Hause zu: Luiz mit 4 Mann auf dem unteren, der Hauptmann mit den andern vier auf dem oberen.

Sobald sie bei dem Hause angekommen, zeigte Luiz seinen Befehl vor: „Ich habe Auftrag, Jakobine nach Sao Leopoldo zu bringen; aber auf gültlichem Wege; sorgt also, daß sie aus freien Stücken folge. Hier ist der Wagen für sie.“

Jedoch niemand zeigte Lust, Überbringer des Auftrages zu sein; dagegen erschienen zahlreiche Gesichter an den Fenstern und schauten neugierig durch die Scheiben. Alles sah friedlich aus. Einer kam sogar heraus und lud sie zum Frühstück ein. Wenn man auch — schon aus der oben erwähnten Furcht — von dieser Einladung keinen Gebrauch machte, war dieselbe doch ein Grund, die Mucker selbst in ihrem Frühstück nicht zu stören. Diese setzten sich um ihren langen Tisch und ließen sich's schmecken.

Als sie sich endlich wieder erhoben, hoffte Luiz, man werde sich nun ins Unvermeidliche fügen; er verlangte also zum zweitenmal, daß man Jakobine herausbringe.

Vergeblich. —

Da ging dem Alten die Geduld aus. Er schrie in die Menge hinein, wies auf seinen Befehl hin, auf die Pflicht, dem Gesetze zu folgen, und appellierte an den deutschen Charakter und fügte dann bei: „über-

legt, was ihr thut! Bringt ihr Jakobine nicht aus freien Stücken heraus, so holen sie meine Leute mit Gewalt."

Es schien, als hätte diese Ansprache Eindruck gemacht. Nur um eines baten die Mucker noch, daß sie vorher ein Lied singen dürften.

"Wenn weiter nichts", — versetzte Luiz — "das mögt ihr thun."

Sie begannen also zu singen. — Es war ein herzerreißendes Gewirr von Stimmen; der Baqueano ließ sie gewähren. — Allein das wollte kein Ende nehmen.

"Chega! Chega! Genug, genug!" — rief er zuletzt, als sie gar nicht aufhören wollten, — "laßt es endlich einmal genug sein!"

Die Sänger schwiegen.

"Wird also Jakobine jetzt kommen?"

"Jakobine", — antwortete man ihm, — "die ist tot."

Das war des Guten zu viel. "Tot?" schrie er. — "Nun wohl, tot oder lebendig, — heute muß sie nach Sao Leopoldo. Leute, aus Werk!"

Vier Soldaten traten ein. Sie fanden Jakobine in vollem Anzug ausgestreckt auf ihrem Lager. Starr und regungslos schien sie in der That einer Toten gleich.

Die Soldaten erfaßten die Unterlage und trugen sie auf derselben, so wie sie war, hinaus auf den Wagen.

Raum war sie auf demselben niedergelegt, da kam der ganze Schwarm der Mucker: Männer und Frauen, Gesunde und Kranke, und war im Nu auf dem Wagen. Die Soldaten wetterten. „Was tausend!“ — schrien sie. — „Herunter mit dem Volk! herunter!“ — „Laßt sie nur! laßt sie! solange sie der Wagen trägt“, rief Luiz dazwischen und gab dem Fuhrmann ein Zeichen. Dieser schüttelte die Zügel und voran ging es.

Es war ein holperiger Weg; der Wagen neigte sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und manchmal mochte man glauben, jetzt schlage er um und werfe seine Passagiere in das nächste Gebüsch. Doch verlief die Fahrt ohne Unfall.

Jakobine schlief, und schlief fort trotz Schütteln und Mitteln bis in die Stadt.

Siebenzehntes Kapitel.

Jakobine vor Gericht. — Die Erweckungsscene und das Verhör. ¹⁾

Vom Turme der Pfarrkirche läuteten gerade die Abendglocken, als Luiz mit Jakobine und der militärischen Bedeckung in Sao Leopoldo wieder eintraf. Die Aufregung in der Stadt war groß.

Was stehen und gehen konnte, begab sich nach dem Municipalgebäude, um die Prophetin zu sehen.

¹⁾ Nach gleichzeitigen Zeitungs- und Privatmittheilungen.

— Hier befand sich auch der Polizei-Chef, der ihrer harrete.

Jetzt hielt der Wagen an.

Jakobine war steif und regungslos wie vorher, und schien für alles, was um sie her vorging, keine Empfindung zu haben. Einige Soldaten hoben sie vom Wagen und trugen sie hinein in den Saal, wo sie dieselbe der Länge nach auf einem Tische niederlegten. Nun begann die Verlegenheit: Wie sollte man die Schlafende aus ihrem bewußtlosen Zustande aufwecken?

Da die Sache ihre komische Seite hatte, fühlte sich der Mutwille mancher herausgefordert. Man ging also hin, schrie ihr ins Ohr, bat sie höflich, hübsch aufzuwachen, erinnerte sie, daß es schon spät am Tage sei, und daß Hansjörg sie zu sprechen verlange — es war umsonst.

„Man muß sie etwas rütteln“, — meinte einer, — „vielleicht, daß sie dann aufwacht.“ Auch dieser Versuch bewies sich als erfolglos.

Der Polizei-Chef winkte einem Soldaten und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dieser ging und kam bald mit zwei Ärzten zurück.

„Uuifere Kunst“, — bemerkte lächelnd der Polizei-Chef, — „ist am Ende, nun mögen Sie versuchen, was die Ihre vermag.“

Die Ärzte quälten sich ab; allein nachdem sie ange alle Mittel versucht und ihre Weisheit erschöpft,

sahen sie sich lachend einander an und erklärten, daß sie ratlos seien.

Schon wollte man die Hoffnung aufgeben, zu einem Ergebnis zu kommen, da fiel dem Polizei-Chef zu rechter Zeit noch ein guter Gedanke ein.

Vor dem Tisch, auf dem Jakobine lag, standen verschiedene ihrer Getreuen: zwei junge Frauen, vier alte Weiber, ein an Krücken gehendes Mädchen, dazu eine Schwester Jakobinens, zwei Brüder und der Vater des Hansjörg und Fuchs, der Küster, der uns unter dem Namen des Mullenjakob bekannt ist.

An diese wandte sich der Polizei-Chef: „Wißt ihr kein Mittel“, — fragte er, — „wie man eure Prophetin erwecken kann?“

„Es giebt nur eines“, — erwiderte Fuchs.

„Und das wäre?“

„Das ist der Gefang.“

„Ihr meint, wenn ihr singen würdet, werde Jakobine erwachen? — Nun wohl, so singt.“

Die Mucker steckten die Köpfe zusammen und hielten Rat; allein es schien, sie könnten zu keinem Entschlusse kommen. Wollten sie sich über die Nummer des Viebes verständigen, oder was war es?

Die Leute umher wurden ungeduldig und machten ihre Wize. Es half nichts.

„Zum Kuckuck!“ — rief der Polizei-Chef, — „wie lange soll das dauern? Die Erlaubnis habt ihr, warum singt ihr nicht?“

Jetzt endlich wurde begonnen; es war ein Weihnachtslied: „Fröhliche Zeit“, und hatte fünfzehn Strophen. — Bedenken muß man, daß die Minder erst eben auf dem Hamburger Berge trotz Staub und Hitze eine gute Zeit hindurch sich müde gesungen hatten; man hätte annehmen sollen, sie würden es jetzt kurz machen. — Allein alle fünfzehn Verse wurden gesungen.

Indes Jakobine rührte sich nicht.

Dem Polizei-Chef riß die Geduld. Die Sänger selbst wurden verblüfft. Da ging der Molenjakob auf die Prophetin zu, faßte ihre Hand, und die Augen zum Himmel gerichtet, murmelte er einige Worte.

„Noch fünf Minuten, Herr Polizei-Chef“, — wandte er sich dann an diesen, — „und sie wird aufwachen.“

Alles war voller Spannung. Und richtig; als die fünf Minuten um waren, schlägt Jakobine die Augen auf, richtet sich empor und schaut umher: „Wo bin ich?“

„Auf dem Polizei-Büreau, Senhora!“

Sie murmelt einige Worte. Man fragt, was sie meine. „Es seien viele Spötter umher!“ versetzt Fuchs im Namen seiner Genossen.

Jakobine schaut sich wieder um, verlangt nach Wasser und Speise. Alles wird ihr gereicht, und sie läßt sich's schmecken. Hierauf macht sie Anstalten, sich von neuem ihrem Schlaf zu überlassen. Doch das gelang ihr nicht. Das Publikum war zu gereizt gegen die Maurerische Sekte, als daß sie Mitleid mit deren

Urheberin gehabt hätte, und so mangelte es nicht an heißenden Spott- und Stichelreden, welche an Derbheit nichts fehlen ließen. „Steh' auf, Jakobine!“ — rief man ihr zu. — „Du liegst ja da wie ein totes Tier; setze dich, wie es sich schickt.“ Selbst mit den Tieren, die der verlorene Sohn gehütet, verglich man sie. —

Lange Zeit ließ die Prophetin alles über sich ergehen; zuletzt aber riß ihr der Faden der Geduld und sie begann, ihrem Zorne Luft zu machen, indem sie an die Strafgerichte erinnerte, die über die Spötter kommen würden.

Doch diese Strafpredigt blieb ohne Wirkung, und sie sah sich genötigt, die Hilfe des MuleuJakob, ihres Freundes und Klüfters, anzurufen. Dieser hatte aber kaum Miene gemacht, seine Advokatenrolle auszuüben, da winkte der Polizei-Chef einem Soldaten, und mit einem „Vamos!“ (vorwärts!) schob dieser den Verdachten zur Thüre hinaus und brachte ihn nach der Cadca, wohin etwas später auch Jakobine ihm folgte.

Des andern Morgens erschien Jakobine wieder vor dem Gerichte. Diesmal konnte das Verhör mehr in Ordnung vorgenommen werden.

Jakobine behauptete, sie sei die nächste bei Gott; den Leuten ihrer Sekte habe sie deshalb verboten, Gemeinde-Schule und Kirche zu besuchen, weil dort falsche Lehren vorgetragen würden. Allerdings verteidigte ihr Mann Arzneien; aber eine Erlaubnis von seiten der Behörde dazu brauche er nicht, er habe seinen Beruf von Gott.

Nach dem Verhör ward sie in das Gefängniß zurückgebracht.

Noch am selben Tage fuhr ein Dampfer den Rio dos Sinos hinunter, auf welchem sich Maurer, Jakobine und der Molenjakob befanden. Es ging nach Porto Alegre, wo ihre Sache noch einmal verhandelt werden sollte. Dort angekommen, wurden Maurer und Fuchs in der Cadea, Jakobine aber mit Rücksicht auf ihren krankhaften Zustand in der Casa da Misericordia, d. i. im städtischen Hospitale, untergebracht.

Hiermit schien die Sache der Mucker abgethan. In Sao Leopoldo, in Porto Alegre und auf der Kolonie herrschte große Freude, und in den Zeitungen wurden Dankeserklärungen veröffentlicht, in denen man jene erhob, welche beim Vorgehen gegen die Sekte am energischsten mitgewirkt hatten.

Die Zukunft sollte zeigen, daß die Freude verfrüht war.

Achtzehntes Kapitel.

Das gestörte Pfingstfest. ¹⁾

Jakobine und Hansjörg befanden sich noch immer in Gewahrsam in Porto Alegre. Indessen gingen

¹⁾ Treu nach der Erzählung des Subdelegado Christian Spindler.

die Versammlungen auf dem Terrabraz vor wie nach ihren gewohnten Gang.

Heute war Pfingsten. In wallenden Kleidern mit fliegenden Bändern sah man die Andächtigen hinauf zum Feste reiten, nicht ohne geheimen Ingrimm gegen die, welche die Abwesenheit des Wunderpaares veranlaßt hatten. Wohl mochten sie denken, daß diesmal niemand sie in ihrer Andacht stören würde; doch darin hatten sie sich getäuscht.

So sehr sie sich nämlich bemüht, ihre heutige Versammlung geheim zu halten, hatte doch der Inspektor, Maurers Nachbar, noch rechtzeitig von derselben Kenntnis erhalten und dem Delegado Anzeige gemacht. Dieser aber hatte seine Vorkehrungen getroffen, und so geschah es, daß, während die Mucker in einzelnen Gruppen nach Hansjörgs Wohnung ritten, vom Hause des Subdelegado aus eine andere Gruppe ebendahin ihre Richtung nahm, mit der Absicht, die religiöse Feier zu verhindern.

Es waren dies der Subdelegado, ein Unteroffizier und drei berittene Polizeisoldaten.

Der Subdelegado war ein Mann von mittlerer Größe, nicht hager, aber auch nicht beleibt, der an der Grenze der Fünfziger stehen mochte. Auch er hatte in seiner äußeren Haltung und besonders im Accent seiner Sprache etwas Militärisches an sich, dem der dicke, schwarze Schnurrbart noch nachhalf. Einen Säbel trug er freilich nicht; auch keine Uniform; er ging, wie die Polizeibehörden überhaupt, der Chef nicht

ausgenommen, in Civil, und hatte, wo er öffentlich auftrat, keine andere Auszeichnung, als daheim in seiner Bende, wo er Wein, Bier und andere Getränke sowie Ellen- und Kurzwaren verkaufte.

Die Weisung des Delegado, gegen die Sektierer vorzugehen, war ihm keineswegs erwünscht gekommen, denn er sah die Plakereien voraus, die ihm hieraus erwuchsen: war er säumnig, so wurde er straffällig, that er seine Pflicht, so stellten sich ihm andere Verantwortlichkeiten entgegen.

Zuerst ging die Zeit, die er der Sache opferte, für sein Geschäft verloren; sodann hatte er für amtliche Mithewaltung keine Vergütung zu erwarten, nicht einmal Gehalt bezog er, sondern mußte sich mit der Ehre begnügen. — Das einzige, was ihm in Aussicht stand, war der Haß und Groll der Sektierer.

Doch mochten die Dinge sein, wie sie wollten: der Subdelegado war ein Mann der Ordnung und so setzte er sich auf sein Pferd und ritt, von seiner kleinen Mannschaft begleitet, voran.

Noch waren sie nicht weit geritten, als sie von verschiedenen Seiten Anhänger Hanjörzs kommen und den Weg nach dem Terrabraz einschlagen sahen. — Es war Gefahr, daß dieselben sie gewahr wurden, und dann wäre ihre ganze Absicht vereitelt worden.

Der Subdelegado war rasch entschlossen: „Reitet ihr voran, so schnell ihr könnt“, — sagte er zu den Soldaten, — „und wenn ihr den Leuten aus den Augen seid, versteckt eure Pferde. Ich komme nach,

und wenn dann die Mucker alle beisammen sind, fallen wir plötzlich über sie her und lassen sie Termo passieren.“¹⁾

So geschah es.

Mittlerweile hatte sich auch der Inspektor der kleinen Truppe angeschlossen, und so ritten sie gemeinschaftlich dem Maurerschen Hause zu.

Staum aber waren sie diesem so nahe gekommen, daß sie den Vorplatz überschauen und die zahlreichen Pferde sehen konnten, welche dort zerstreut standen, als ein Stüudel von Menschen aus dem Innern des Hauses hervorquoll und in langer Doppelreihe den Weg besetzte.

„Diabo!“²⁾ — schrie einer der Soldaten — „sie haben uns bemerkt.“

„Aber was will dieses sonderbare Manöver?“ — fragte man sich. — „Sollten sie wohl etwas Böses im Schilde führen? Jedenfalls ist die Sache verdächtig!“

„Verdächtig hin, verdächtig her“, — rief der Subdelegado, — „jedemfalls sind wir keine Feiglinge“, und so sprengte er voran, während die andern ihm folgten.

¹⁾ Passar termo heißt: die schriftliche Erklärung abgeben, daß man sich gewisser Ausschreitungen enthalten wolle, ein Gerichtsverfahren, wodurch der betreffende unter Polizeiaufsicht gestellt wird.

²⁾ Diabo! = Teufel! — Ein Ausruf, den das gewöhnliche Volk im Runde zu führen pflegt.

Schon waren sie bis dicht an die Menge herangefommen; diese jedoch machte keine Miene, sie durchzulassen.

„Wo ist der Herr vom Hause?“ — rief der Inspektor über die circa 140 Köpfe hinweg, die er vor sich erblickte.

„In Porto Alegre!“ — hallten einige derbe Stimmen aus der Masse hervor.

„Daß der Haujörg in Porto Alegre ist“, — gab der Inspektor mit fester Stimme zurück, — „daß wissen wir; wer sein Stellvertreter ist, das wollen wir hören.“

„Er hat keinen“, — riefen einige aus dem Haufen, während andere sich drohend an die kleine Eskorte herandrängten.

„Zum Henker!“ — schrie der Inspektor, dem bereits die Geduld ausging, — „es ist hier jemand im Haus, der das Regiment führt. Wo ist er? Wir müssen ihn sehen.“

Als bald erschien eine schon betagte Gestalt und trat vor den Subdelegado.

„Ah, Nikolaus Fuchs!“ — redete dieser ihn an. — „Seid Ihr es, der hier kommandiert?“

„Aber Wetter und Million!“ — donnerte der Inspektor dazwischen. — „Jetzt einmal Platz gemacht, daß der Herr Subdelegado durchkann!“

Der alte Fuchs gab seinen Leuten einen Wink, der Knäuel teilte sich, und die Diener der Polizei ritten durch die geöffnete Gasse.

Der Subdelegado suchte eine etwas höher gelegene Stelle. Als er diese erreicht, wandte er sich an die Versammelten: „Ihr Leute! hört mich an! Ihr seid hierhergekommen auf euren Pferden und Mäulen so zahlreich, als ob hier eine Kirche und heute Kirchweih wäre. Hier ist aber keine Kirche und ich muß wissen, was ihr vorhabt und wer euch gerufen.“

Alles schwieg.

„Ich frage nochmals, wer ist es, der euch hierhergerufen?“

„Das hat Gott gethan!“ rief eine Stimme aus dem Gewühle. Es war Jakobinens Bruder — Jakob Menz.

„Gott?“ — rief der Subdelegado, der hier die Bedeutung der Polizei doch ein gut Teil zu hoch anschlug. — „Gott regiert im Himmel; hier aber herrscht die Polizei, und die befiehlt euch, daß ihr auseinandergeht.“

Ein Gemurmel des Unwillens ging durch die Reihen.

„Ihr mögt unzufrieden sein“, — versetzte der Subdelegado, — „aber das kann nichts helfen. Geschehen muß es; denn so befiehlt es das Gesetz, nicht wir; und dem Gesetz müßt ihr, wie wir, Gehorsam leisten. Und daß ihr es wißt: ihr alle und jeder müßt, ehe ihr weggeht, durch Namensunterschrift versichern, daß ihr zu keiner Versammlung mehr hierherkommen wollt. Und die Waffen — bleiben hier: Pistolen, Sackpuffer, Büchsen und Revolver — alles

wird abgelegt, nichts wird mitgenommen. Also jetzt nur gleich ans Werk!"

Der alte Fuchs nickte willfährig mit dem Kopfe: „Es soll geschehen“. Da wurden Stimmen laut: „Noch ein Lied! noch ein Lied!"

„Noch um eines bitte ich“, — begann Fuchs im Namen aller, — „daß wir noch ein Lied singen dürfen.“

Der Subdelegado besann sich eine Weile; zuletzt gab er es zu: „Aber unter einer Bedingung, daß zuerst unterschrieben und alles, was von Waffen da ist, abgeliefert wird.“

Beides geschah; darauf begann das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

„Das klingt sehr ergeben“, — meinte der Subdelegado, — „wenn sie nur schon fertig wären.“ —

Auch dieser Wunsch war bereits erfüllt, als Fuchs sich mit einem neuen Anliegen nahte. „Spindler!“ sagte er, „Ihr seid ein Mensch und wißt, wenn man eine weite Reise vorhat, ist es gut, vorher etwas gegessen zu haben.“

„Das weiß ich; aber was wollt Ihr damit?"

„Manche von den Leuten hier“, — antwortete Fuchs, — „sind weit hergekommen und hungrig. Wenn wir, ehe wir auseinandergehen, etwas zu uns nehmen könnten. . . .“

Der Subdelegado schaute den Inspektor an. Dieser zuckte die Achsel. Einige Augenblicke herrschte Schweigen.

„Nun, meinetwegen“, sagte der Subdelegado endlich, — „aber dann rasch voran.“

Als bald lief der Haufen in großer Geschäftigkeit auseinander. Aus Zimmern, Gängen und Ecken wurden die Proviantsäcke herbeigeschleppt und die Vorräte ausgeframt. Bald stand der Tisch gedeckt da. Schlüssel und Teller wurden aufgetragen und die Mahlzeit begann. In Gruppen löste man sich ab; die einen setzten sich zu Tisch, die andern trugen auf.

Zwei Stunden mochten vorüber sein, als die letzten aufstanden.

Man hätte vermuten sollen, daß die so unerwartet in ihrer Andacht Gestörten sich traurig und mißstimmig gezeigt hätten; allein nichts derart; im Gegenteil trugen dieselben eine gewisse Aufgeräumtheit und Geschwätzigkeit zur Schau, welche man als eine Art Galgenhumor hätte erklären mögen.

Als nun endlich die letzten sich vom Tisch erhoben hatten und alles wieder abgetragen war, kommandierte der Subdelegado: „Die Frist ist verstrichen; jetzt aufs Pferd und dann heim!“

Gleich darauf fingen die Mäulichkeiten des Hauses an, sich zu leeren; draußen vor der Thüre aber wurde es nun so lebendiger: da tummelte und sprengte es auf Pferden und Manutieren, ein malerisches Gewirr. Bald jedoch begann es auch hier leerer zu werden; und als endlich die letzten verschwunden, trat auch der Subdelegado mit seiner Begleitung den Heimweg an.

Wenn je, so hätte man jetzt denken sollen, daß es mit der Muckerei ein Ende habe: Maurer und Jakobine gefangen, die letzten Anhänger zersprengt und der *termo de bem viver* unterschrieben, — was hätte man mehr verlangen können! Jedoch die trotzigsten Gesichter, mit welchen die Sektierer nach Hause ritten, die grimmigen Blicke, welche sie im Weggehen besonders dem Inspektor zuwarfen, ließen erkennen, daß das Drama noch nicht ausgespielt war, sondern daß es vielmehr erst jetzt sich recht entwickeln und den Charakter einer Tragödie annehmen werde.

Neunzehntes Kapitel.

Des Wunderpaares Heimkehr. ¹⁾

Nirgendß mochte man die Abwesenheit des Wunderpaares mehr vermissen, als in der Familie des Johannes Sehn. Hier waren unterdessen verschiedene Ereignisse eingetreten, welche dieselbe nur mit noch festeren Banden an die Prophetin knüpften.

Zuerst hatte sich Wilhelm mit Maria vermählt, nicht vor dem Priester, sondern vor Jakobine, welche dieselben „auf Ehrenwort“ miteinander vereinigte. Sodann hatte Jakobine erreicht, daß Wilhelm von einem Schritte abstand, welcher die Familie und besonders Maria mit tiefer Trauer zu erfüllen drohte.

¹⁾ Nach Zeitungsberichten und Privatmittheilungen.

Wilhelm hatte sich nämlich eine hübsche Summe von einigen Contos erspart, sein Vater hatte noch ein Bedeutendes hinzugelegt, sodaß ihm schließlich zehn Contos (20 000 Mark) zur Verfügung standen. Mit diesem Gelde sollte er nach dem Willen seines Vaters nach Europa reisen und Waren einkaufen, um dann ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Die alte Frau Sehn und Maria hatten alles aufgeboten, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, aber vergeblich. Die Gründe, welche der hoffnungsvolle Jüngling vorbrachte, waren so triftig, daß sie leicht jede Gegenrede entkräfteten. In der Not hatte man Jakobinens Entscheidung angerufen, und Jakobine entschied, daß er bleibe.

Wenn nun vorher schon die Begeisterung für die Prophetin eine außerordentliche war, so war sie jetzt eine unbegrenzte. — Kein Wunder also, wenn man mit glühender Sehnsucht nach deren Rückkunft verlangte.

Diese sollte nun nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Es war im Juni. Der brasilianische Winter hatte seinen Einzug gehalten. An den Bäumen hingen goldene Orangen, und aus den Baumhecken dufteten reife Ananas.

Der heutige Tag ¹⁾ war überaus klar und hell. Da wo die Sonne hinfiel, war es warm, ja heiß;

¹⁾ Treu nach den Angaben des Herrn Luiz Weber.

im Schatten dagegen fühlte man ein schauerndes Frösteln.

Luiz Weber, der, wie wir uns noch erinnern, vor etwa sechs Wochen die Überführung der Prophetin nach Sao Leopoldo besorgt hatte, war eben mit einer kleinen Arbeit fertig geworden und stand mit gekreuzten Armen unter seinem Fenster, als plötzlich ein feingepuster Herr sich ihm vorstellte.

Luiz musterte denselben vom Kopf bis zu Fuß. Der Fremde trug eine elegante, schwarze Tuchhose vom neuesten Schnitt, einen modernen Rock von hellem Stoff, ein fein geplättetes Hemd mit wohlgesteifter Brust, aufgerichteten Kragen und säuberlich unter den Rockärmeln hervorschauenden Vorärmchen; dazu nette Glanzstiefel und sogar einen hohen Cylinder à la mode, wie er hiezuland eine Seltenheit ist.

Einen Augenblick stand Luiz da und wußte nicht, mit wem er es zu thun hatte; trotz alles Fremdartigen schien es ihm, als ob er den Menschen schon einmal gesehen hätte.

Da unterbrach dieser das Schweigen: „Du kennst mich doch, Luiz?“ fragte er, und ein schelmisches Lächeln glitt über seine Züge.

„Bos Wetter! Hanjörg!“ -- rief Luiz, -- du bist es!“

In der That: der seltsame Mann war Hanjörg, Jakobinens Gemahl, der Wunderdoktor vom Ferrabraz.

In Porto Alegre war man den lästigen Gast endlich satt geworden und hatte ihn samt Jakobine

wieder nach Hause geschickt. Es wäre dies sogar noch früher geschehen, hätte nicht Maurer selbst seiner Befreiung einen Niegel vorgeschoben.

Er sowohl als Fuchs sollten unterschreiben, daß sie von ihren wahnwitzigen Ideen ablassen, die Konventikel aufgeben und überhaupt dem ganzen Muckerschwindel wenigstens so lange entsagen wollten, bis die Obrigkeit den letzten Entscheid getroffen.

Fuchs hatte hierauf ebenso energisch als närrisch geantwortet: er werde nicht unterschreiben, und ehe er von Jakobine ablasse, werde er zugeben, daß seine Gebeine in der Cadea verfaulten.

Auch Maurer hatte sich spröde gezeigt und waren beide bis auf weiteres wieder in das Gefängnis zurückgeschickt worden.

Hatten sie nun schließlich doch unterschrieben, oder hatten die Gerichte von ihrem Verlangen abgestanden? — Kurz, Maurer und seine Frau waren zuletzt wieder auf freien Fuß gesetzt worden, und der Tag, an dem dies geschehen, war eben jener, an welchem Maurer vor dem Fenster des Baqueano erschien.

„Quiz!“ — begann Maurer, — „ich habe gehört, wie rücksichtsvoll du meine Frau behandelst, als du sie nach Leopoldo abholen kamst. Du wirst nun so gut sein und sorgen, daß wir auch wieder hinauf auf den Terrabraz kommen. Die schriftliche Weisung wird dir binnen kurzem durch die Behörde zugehen. — Aber“, — fügte er bei, — „auf demselben Wagen, auf dem du Jakobine abgeholt hast; denn so hat es

meine Frau im Geiste vorausgesehen, und so steht es geschrieben."

"Wenn mir der schriftliche Auftrag zugeht", — versetzte Quiz, — „so werde ich es thun, und was den Wagen angeht, so laß mich sorgen."

Maurer war mit der Antwort zufrieden und ging.

Es dauerte nicht lange, da traf das amtliche Schreiben ein.

"Gut", — sagte Quiz, — „die Weisung wird ausgeführt; allein wenn Jakobine prophezeit hat, daß sie auf demselben Wagen heimfahren werde, auf dem sie gekommen, so will ich jetzt auch einmal prophezeien und ich sage, daß dies nicht geschehen wird." Und damit ging er pfeifend in die Wagenremise, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Einige Stunden später stand auf dem Leoner Hof vor ihrer Thüre die Frau des Serraners.¹⁾ Sie trug einen Säugling im Arm, während ein zweites Kind ihr zu Füßen spielte. Da hörte sie in der Ferne das Rollern eines Wagens, der näher kam.

Neugierigen Blickes wandte sie sich der Richtung des Geräusches zu.

"Sonderbar!" — murmelte sie dann für sich hin, — „ich glaube gar eine Kutsche", und verfolgte aufmerksam das Gespann, bis es in ihre unmittelbare Nähe gekommen war. Jetzt that sie einen leisen Schrei

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen des Serraners und seiner Frau.

und lief in das Haus. „Peter! Peter!“ — rief sie ihrem Manne zu, — „schnell, schnell! der Sanjörg und die Jakobine kommen.“

Der Serraner, welcher bis dahin im Hintergrunde der Bende beschäftigt gewesen, ohne der Scene vor der Thüre irgendwelche Aufmerksamkeit zuzuwenden, that einen Satz hinter der Theke hervor und erschien auf der Schwelle, gerade noch früh genug, um die Passagiere des vorbeileitenden Wagens zu unterscheiden.

Richtig, sie waren es: Sanjörg und Jakobine.

Noch eine Weile schaute er ihnen nach; dann drehte er sich um und sah seine Frau mit bedenklichen Blicken an: „Das wird eine üble Geschichte werden“.

„Ja, ja“, — erwiderte kopfschüttelnd die Frau, — „die werden jetzt triumphieren und es die ‚Spötter‘ fühlen lassen. Gott möge uns gnädig sein.“

Mit unglaublicher Schnelligkeit ging die Nachricht von der Rückkunft des Wunderpaares über die Kolonie und verbreitete bei den einen unbändige Freude, bei den andern Furcht und banges Ahnen.

Sogleich begannen die Beileids- und Beglückwünschungsbesuche auf dem Terrabraz. — Von nah und fern strömten die Pilger herzu und brachten dem zurückgekehrten Paare mit dem Ausdruck ihrer Verehrung zugleich ihre reichen Geschenke entgegen.

Die Teilnahme von seiten ihrer Verehrer war so allgemein, daß Jakobine es wagen durfte, diesen Tag für alle Zeit in besonderer Weise auszuzeichnen, und

so bestimmte sie, daß derselbe ebenso wie der Tag ihrer Wegführung alljährlich gefeiert werde.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Rundreise. — Die Muckersburg. ¹⁾

Die wiederholten Beunruhigungen von seiten der Polizei-Behörde waren den Muckern, wie sich leicht vorstellen läßt, im höchsten Grade lästig, und man dachte ernstlich daran, wie man sich derselben erwehren könne. Auf der andern Seite war die Stimmung der Kolonisten gegen die Sekte eine derartige, daß man mit Sicherheit vorhersagen konnte, es werde zu einem blutigen Zusammenstoß kommen.

Jakobine und ihre feurigsten Anhänger waren der Ansicht, man müsse sich in den Stand setzen, den einen und den andern mit den Waffen in der Hand zu beggenn.

Von dem Geheimnisvollen behauptete man, daß er aus seiner gedeckten Stellung heraus mit dem Schürzeisen nachhelfe.

Einigkeit macht stark.

Überzeugt, daß man nur dann hoffen dürfe, den Widersachern mit Erfolg die Stirne zu bieten, wenn alle mit allen Kräften für die Interessen des Bundes

¹⁾ Nach Privatmittheilungen von Nachbarn Hanjörgs, besonders auch des Inspektors Johannes Behn.

einträten, wurde beschlossen, eine Art Gütergemeinschaft einzuführen.

Zuerst sollte ein großes Haus gebaut werden, geräumig genug, um alle Anhänger der Sekte zugleich zu beherbergen; dann sollten Speisevorräte, Waffen und Munition, kurz alles, dessen man im Falle des Kampfes benötigt sein könnte, in hinreichender Menge zusammengebracht werden.

Vielleicht wurde auch diese Bestimmung im trügerischen Hinweis auf die ersten Christen getroffen, von denen es heißt, daß sie alles gemeinsam besaßen.

Kaum aber war jener Beschluß gefaßt, da sah man Hanjörg und Jakobine das Pferd besteigen und sich zu einer Rundreise über die Kolonien aufschicken.

Wo ein Muckerhaus war, da ritten sie vor, und wo ein angeseheneres Mitglied der Sekte wohnte, da stiegen sie ab.

Es war ein kleiner Triumphzug, diese Reise, auf welchem das angebetete Paar die Huldigungen seiner Verehrer entgegennahm. Und nicht bloß Huldigungen. Hier war es, wo die beiden Muckerköpfe ihre Anhänger zur regsten Teilnahme an dem gemeinsamen Werke begeisterten; hier war es, wo ihnen von diesen die weitgehendsten Zusicherungen gemacht wurden.

Die Versprechungen, die man dem Subdelegado gemacht, waren natürlich bald wieder vergessen. Schon in den nächsten Tagen begann es auf dem Ferrabraz sich zu regen wie nie zuvor. Zahlreiche Arbeitsleute

erschieden und machten sich ans Werk. Die Meßschnur wurde angelegt, Pfähle eingeschlagen und lange Gräben gegraben.

Zu gleicher Zeit kamen von verschiedenen Seiten her schwere Wagen an, einige mit Steinen, andere mit Sand oder Säcken von Kalk beladen. Überdies wurden Bauhölzer, Bretter, Gerüststangen und anderes mehr, was zum Baue erforderlich ist, herbeigeschleppt.

Die Kolonisten der Umgegend sahen mit Bestürzung die Vorkehrungen, welche die Sektierer trafen. Sie hatten für alles, was dort vorging, nur eine Erklärung: „Da sieht man's“, — sagten sie — „was die Mucker vorhaben: sie bauen eine Burg, von der aus sie uns den Krieg machen werden. Wehe uns armen Kolonisten!“

Unterdessen gingen die Arbeiten auf dem Ferrabraz lustig voran. Vierzig Mann standen mit aufgeschürzten Hemdsärmeln am Bauplatz und schafften mit Ameisenfleiß: die einen trugen Kalk herbei, die andern trugen Wasser, wieder andere siebten den Sand oder rührten den Mörtel an.

Maurer, welcher die Arbeit leitete, war unermüdet. Jakobine aber hatte ihre Herzensfreude, wenn sie die Leute so geschäftig, den Bau immer höher und höher aus den Fundamenten herauswachsen sah.

Aber auch dem Inspektor entging das geschäftige Treiben der Mucker nicht. Aus der Ferne sah er zu, wie sie zimmerten und mauerten, und zerbrach sich den Kopf, was wohl der Bau zu bedeuten habe.

Um sich Klarheit zu verschaffen, suchte er einen Platz auf, von dem aus er die Arbeiten übersehen und sich aus der Anlage der Grundmauern eine Idee vom Plane des Ganzen zu bilden vermochte.

Hinter Maurers Haus stand in gemessener Entfernung eine steile Bergwand, von der aus sich das ganze Maurersche Gebiet und besonders die Umgebung seines Hauses vortrefflich übersehen ließ.

Hierhin lenkte der Inspektor seinen Schritt.

Bald hatte er ein auserlesenes Plätzchen entdeckt. Vor ihm lag Maurers Wohnung mit Blumengarten und die Plantage, sowie die erstehenden Mauern des Neubaus. Die letzteren faßte der Inspektor ins Auge. Sie bildeten ein großes Geviert, das bestimmt war, einen einzigen Raum zu umschließen; denn nirgends war ein Ansat zu Zwischenwänden bemerkbar. Auch hatte das Haus keine Thüre ins Freie, sondern war mit dem alten in der Weise verbunden, daß es mit demselben den einen Ausgang gemeinsam hatte.

Der Inspektor überlegte: „Das ganze Haus nur einen Raum?“ — sagte er zu sich selbst — „was mag das geben? Ein Wohnhaus nicht, sonst hätte es Kammern; eine Festung? — auch das nicht; denn man sieht keine Schießscharten. — Eine Kirche, oder ein Betstuhl?“ — das schien wohl das Wahrscheinlichste.

Noch einmal sah er sich die ganze Anlage des Baues an, mit der Absicht, den Grundriß desselben so tief als möglich seiner Seele einzuprägen, dann drehte er sich um und trat den Heimweg an.

Im Umdrehen sah er in einiger Entfernung einen Mucker stehen, der mit einer Flinte bewaffnet war. Er zuckte zurück. Ein Tigerblick und eine erhobene Faust waren der Gruß des unerwarteten Zeugen. Darauf zog sich dieser ins Dickicht zurück.

„Das ist gutgegangen“, — murmelte der Inspektor für sich. „Es hätte auch anders kommen können.“

Während übrigens die Mucker am neuen Hause bauten, waren sie im alten nicht müßig. Hier wurden täglich neue Vorräte zugeschleppt, nicht allein Reis, Bohnen, Milho, Karque (Dörrfleisch) und anderes, was zum Lebensbedarf nötig war, sondern auch Geld, Waffen, Pulver und sonstige Dinge für den Fall eines Kampfes.

Eines Tages kam Rudolf Schn und legte bare 100 Unzen, gegen 6000 Mark, auf den Tisch: sie waren von Wilhelm als ein Beitrag zur Bundeskasse geschickt. Dazu eine Menge Waffen, sowie drei Säcken, von denen das eine Bleichentugeln, das andere Pistolenpatronen, das dritte und größte von allen einen Vorrat von Pulver enthielt.

Den andern Muckern wurden von den Häuptern der Sekte andere Auflagen im Verhältnis zu ihrem Vermögen gemacht; der eine mußte hundert, ein anderer zweihundert Milreis, dieser mehr und jener weniger an die Bundeskasse entrichten.

Aber wenige mochten es sein, die durch die vorgeschriebenen Ziffern ihrem Eifer eine Grenze setzen

ließen; die meisten brachten mehr und suchten sich gegenseitig an Opfermut zu überbieten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verschwunden. — Ein tragisches Ende. — Ein Besuch mit Überraschungen.

Bei den Leuten auf der Kolonie hatte sich die Überzeugung festgesetzt, das Haus, welches die Mucker bauten, sei nichts anderes als eine Festung, von der aus sie die Umgegend zu belästigen gedachten.

Dieses war nun schon so weit gediehen, daß es unter Dach gebracht werden konnte, als zwei Ereignisse die Bevölkerung in größte Aufregung versetzten. Das erste war das Verschwinden eines Mannes vom Leoner Hof, der Bendist und allgemein als der Krämer-Jakob bekannt war.

Wie man wußte, war derselbe einer der entschiedensten Gegner und grimmigsten Feinde des Muckertums, der auch nie aus seiner Gesinnung ein Fehlgemacht. Nun war derselbe mit einemmal — es war im Monat Oktober — verschwunden, und alle Anstrengungen, ihn aufzufinden, waren fruchtlos geblieben. Sogleich ging das Gerücht über die Kolonie: „Die Mucker haben ihn umgebracht“.

Das andere war das tragische Ende des Peter Hirt. —

Es war dies der Schwiegervater des Subdelegaten, ein schon bejahrter, zum Tieffinn geneigter Mann. Schon seit lange hatte derselbe Beziehungen zu den Muckern unterhalten, welche nicht verfehlten, ihm allerlei abenteuerliche Ideen in den Kopf zu setzen. Der Subdelegado, welcher davon gehört, hatte dem Alten zugehört, von seiner Verbindung mit der Sekte abzulassen, und dieser hatte es ihm hoch und teuer versprochen. Allein was half es? Die sonderlichen Ideen spukten fort in seinem Hirn, die Bibel samt den phantastischen Auslegungen Jakobinens kamen ihm nicht mehr aus dem Sinn, und was das schlimmste: die Mucker ließen den schwachsinrigen Mann nicht mehr aus ihren Augen.

Eines Abends stand Hirt in seiner Laube, beschäftigt, die Weinreben zu beschneiden; da kam Maurer mit einem andern Genossen und rief ihn zu sich an den Pfahlsaum. Bald hatte sich eine Unterredung entsponnen, wie es schien, von der schärmerischsten Art.

Als Maurer sich zurückzog, hatte es mit dem Beschneiden der Reben ein Ende. Verstörten Blickes kehrte der Alte ins Haus zurück, setzte sich auf einen Stuhl und brütete stumm für sich hin, und am andern Morgen fand man den unglücklichen Mann tot in seinem Zimmer. — Er hatte sich erhängt.

Diese doppelte Thatfache brachte, wie gesagt, den Muckerhaß in neue Gärung. „Einen hat man schon umgebracht“ — hieß es, — „und dem andern den Verstand verwirrt; wohin wird es noch kommen, wenn so das fortgeht?!“

Indessen war der Leichnam des Krämer-Jakob gefunden worden. Im Walde, abseits vom Wege, eine Strecke von seinem Pferde entfernt, hatte er gelegen. Die Umstände ließen keinen gewaltsamen Tod vermuten. Man nahm an, wie es wahrscheinlich war, Krämer-Jakob habe im Zustande des Mausches, in dem er sich oft befand, den Pfad verloren, und da er sich zu Pferde im Waldgestrippe nicht mehr zu helfen vermochte, sei er abgestiegen, um zu Fuß den Weg wieder aufzusuchen; dabei sei er hingefallen und liegen geblieben und so zu Grunde gegangen.

Dies war ein sehr natürlicher Hergang; allein er verwischte die Stimmung nicht, die sich nun einmal der Bevölkerung bemächtigt hatte.

Für den Subdelegado, ¹⁾ dem unterdessen ebenfalls auch der Inspektor von seiner Beobachtung Meldung gethan, war sowohl jene Stimmung wie besonders auch der traurige Vorfall in seiner eigenen Familie ein neuer Grund, alles anzubieten, um dem Mucker-treiben sobald als möglich ein Ende zu machen.

Nachdem er sich also mit dem Inspektor verständigt, ritt er, von diesem und einem kleinen Biquet Soldaten begleitet, hinauf nach dem Ferrabraz.

Sie kamen bis zur Thüre, welche in Sanjörgs Plantage führt, öffneten und hatten gleich darauf die Wohnung des Wunderdoktors in Sicht. — Eine auf-

¹⁾ Wir erzählen alles, wie wir es aus dem Munde des Subdelegado und des Inspektors haben.

fallende Stille herrschte auf dem Plage; kein Mensch war zu sehen.

„Sonderbar!“ — sagte man sich, — „sollten die Leute etwa Wind von unserer Ankunft haben?“

Die Sache sollte sich aufklären, sobald man näher kam; denn nun wurden Stimmen laut, die aus dem Innern des Hauses kamen. Dort schien es sehr lustig herzugehen.

„Wir ist“, — meinte der Inspektor, — „ich höre die Stimme des roten Robinson heraus.“

„Da oben“, — bemerkte ein Soldat, — „hockt noch einer auf dem Dachstuhl.“

„Geduld!“ — versetzte der Subdelegado. „Wir werden sie alle zu sehen bekommen.“

Schon waren sie dem Hause ganz nahe gekommen. Plötzlich hört man ein lautes Geräusch, Füße scharren und Stühle werden geschoben. — Man war gewiß auf die Herannahenden aufmerksam geworden; gleich darauf aber trat wieder Ruhe ein. Jetzt hatten sie das Haus erreicht. Der Subdelegado trat ein.

Hier saßen zweiundzwanzig Mann bei Tisch und ließen sich's schmecken. Offenbar hatten sie auf die erste Nachricht von der Ankunft der Polizei versucht, sich zu zerstreuen, dann aber rasch sich wieder entschlossen, ihre Plätze zu behalten.

„Wo ist Maurer?“ — fragte der Subdelegado.

Dieser erschien.

„Maurer“, — begann jener, — „du weißt, es ist verboten, Versammlungen hier im Hause zu halten.

Ich komme, um zu sehen, ob dies Verbot befolgt wird. Nun aber sehe ich einen ganzen Schwarm von Menschen hier beisammen."

"Ich habe niemand hergerufen", — versetzte Hansjörg, — "aber wenn die Leute kommen, werfe ich auch keinen hinaus."

"Ah so?" — entgegnete der Subdelegado mit scharfer Betonung. — "Aber dafür lässest du ihnen den Tisch decken und traktierst sie so, daß ihnen das Wiederkommen nicht schwer wird."

"Ich meine", — hielt Maurer entgegen, — "wir wären hier im Kaiserreiche Brasilien, wo man noch etwas auf das Gastrecht hält. Ich bin kein Knicker und weise keinen von meinem Tische, und wenn die Herren Lust haben, ist auch für sie gedeckt."

"Ich" — erwiderte der Subdelegado, — "meine, wir seien im Hause eines gehorsamen Unterthanen, der sich nach den Vorschriften seiner Behörden zu richten gelernt. — Ich werde nun sofort alle aufnotieren, die hier versammelt sind."

Mittlerweile hatten sich verschiedene vom Tische erhoben und suchten nun unvermerkt sich zu entfernen.

"Alle zu dieser Thüre hinaus, einer nach dem andern!" kommandierte der Subdelegado.

Die Mucker folgten und schoben sich an den Soldaten vorbei ins Freie. Schließlich war der Name des letzten notiert.

"Jetzt, Maurer", — begann der Subdelegado wieder, — "will ich die Zimmer sehen."

Hanjörgs Gesicht verlängerte sich; doch entschied er sich rasch und ging voran. Kaum waren wenige Minuten vergangen, da fand sich schon, was man suchte: zweiundzwanzig blanke Schußwaffen lagen da in einer Kiste gehäuft.

„Nun, das geht gut“, — meinte der Subdelegado, — „da müssen wir wohl noch etwas weiter suchen.“ Plötzlich aber stand er still und hielt die Hand an das Ohr: „Was ist das?“

Draußen donnerte und wetterte die Stimme des Inspektors, den ein unangenehmer Vorfall ganz außer Fassung gebracht zu haben schien.

Mit einigen Sätzen war der Subdelegado vor der Thüre.

„Hier schauen Sie einmal“, — schrie ihm der Inspektor entgegen, — „einen niederträchtigen und gemeinen Menschen! Habe ich den Miserablen auf seine Bitten hin erst vor wenigen Tagen vom Militärdienst freigebracht, weil er mir versprochen, aus diesem Hause zu bleiben, und nun sitzt er wieder da oben auf dem Dache und zimmert. Aber nun ist es aus mit ihm; zu den Soldaten muß er; ich lasse ihn binden und nach Porto Alegre bringen.“

Der junge Mensch, um den es sich handelte, hieß Wilhelm Maurer und war ein Verwandter Hanjörgs. Vor einigen Tagen hatte ihn wirklich der Polizei-Chef unter die Soldaten stecken wollen, und nur der Fürsprache des Inspektors verdankte er es, wenn er freikam. Nun aber saß er ruhig oben auf dem Dache

und sah mit einer gewissen Gleichgültigkeit in das Gewitter hinab, das sich zu seinen Füßen entlud. — Die Ruhe, welche er bewahrte, machte den Inspektor noch wütender.

„Nun augenblicklich herunter! so schnell du nur kannst“, — schrie er hinauf mit Donnerstimme. — Der Burische kam auch; aber sein Gesicht blieb gleichgültig wie zuvor. — Um so mehr wuchs die Enttäuschung des Inspektors.

Maurer stand beiseite. Ihn tief die Scene, die sich vor seinen Augen abspielte, keineswegs so kühl, wie den jungen Menschen, um den es sich handelte. Dachte er an das Schicksal des Jungen selbst, dessen Einreihung unter die Soldaten einen ähnlichen Charakter hatte, wie die Verweisung eines Sträflings ins Korrekthaus? Dachte er an dessen Eltern und an den Stummer, den ihnen die Maßregelung ihres Sohnes und dessen Entfernung vom elterlichen Hause bereiten mußte? Dachte er endlich daran, daß dieses erste entschiedene Einschreiten der Behörde gegen ein Mitglied der Sekte eine abschreckende Wirkung auf die andern hervorbringen könnte — oder dachte er, wenn vielleicht auch unklar, an alles zugleich? — Thatsache ist, daß er mit äußerster Besorgnis die drohenden Auslassungen des Inspektors vernahm. Schon zuckte es krampfhaft in seinen Mundwinkeln und schien ein Thränenerguß folgen zu sollen, und als nun der Inspektor noch immer zu wettern fortfuhr, hielt er sich nicht mehr zurück, sondern fiel dem Subdelegado zu Füßen und

bat und flehte ihn an, daß er bei dem erzürnten Inspektor ein Wort der Fürsprache für den ihm verwandten Jüngling einlegen möge.

„Maurer“, — sagte der Subdelegado, dem das demüthige Gebahren Maurers zu Herzen ging, — „ich habe Mitleid mit dir; siehe zu, wie du dich mit dem Inspektor verständigt; will er dir verzeihen, so soll es gut sein und auch ich werde dem Vorfall keine weitere Bedeutung geben.“

Sofort wandte sich Maurer, noch immer auf den Knien, an den Inspektor, bat und beschwor ihn, daß er noch einmal verzeihe; was vorgekommen, solle gewiß nicht zum zweiten Male geschehen, und keine Klage gegen den Burschen mehr laut werden.

Der Inspektor, welcher kein herzloser Mann war, ließ sich bewegen: „Gut“, — sagte er, — „mag er denn laufen. Aber eines verlange ich jetzt: daß man das ganze Haus durchsucht, von oben bis unten, Kisten und Kasten und alles.“

Er hatte diese Worte mit großem Nachdruck und so laut vorgebracht, daß sie von vielen Muckern gehört werden mußten.

Die Untersuchung begann nun von neuem, jedoch ohne jegliches Ergebnis. Das einzige, was man noch erreichte, war dies: daß die zweiundzwanzig einen *termo de bem viver* unterschrieben, wie dies nun schon öfter geschehen, und sich dann wenigstens für heute nach verschiedenen Seiten hin wieder zerstreuten.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Besuch.¹⁾

Zwei oder drei Tage waren verflossen, seitdem der Subdelegado die Untersuchung in Maurers Hause abgehalten.

Man hätte denken sollen, daß es nun auf dem Ferrabraz mit dem Bauen ein Ende habe; doch dem war nicht so.

Schon gleich in der Nacht, welche der Haussuchung folgte, waren die vertriebenen Muder in aller Stille zurückgekehrt, um ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Ihre Zahl hatte sich nicht verringert, sie schien im Gegenteil nur gewachsen zu sein. Am Tage, von dem wir sprechen, waren es ihrer vierzig. Sie schafften mit einer Mühsigkeit, als ob sie befehen wären.

Von Zeit zu Zeit erschien Jakobine auf dem Platze und feuerte sie zum Eifer an, indem sie mit Worten der heiligen Schrift an die Juden erinnerte, die beim Tempelbau beschäftigt waren.

Tag und Nacht ging es voran.

Heute waren die Muder wieder in voller Thätigkeit, da kam drunten aus dem Walde hervor eine Schar Bewaffneter zu Pferde und ritt, wie es der Weg erlaubte, einer hinter dem andern durch die Plantage hinauf direkt auf Maurers Wohnung zu.

¹⁾ Nach persönlichen Mittheilungen des Delegado.

Die, welche auf dem Dache beschäftigt waren, hatten die Anrückenden zuerst bemerkt und gaben den andern ein Zeichen.

An der Spitze der Eskorte ritt diesmal nicht der Subdelegado oder der Inspektor, sondern der Delegado, der von Sao Leopoldo gekommen war. — Es war eine hohe, stattliche Figur. Zu Jakobine stand derselbe in nächster Verwandtschaftsbeziehung.

Wieder hieß es: „Maurer herbei!“

Der Hanjörg erschien und zeigte sich sehr demüthig.

„Maurer!“ — redete ihn der Delegado an, — wie viele Ungelegenheiten schaffst du mir! Du lässest mich zu keiner Ruhe kommen und giebst mir allein mehr zu thun, als die gesamte übrige Comarca.“

„Über was kann ich dafür“, — versetzte Maurer. „Ich thue nichts Schlechtes. Die Unruhestifter sind nicht wir, sondern die, welche uns verfolgen.“

Die Spitze dieser Auflage war gegen den Delegado gerichtet. Dieser fühlte es, und das Blut fing ihm zu wallen an. Die Dreistigkeit war zu groß, als daß er nicht hätte in Zorn geraten sollen.

„Was?“ — rief er, — „du willst uns auch noch für deine Tollheiten verantwortlich machen? Hast du nicht Versammlungen in deinem Hause gehalten, ohne die Erlaubnis, ja gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Behörde? Kauffst du nicht Pulver und Blei und Waffen und lässest sie in deiner Wohnung aufspeichern, wie dich noch kürzlich der Herr Subdelegado überführt hat? Treibst du nicht den Landes-

verordnungen zuwider deine Quacksalbereien im Hause wie ein gelehrter Doktor, da du doch weder Kenntnisse noch Konzession dazu hast? Läßest du nicht endlich neue Lehren in deinem Hause predigen, die den Leuten den Kopf ver-
rücken und Zank und Zwietracht in den Familien
stiften? — Das alles hast du gethan! — Ich frage
dich jetzt: Soll der Schwindel in deinem Hause auf-
hören oder nicht? Wähle du selbst; aber, wenn du
das letzte wählst, geht es dir schlecht."

Maurer war bei dieser energischen Anrede so in
Verwirrung geraten, daß er den Kopf verlor. Er
suchte nach Ausflüchten und Einwänden; allein er
fand kein Wort. —

"Nun gut denn", — stammelte er, — "so will
ich denn alles lassen."

"Das Doktorieren?"

"Ja."

"Die Versammlungen?"

"Ja."

"Und zwar so lange, als du von der Regierung
keine Erlaubnis dazu hast?"

"Zawohl!"

"Und das versprichst du mir im Beisein dieser
Leute, welche Zeugen sind?"

"Ich verspreche es."

Der Delegado war durch diese Zusagen überaus
befriedigt. Wohl mochte er schon im stillen an die
wohlthuende Wirkung denken, welche die Mittheilung
seines heutigen Erfolges in Stadt und Land hervor-

bringen werde. Allein er hatte nur die Zusage Hansjörgs, welcher schon längst nicht mehr Herr, sondern nur Diener im Hause war.

„Noch eins will ich dir sagen“, — hob jetzt der Delegado, durch Maurers Nachgiebigkeit etwas sanfter gesimmt, wieder an, — „wenn du die Doktorei fort-treiben willst, komm bei der Regierung ein; es ist ja möglich, daß sie dir Erlaubnis erteilt; aber jedenfalls Sorge, daß du dir nichts Strafwürdiges zu schulden kommen lässest.“

Maurer versprach es, und der Delegado zog befriedigt wieder ab.

Kaum war er fort, als Jakobine erschien und sich den Verlauf der Verhandlungen erzählen ließ. —

Ein Ausbruch der Wut erfolgte, da sie vernahm, wie feige sich Maurer benommen, und wie er ihre Sache mut- und treulos darangegeben.

Aber auch gegen den Inspektor kochte ihr Herz auf; sie wußte, daß er alle ihre Schritte überwachte und den höhern Behörden davon Kenntniß gab. Es stand zu befürchten, daß ein Akt der Rache ihm seinen Dienstfeier heimzahlen werde.

In Sao Leopoldo las man im anttichen „Boten“ die Worte:

„Ende des Mudererschwindels“.

Zweites Buch.

Die Nordbrenner.

Erstes Kapitel.

Das erste Blut fließt. ¹⁾

Am 22. November, wenige Tage nach dem Besuche des Delegado auf dem Ferrabraz, saßen der Inspektor und seine Frau zu Hause im Gespräch und schnitten Kürbisse zurecht für das Hausvieh.

Es war eine helle Frühlingsnacht.

Vor der Thüre, auf der Schwelle, saß des Inspektors Sohn, ein vierzehnjähriger Knabe, und spielte harmlos mit der Stange, die schnurrend und schweißwedelnd um ihn herstrich.

Der Inspektor gedachte mit Besorgnis der Zukunft: „Wenn das so weitergeht, wenn die Mucker einen Termo de bem viver nach dem andern unterschreiben und stets vor wie nach ungehorsam ihr Un-

¹⁾ Genau nach den Angaben des Inspektors Johannes Lehn.

wesen forttreiben dürfen — dann weiß ich nicht, was noch kommen wird.“

„Du meinst“, — fragte die Frau, — „die Anhänger Maurers würden auch jetzt noch fortfahren, ihre Versammlungen zu halten? Hat denn nicht der Hanzjörg selbst dem Delegaten in die Hand versprochen, daß er die Sache darangeben wolle?“

„Ich gebe“ — versetzte der Inspektor — „auf alle diese Versprechungen nichts. Sie werden gegeben, um die Behörden zu täuschen. Unterdessen aber fährt man fort, Proviant, Waffen und Munition zusammenzutragen und sich auf das Äußerste vorzusehen.“

„Aber du hast mir doch selbst gesagt“, — erwiderte die Frau, — „daß man trotz aller Untersuchungen bis jetzt nichts derart bei den Muckern gefunden hat!“

„Nag sein; unsere Nachforschungen sind immer sehr schnell vorübergegangen und beschränkten sich zu meist nur auf das Haus. Trotzdem ist es sicher, daß dergleichen Dinge sich in Menge auf dem Terrabraz vorfinden müssen; denn man weiß, daß die Mucker sie hinaufschleppen. Mit vollen Quersäcken reiten sie hin, mit leeren kehren sie heim; wo bleiben die Sachen, die darin waren? — Ich fürchte immer, es wird einmal ohne Untersuchung offenbar werden, was sie alles im Hause verborgen haben.“

„Ja, wenn sie mit Flinten und Revolvern auf uns schießen“, bemerkte sie und ging in die Küche.

Der Inspektor aber lehnte sich rückwärts und dehnte sich der Länge nach auf der Bank aus; denn er war müde von der Arbeit und fühlte das Bedürfnis einer bequemeren Lage.

Noch hatte er sich kaum niedergelegt, da ritten draußen zwei Reiter vor. Sie bemerkten den Knaben und kamen näher heran.

„Ist dein Vater zu Haus?“

„Ja, er ist drinnen und schneidet Abobras.“¹⁾

„Willst du ihn nicht einmal heraufrufen? Wir möchten ihn sprechen.“

Der Junge erhob sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, und ging in das Innere; die beiden draußen erwarteten den Augenblick, da der Inspektor auf der Schwelle erschien.

Indessen hatte dieser die Stimme draußen vernommen, und da er hörte, daß man nach ihm verlange, so hatte er sich erhoben und war unter die Thüre getreten, wo er mit gekreuzten Beinen, den Ellenbogen gegen den Thürpfosten gestützt, einen Augenblick stehen blieb. Die Stimme, welche gesprochen, war ihm bekannt.

„Apeem, Senhores!“²⁾ rief ihnen der Inspektor entgegen.

Merkwürdigerweise machten die Fremden nicht so fort von dieser Einladung Gebrauch. Sie hoben und

¹⁾ Abobaras, d. i. Kürbisse.

²⁾ Sprich Apeeng, Senhores, das ist: „Steigen Sie ab, meine Herren“.

schoben am Sattelzeug herum, als ob sie noch etwas ordnen wollten.

Dem Inspektor fing es an etwas unheimlich zu werden. Er erinnerte sich, daß ihm einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit ein erfahrener Mann den Rat gegeben, im Dunkeln keinem Ruf vor die Thüre zu folgen. — Gerade war er im Begriffe, umzudrehen und ins Zimmer zurückzukehren, da krachte ein Schuß.

Mutter und Sohn schrieen auf. Der Vater selbst merkte im Augenblick nicht, daß er getroffen sei; aber eine furchtbare Wut über die niederträchtige Feigheit der beiden Mörder hatte sich seiner Seele bemächtigt.

„Wartet, Halunken!“ — rief er. — „Ich will euch eure Schurkerei bezahlen.“ Wie der Blitz fuhr seine Hand nach dem Facao, ¹⁾ den er in der ledernen Scheide am Rücken zu tragen pflegte. Er fand ihn nicht. Schnell suchte er mit der andern — da merkte er, daß er den Arm nicht mehr zu bewegen vermochte. Schlaff hing ihm derselbe an der Seite herab.

Was jetzt? — Nur die Flucht konnte ihn retten.

„Johann!“ — schrie er, — „die Blüchse her; ich bin geschossen.“ Und mit einem Satz war er im Hause.

Rasch, mit besorgter Geistesgegenwart warf die Frau die Thüre zu und schob den Riegel vor, während der Knabe schon mit gespannter Blüchse am Fenster stand und die Mörder im Dunkel.

¹⁾ Sprich Fataong, d. i. Waidmesser.

Jetzt sah er sie; noch hielten sie auf ihren Pferden dicht vor dem Fenster. Kein Schuß hinter dem halbgeöffneten Laden hervor konnte fehlgehen: nur anlegen, zielen, losdrücken, und einer war in der Ewigkeit.

Johann legte an; gerade wollte er losdrücken, da faßte ihn eine Hand von hinten und riß ihn vom Fenster zurück; — es war die Hand seiner Mutter.

Alle diese verschiedenen Ereignisse waren das Werk weniger Augenblicke gewesen. Noch hielten die Mörder vor dem Hause.

Sobald sich der Inspektor in Sicherheit wußte, öffnete er seine Brust, um zu sehen, wohin der Schuß ihn getroffen.

Kaum war die Kleidung entfernt, da quoll das Blut in Strömen hervor und rieselte auf den Boden herunter.

Der Verwundete fühlte seine Kräfte schwinden und glaubte sein letztes Stündchen gekommen: „Frau!“ — sagte er, — „ich werde sterben; deshalb merke dir: Schuß Buben sind meine Mörder. — Du, Johann, mache dich auf und hole mir die Nachbarn herbei: Dunkel Venz, den Serraner Peter und wen du sonst noch findest. Dann reite zum Subdelegado und hinunter nach Sao Leopoldo, den Behörden Anzeige zu machen. Aber thue das gleich!“

Mutter und Sohn weinten.

Draußen aber hörte man Puffschläge in die Ferne gehen. Es waren die Menchler, die sich entfernten. Sie hatten nun aus des Inspektors eigenem Munde

gehört, daß er sterben werde, und hielten ihr Wort für gethan.

Skaum war die Wunde einigermaßen verbunden, da saß auch schon der Junge zu Pferde und sprengte von dannen. Es war dunkle Nacht.

Zweites Kapitel.

Nach der Blutthat. — Verschiedene Meinungen.

— Der Delegado. ¹⁾

Der Morgen war angebrochen.

Am Bette des schwerverwundeten Inspektors saß dessen Frau und beobachtete mit sorgenvollen Blicken die Züge des Kranken. Sonst war niemand im Hause; denn Johann, der nach der Stadt geritten, um die Aufträge seines Vaters auszuführen, war noch nicht zurück.

Siekt wurden Hufschläge vernehmbar; sie kamen näher und näher, Stimmen wurden laut, und einige Reiter hielten vor dem Hause an.

Die Frau erhob sich und lauschte; sie konnte nicht zweifeln: es waren befreundete Nachbarn. — Sie öffnete die Thüre, und herein traten Onkel Lenz, der Serraner und einige andere, die der Knabe auf seinem Ritt nach Sao Leopoldo aufgelärmt hatte.

¹⁾ Nach des Inspektors, des Subdelegados, sowie verschiedener anderer Zeugen Mittheilungen treu wieder-
erzählt.

Sie traten an das Bett des Verwundeten und sahen den sonst so kräftigen Mann in seinem Glend daliegen. Mitleid und Mut bemächtigte sich aller.

„Also des Johannes Sehn Buben, meinst du, seien es gewesen?“

„Sawohl, die waren es“, — versetzte der Inspektor.

„Dann auf und hinunter!“ hieß es. „Wer geht mit?“

„Wir alle.“

„Nicht alle, einige müssen hier bleiben, das Haus zu hüten.“

Die Männer theilten sich in zwei Gruppen; der Serraner mit einigen machte sich auf den Weg, die Spur der Mörder zu suchen; die andern blieben zurück.

Einige Zeit verging. Wieder und wieder kamen Reiter an und stiegen ab, sich nach dem Befinden des Inspektors zu erkundigen.

Jetzt langte auch der Subdelegado an. Der wackere Mann hatte kaum vernommen, was vorgefallen, als er auch schon im Sattel saß und im Galopp nach der Wohnung des Inspektors ritt. Mitleids- und schonungsvoll näherte er sich dem Bette des Verwundeten. Dieser reichte ihm die Hand und sah ihn mit einem Blicke an, der mehr als Worte vom Jammer seines Zustandes Zeugnis gab.

„Ich weiß“, — bemerkte der Subdelegado bewegt, — „du bist schwer verwundet.“

Der Angeredete deutete auf die Schulter: „Da ist die Kugel hineingegangen und hier auf dem Rücken heraus. Eine andere ist hier auf dem Brustbein aufgefahren und, wie es scheint, abgeglitten. Außerdem habe ich noch einige Schrote bekommen. Die Gelenke hatten verteuft geladen.“

„Du weißt, wer es gewesen?“

„Ich habe keinen Zweifel: es war Rudolf Sehn und einer seiner Brüder.“

„Wenn es meines Bruders Jungen gewesen“, — versetzte Philipp Sehn, der mit dem Subdelegado gekommen war, „so kenne ich einen Verhan durch den Wald, einen verwachsenen Schleichweg, der nach ihrem Potreiro führt und nur wenigen bekannt ist. Ich bin überzeugt, daß sie diesen genommen.“

„Wir wollen uns gleich überzeugen“, — sprach der Subdelegado, — „wer geht mit?“

Sofort trat eine Anzahl aus der Menge vor.

Der Subdelegado bestimmte fünf. Diese bestiegen die Pferde und dann ging es, Philipp voran, dem vorgegebenen Wege zu. Vorher jedoch unterließ der Subdelegado nicht, einen amtlichen Boten nach Sao Leopoldo an den Delegaten zu senden.

Indessen hatte sich die Kunde von dem Mordanfall mit Windeseile über die ganze Kolonie und weiter hinaus verbreitet. Immer kamen neue Reiter an, und zuletzt mochten ihrer gegen zweihundert beisammen sein.

Bei der Erbitterung und Wut, die alle beseelte, war es nicht zu verwundern, daß man auf allerlei Pläne der Rache verfiel. Die Polizei hat keine Abhilfe geschafft, so wollte man selbst sich der gefährdeten Bande entledigen. Man schlug vor, gemeinschaftlich gegen das Muckernest vorzurücken und es dem Erdboden gleichzumachen, und vielleicht wäre es zu irgend einem Handstreich gekommen, hätte der Inspektor nicht selbst von einem vorschnellen Schritte abgeraten.

„Lente!“ — sagte er, — „ich bitte, begeht keine Unflugheit; greift dem Gesetze nicht vor und laßt der Sache ihren ruhigen Verlauf; ein Bote ist schon an den Delegado geschickt, wartet also ab, was geschieht.“

Diese Ansicht wurde auch von andern weniger heißpornigen Männern unterstützt, und so wurde weiteres Blutvergießen verhindert.

Noch hatte übrigens der Abgesandte des Subdelegado Sao Leopoldo nicht erreicht, da traf er schon den Delegado unterwegs.

Dieser hatte schon durch den Sohn des Inspektors Kunde von dem Vorfall erhalten. Die Frevelthat hatte auf ihn einen um so tieferen Eindruck gemacht, als er selbst geglaubt, die ganze Muckernwirtschaft sei durch sein kürzliches Erscheinen auf dem Terrabraz für immer begraben. In seiner Entrüstung hatte er beschlossen, zu den äußersten Mitteln zu greifen.

Von einer starken Eskorte begleitet, war er bereits bis zum Campo Bom gekommen. Wo sich ein

Mucker auf dem Felde zeigte, da ward er aufgehoben, und wo man einen daheim antraf, da mußte er mitgehen. Bei der Bende des „Groben Beltes“ ward Halt gemacht.

Hier ließ der Delegado seine Gefangenen unter Bedeckung zurück und setzte dann seinen Weg mit dem Reste der Mannschaft fort.

Unterdessen war auch der Subdelegado nicht müßig gewesen. Begleitet von den Kolonisten, die sich ihm zur Verfügung gestellt, hatte er die Spur der Mörder verfolgt und sich überzeugt, daß diese in des alten Johannes Sehn Potreiro führte. Dieser Umstand, verbunden mit der Aussage des Inspektors, hatte ihm keinen Zweifel gelassen, daß die Thäter in Sehns Familie zu suchen seien, und so hatte er Befehl gegeben, sämtliche männlichen Mitglieder derselben gefänglich einzuziehen.

Als der Delegado eintraf, waren sie bereits in seiner Gewalt.

Der Subdelegado hatte übrigens nicht gedacht, daß der Delegado so gründlich mit den Muckern aufräumen würde. Als deshalb dieser ihm erzählte, wie er sich den Weg entlang aller Mucker bemächtigt und dieselben unter Gewahrsam zurückgelassen, stieg in dem Subdelegado ein kleines Bedenken auf, ob das nicht ihre Befugnisse überschreite. — „Die Haupthähne“, — sagte er, — „sind jedenfalls der alte Sehn und seine Jungen, und die habe ich gepackt; was aber die andern angeht . . .“

„Wenn Sie diese haben“, versetzte der Delegado, — „um so besser. Wegen der anderen machen Sie sich keine Sorgen. Selbst wenn wir etwas über unsere Vollmachten hinausgehen sollten — den Behörden wird es nicht einfallen, uns deshalb zu behelligen.“

„Schon recht“, — entgegnete der Subdelegado, — „wie Sie bestimmen, so geschieht's.“

Sie ritten den gewöhnlichen Weg an Lehrer Weiß' Haus vorbei in den Wald.

Plötzlich nahm das Gesicht des Delegado einen eigentümlich stechenden Ausdruck an; seine Blicke richteten sich fest auf einen Punkt, als ob er ihn durchbohren wollte; gleich darauf ritt er an den Subdelegado heran und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Da sehen Sie nur, unser Freund ist auch da“.

Der Subdelegado schaute auf: „Wahrhaftig, er ist's! Ich bin begierig, zu wissen, was der hier sucht.“

Der Mann, welcher die Aufmerksamkeit der beiden auf sich zog, war der Geheimnisvolle, der in einiger Entfernung aus der Tiefe des Waldes fest auf sie zugeritten kam. Vor kurzem war er bei dem Polizeichef in Porto Alegre gewesen und hatte sich, unter dem Scheine, als ob er ein Feind der Mucker sei, von demselben beauftragen lassen, die Vorgänge auf dem Ferrabraz zu überwachen. Auf diese Weise hoffte er, der Sache Jakobinsens dienen zu können, ohne vor der Behörde verdächtig oder straffällig zu erscheinen. Und so war er auch heute unterwegs.

Langsam trabte er an den beiden Polizeibeamten vorbei. Kaum jedoch hatte er sie im Rücken, als er sein Pferd wandte und mit eben der Steifheit, mit der er ihnen soeben entgegengekommen, jetzt hinter ihnen drein ritt.

Auf dem Ferrabraz brachte die Ankunft der Polizei große Verwirrung hervor. Alles war auf den Beinen. Der Delegado schritt zur Verhaftung; alle Männer, die anwesend waren, mußten mit.

„Und wo ist Jakobine?“ — fragte der Delegado sodann.

„In ihrem Zimmer, was soll sie?“

„Sie muß mit nach Sao Leopoldo“, — gab der Delegado zur Antwort.

„Das ist unmöglich; sie ist sterbenskrank und liegt zu Bett.“

„Was?“ — rief ein Soldat, — „noch vor einem Augenblick habe ich sie frisch und gesund dort am Fenster gesehen, und jetzt soll sie krank sein?“

Der Soldat hatte sich nicht getäuscht. Noch vor wenigen Minuten hatte Jakobine auf den Füßen gestanden; sobald sie aber merkte, daß die Sache ernst zu werden anfing, hatte sie sich rasch auf ihr Lager geworfen und die Thüre hinter sich schließen lassen.

„Krank oder gesund“, — rief der Subdelegado, — „die Thüre aufgemacht! wir müssen sie sehen.“

Es wurde geöffnet. Delegado und Subdelegado traten ein, aus zarter Rücksicht dieser zuerst, dann der

Delegado, der, wie wir wissen, mit Jakobine verwandt war. —

Da lag sie steif und regungslos, einer Toten vergleichbar. Kein Schütteln und Mitteln half. Was machen?

Beide schauten sich an. Sie hatten keinen Wagen bei sich, und ein anderes Mittel, sie nach der Stadt zu bringen, bot sich nicht dar. So mußten sie sich also mit den übrigen Gefangenen begnügen. Es waren ihrer zweiunddreißig. Fünf andere, lauter junge Bur-schen, wurden nach Porto Alegre gebracht, um in den Soldatenrock gesteckt zu werden. Auch Wilhelm, Mariens Bräutigam, war unter diesen. Maurer aber, der seinen Termo de bem viver nicht gehalten, ward zu dreißig Tagen Gefängnis verurtheilt und mußte in die Cadea wandern.

Drittes Kapitel.

Nur Geld und Mut.

Unter den Muckern befand sich ein Mann von vorgerücktem Alter, der allgemein als ein Schlaupfopf und gewandter Unterhändler bekannt war. Er war Katholik, und man nahm an, daß er sich der Sekte angeschlossen, nicht weil er deren Aberrationen mit seinen Ueberzeugungen im Einklang fand, sondern weil er aus einer Verbindung mit derselben materielle Vorteile für sich zu erlangen hoffte.

Kaumi war die Gefangennahme der Muckerhäupter vollzogen, da sah man den Alten — wie es hieß, mit wohlgefüllter Börse — in Porto Alegre auftauchen und mit großer Geschäftigkeit jetzt in dieses, jetzt in jenes Haus schlüpfen und alles aufbieten, um die Freilassung derselben zu bewirken.

Seine Beredsamkeit kam ihm vortrefflich zu statten. Ob er außerdem auch noch andere Mittel in Fluß brachte, — die öffentliche Meinung behauptete es — Thatsache ist, daß er seine Absicht erreichte, und als er mit seinen Besuchen zu Ende, war auch schon das Papier geschrieben, welches sowohl den fünf Rekruten von Porto Alegre die Heimkehr gestattete, als auch die zweiunddreißig Gefangenen in Sao Leopoldo wieder in Freiheit setzte.

Mit fest erhobenen Köpfen und höhrender Verachtung zogen die Entlassenen heimwärts. Der Delegado sprang von seinem Stuhle auf, als man ihm die Nachricht von der Freilassung brachte. „Es ist nicht möglich“, — rief er — „es ist nicht möglich!“ — einen Augenblick wie außer Fassung gebracht. „Nach all den Ausschreitungen, die sie begangen, nach all den Sorgen und Mühen, die wir um ihre Willen gehabt, nach dem Blut selbst, das sie vergossen — frei? Nein, unmöglich kann das richtig sein!“

„Aber sehen Sie nur selbst, Herr Delegado“, — hielt ihm der Überbringer der Nachricht entgegen, — „dort reiten sie eben am Fenster vorbei.“

Der Delegado schaute hinaus; ihm war's, als hätte ein Donner Schlag ihn gerührt: da ritten sie wirklich stolz und triumphierend vorüber.

Es war genug. — Düstere Ahnungen stiegen in seiner Seele auf.

Dem Subdelegado ging es nicht anders. Auch er hielt es für unmöglich, daß man eine Bande, gegen welche alle Beweise eines schrecklichen, an der Obrigkeit selbst verübten Verbrechens vorlagen, ohne alle Schwierigkeit, ohne jedes regelrechte Verhör, ohne alle Untersuchung, einfach auf die Vermittlung eines der Verbindung selbst angehörenden Mannes hin aus der Haft wieder entlassen werde.

Am furchtbarsten aber war die Aufregung und Bejürzung zugleich, welche die Heimkehr der Mucker unter den Kolonisten hervorrief.

Diese schlichten Leute, welche auf Erden nichts wünschten, als ihre Ländereien in Frieden bestellen zu können, sahen in dem Vorfall mit Entsetzen, daß sie gegen das schwärzer und schwärzer heranziehende Gewitter der Muckerherrschaft bei der Behörde auf keinen Schutz rechnen konnten.

Wie sehr aber bei den Muckern selbst durch die Freilassung ihrer Genossen der Mut und die Dreistigkeit gewachsen war, das sollte ein anderer Vorfall ¹⁾ beweisen.

¹⁾ Nach des Subdelegados persönlicher Mitteilung.

Es war kurz nach der Rückkehr der Freigelassenen, da erschienen drei Reiter vor des Subdelegados Thüre und traten ein.

„Wo ist der Subdelegado?“

„Der ist hier. Was giebt's?“

„Wir kommen, um die Waffen wiederzuholen, die Sie uns gestohlen.“

Der Leser erinnert sich der zweiundzwanzig blanken Waffenstücke, die der Subdelegado gelegentlich der Haussuchung in Maurers Wohnung gefunden und mitgenommen hatte.

Bei dem frechen Auftreten der drei Gesellen fiel es dem wackeren Beamten schwer, ruhiges Blut zu bewahren; doch faßte er sich.

„Vergessen Sie nicht“, — bemerkte er, — „daß Sie vor einem Vertreter der Behörde stehen, vor dem Sie sich anständig zu betragen haben. — Was wollen Sie von mir?“

„Die Waffen wollen wir, die Sie uns auf dem Ferrabraz gestohlen haben“, — wiederholten die Mucker, — „und wenn wir sie nicht wiederbekommen, so . . .“

„Was?“ — rief der Subdelegado, und richtete die Schultern empor. — „Was? Sie wollen drohen?“

„Zawohl! Wir haben keine Lust, uns immerfort von ein paar Leuten vergieren zu lassen. Die uns auffügten, das sind Sie und der Delegado und der Inspektor. Drunten in Porto Alegre hat man nichts gegen uns. Wir wollen unsere Waffen wieder, und

wenn wir sie nicht bekommen, so machen Sie sich auf eine Kugel gefaßt."

"Was sagen Sie da?" — schrie der Subdelegado noch aufgebracht. — "Ich will Ihnen etwas anderes sagen: Sie sind alle drei verhaftet und werden sich vor dem Polizei-Chef zu verantworten haben."

Sofort ließ er sie festnehmen und schickte sie nach Porto Alegre, wo sie, wie das gewöhnlich, wieder Termo passieren mußten.

Die Drohung aber unterschätzte der Subdelegado keineswegs; das Schicksal des Inspektors hatte ihn belehrt, wozu die Mucker fähig wären. Deshalb zog er sich in der Stille von der Kolonie zurück und verschwand für längere Zeit aus den Augen der Öffentlichkeit.

Der Delegado in Sao Leopoldo folgte seinem Beispiel. Empört über die Art, wie die höheren Behörden alle seine Anstrengungen wirkungslos gemacht, und nicht ohne Furcht vor der Rache der Sekte kam er um seine Entlassung ein. —

Diese ward ihm jedoch, wenigstens einstweilen, nicht gewährt, und so mußte er im Dienste verbleiben.

Viertes Kapitel.

Aus den Klauen. ¹⁾

Unter den zweiunddreißig Gefangenen, welche der Delegado bei seinem letzten Besuche auf dem Ferrabraz mit nach Sao Leopoldo genommen hatte, befand sich ein sechzehnjähriger Knabe, Georg Haubert mit Namen.

Der arme Junge hatte Vater und Mutter verloren und war mit mehreren unmündigen Schwestern auf den Schutz fremder Leute angewiesen.

Die Behörde hatte ihnen einen provisorischen Vormund gegeben, der sich anfangs ihrer annahm, dann aber aus der Gegend wegzog und sie ihrem Schicksal überließ.

Diesen Umstand benutzten zwei Mucker, sich ihrer zu bemächtigen; Robinson, der sich ihren Vetter nannte, und Jakob Menz, Jakobinens Bruder, der mit den verwaisten Kindern verschwägert war. Dieser nahm die Mädchen, jener die Knaben zu sich.

Bei seiner großen Hingebung an das Muckertum zögerte natürlich der Rotbärtige nicht, auch seinen Mündel für die Sette zu begeistern. Georg mußte ihn nach dem Ferrabraz begleiten und ward mit guten und schlimmen Worten, durch Versprechen und Furcht an die Schwelle Maurers gefettet.

¹⁾ Treu nach den Mittheilungen des Schneiders Klos in Sao Leopoldo.

Der Knabe hatte noch einen älteren Bruder, der in Sao Leopoldo, im Hause des Meisters Klos, das Schneiderhandwerk erlernte.

Eines Tages saß derselbe an der Nähmaschine ganz in Gedanken vertieft. Plötzlich hielt er inne, schaute zu seinem Meister empor und sagte: „Meister, ich weiß nicht, wie es mir so leidnützig die Seele stimmt, wenn ich daran denke, daß mein Bruder Georg bei den Muckern ist. Wenn ich nur wüßte, wie man ihn von diesen losmachen könnte.“

Klos, welcher gerade beim Zuschneiden über den Tisch geblickt dastand, richtete sich auf und ließ einige Zeit seine Blicke nachdenklich auf dem traurigen Jüngling ruhen. Ihm selbst wäre es darum zu thun gewesen, Georg aus den Händen der Mucker zu befreien, und schon manchmal hatte er auf Mittel gesonnen, wie dies zu thun; aber immer war er auf Schwierigkeiten gestoßen. Und auch jetzt wußte er nicht, welchen Weg er einschlagen sollte.

Seinem Gesellen zulieb wagte er indessen einen Versuch.

Die Folge war, daß er zum Vormund des Knaben ernannt ward.

Klos sah die Unannehmlichkeiten, die ihm aus diesem Amte erwachsen würden, voraus; jedoch um Georg aus jener Mörderhöhle, wie er sagte, zu befreien, nahm er es an.

Die Frage war jetzt: wie sollte er des Knaben habhaft werden?

Wie selbstverständlich, ließ er an Robinson die Aufforderung ergehen, ihm denselben auszuliefern.

Obwohl dies in den vorsichtigsten Ausdrücken geschah, war ein schallender Hohn die Antwort, und bereits schien jede Hoffnung, sich desselben gütlich zu versichern, geschwunden, als ihm gerade die Gefangenahme der zweieunddreißig zu Hilfe kam.

Mos hatte gehört, daß sich unter diesen auch Georg befände, und bald war sein Entschluß gefaßt: er ging zu dem Polizei-Chef und suchte bei demselben um die Erlaubnis nach, sich des Knaben zu bemächtigen. Der Polizei-Chef gab sie ihm; allein damit war derselbe noch keineswegs in seiner Gewalt; für das weitere mußte er selber sorgen.

Er hätte sich nun zum Gefängnis begeben und den Knaben verlangen können; allein dann war Gefahr, daß die Mütter ihn nicht herausgaben und daß er überdies noch deren Ingrimm auf sich lud. Er schickte also seinen Gefellen: „Geh“, — sagte er, — „lade Georg zu einem Spaziergang ein und bringe ihn her“.

So geschah's. Georg wurde ins Haus gebracht, wo ihm der Schneidermeister erklärte, daß er sein Vormund sei, und daß er ihn nicht wieder zu den Müttern zurückkehren lasse.

Man hätte nun denken sollen, der Knabe würde sich freuen und Gott danken, aus seiner Umgebung heraus zu sein. Allein das war eine Täuschung; viel-

mehr war alles, was man aus seinen Zügen lesen konnte, nur Ärger und Verdruß.

Der Meister, dem das kalte und beengte Wesen seines Mündels mißfiel, gab sich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, wie vielen Grund er habe, froh zu sein, und bot ihm an, ihn jegliches Geschäft lehren zu lassen, das ihm beliebte.

Doch auf den Knaben machte das keinen Eindruck; die einzige Antwort, die er hatte, war: „Ich will wieder zurück zu Robinson!“

Das war dem Schneidermeister zu viel. „Nein“, — sagte er in entschiedenem Tone, — „zurück gehst du nicht wieder; allein wenn du von meiner Güte keinen Gebrauch machen willst, so bleibt dir noch eines übrig: in Porto Alegre ist ein Haus, wohin man die Buben bringt, die sich nicht fügen wollen. Da können sie ein Handwerk lernen, wozu sie tauglich sind: Schuster, Schneider, Schlosser, Schreiner, Drechsler — kurz, alles können sie da lernen; wenn aber einer sich nicht schickt oder nicht arbeiten will, so sind Leute da, die ihm nachzuhelfen wissen. — In dieses Haus werde ich dich stecken, wenn du nicht folgen willst. Aber das merke dir, wenn ich dich einmal dort abgeliefert, habe ich nichts mehr mit dir zu thun; dann sind wir geschiedene Leute.“

Diese entschiedene Sprache des Meisters verfehlte ihre Wirkung nicht. Georg ward nachdenklich; anfangs sprach er kein Wort. Da er aber doch wissen wollte,

welches Haus der Meister meine, rückte er mit einer Frage heraus.

„Hast du schon vom Arsenal da Guerra ¹⁾ gehört?“ fragte der Meister.

„Ja wohl.“

„Nun gut — dahin werde ich dich bringen.“

Das Wort Arsenal da Guerra entschied. Der Junge war umgewandelt.

„Vormund“ — sagte er, — „ich bleibe, und zwar bei dir.“

Von dieser Stunde an sollte Georg seinem Meister nur mehr Freude machen: so willig, so gelehrig, so aufmerksam und fleißig zeigte er sich in allen Stücken.

Indessen hatte Robinson den Jungen nicht aus dem Auge gelassen, und kaum hatte sich ihm das Gefängnis geöffnet, als er in des Schneidemeisters Wohnung erschien, um seinen ehemaligen Schützling zurückzufordern.

„Better“, — sagte ihm Kloss, — „daraus wird nichts, der Junge bleibt bei mir; ich bin sein Vormund und habe für ihn zu sorgen; ich gebe ihn nicht heraus.“

Robinson ward zornig. Der Meister blieb fest, und auch Georg erklärte, daß er bleiben wolle.

Der Zorn des Rothbärtigen steigerte sich zur Wut; er verließ das Haus, aber unter der Thüre drehte er sich noch einmal um; seine Stirn hatte sich zusammen-

¹⁾ Arsenal da Guerra = Kriegs-Arsenal.

gezogen, seine Augen rollten, und mit erhobener Faust schrie er: „Warte, Junge! tot oder lebendig — ich werde dich bekommen“.

Langsam, aber mit großen Schritten ging er hinweg, unterwegs wiederholt den Kopf mit grollendem Blick nach dem Hause des Schneiders wendend.

Die Leute im Hause waren voll Schrecken.

„Ich will sehen“, — rief Klos, der noch am meisten Fassung behalten, — „wohin er geht“, und sprang unter die Thüre. „Seht nur“, — sagte er, — „wie er zurückblickt; das hat nichts Gutes zu bedeuten. Behüte uns Gott, daß er uns kein Leid thut.“

Fünftes Kapitel.

Erfolg fördert Unverschämtheit.

Maurer saß noch im Gefängnis.

Schon früher und besonders seit Hanjörg sich dem Delegado gegenüber so schwach gezeigt, das Aufgeben der Konventikel auf dem Terrabraz zu versprechen, hatte Jakobine einen gewissen Groll, ja Widerwillen gegen denselben. Sie war überzeugt, Maurer sei nicht der Mann, die weitgehenden Umsturzpläne, die sich immer mehr in ihrem Kopfe ausbildeten, mit der nötigen Willens- und Thatkraft zu unterstützen.

Rudolf Sehn, der nun schon einmal gezeigt, was er für sie zu thun bereit sei, schien ihr viel geeigneter,

der Held des Dramas zu sein, in dem sie selbst die Rolle der Heldin in Anspruch nahm.

Hatte nun dieser Umstand veranlaßt, daß man die Loslassung Maurers weniger eifrig betrieb, oder hatte die Behörde bei ihm sich durch andere Gesichtspunkte leiten lassen, als bei den übrigen: gewiß ist, daß er unter denen, welche die Schlaueit des Alten freigebracht hatte, nicht eingeschlossen war.

Indessen hatte, während Maurer noch im Gefängnis sich ungestört seinen Zukunftssträumen hingeben konnte, eine ganz neue Idee Platz gegriffen. Man wußte, wie einfach und bürgerlich der Kaiser von Brasilien mit seinen Unterthanen verkehre, und daß auch dem schlechtesten Manne der Zutritt zu ihm nicht verwehrt sei. Die Mucker waren also auf den Gedanken gekommen, eine Deputation an den Fürsten zu schicken und demselben ihre Sache persönlich vorzustellen. Der Kaiser, hoffte man, werde ihnen einen Freibrief gegen die Beunruhigungen von seiten der Behörde geben, und sei dies einmal erreicht, so sei der Weg offen und das andere ergebe sich von selbst.

Dies war ein abenteuerlicher Plan, allein er wurde ausgeführt.

An der Spitze der Abordnung stand jener alte Schlaufopf, dem man seit seinem letzten glänzenden Erfolge alles zutraute; Judas, Wilhelm und ein gewisser Jakob Maurer, ein Verwandter des Propheten, sollten ihn begleiten.

Während nun jene in der Ferne die Interessen der Sekte zu fördern sich bemühten, saß der Geheimnißvolle daheim in Sorgen um seine eigene Person. Der Delegado war ihm, wie wir uns noch erinnern, bei seinem letzten Besuche auf dem Ferrabraz begegnet; er hatte sodann in der Zeitung auf die Beziehungen des verhaßten Mannes zu der Sekte aufmerksam gemacht und dadurch in der öffentlichen Meinung das bewirkt, was er selbst immer mit der größten Sorgfalt zu verhindern bestrebt gewesen: daß man ihn als die geheime Triebfeder des ganzen Muckertreibens ansah. — Ärgerlich setzte er sich hin und schrieb einen Brief, ¹⁾ nicht in seinem eigenen, sondern im Namen Karolinens, der Schwester Jakobinens, die ihn auch abschreiben und unterzeichnen mußte.

Herr Lucio Schreiner!

Leoner Hof, d. 27. December 1873.

Infolge der verschiedenen, besonders der letzten Vorgänge im Hause meines Schwagers Johann Georg Maurer und der Ereignisse, die damit zusammenhängen, finde ich es angemessen, Ihnen folgende Erklärung zu geben. Inkommodieren Sie sich keineswegs wegen Ihrer Verwandtschaft mit uns, damit Sie ja nicht zu beklagen haben, Sie könnten lange schon ein hoch-

¹⁾ Der Brief ist authentisch; der Entwurf wurde unter den Papieren des Geheimnißvollen gefunden. Wir geben ihn, wie er in den gleichzeitigen Zeitungen abgedruckt stand.

gestellter Mann sein, wenn Sie die unbedeutenden und jetzt vielfach geschmähten Verwandten nicht hätten. Auf freundschaftliche und verwandtschaftliche Zuneigung sind wir lange gewohnt zu verzichten. . . . Bei alledem durften wir doch erwarten, daß Leute, welche in der civilisirten Welt leben und sich sogar zur gebildeten Klasse zählen — selbst in Fällen, wo sie die Befugnisse von Polizeibeamten ausführen sollen, — dennoch als zahme Menschen und nicht als Buger ¹⁾ sich betragen, wo sie in Häuser und zu Menschen kommen. — Buger werfen alles drunter und drüber, nehmen mit, was ihnen gefällt, und zerstören, was sie nicht mitnehmen wollen. . . . Ich habe Sie als Chef des Streikorps in Gegenwart vieler Zeugen gefragt, ob wir uns von jedem, der nur käme, die Durchsuchung aller Zimmer, Kisten und Umstürzung aller Gegenstände gefallen lassen müßten, und Sie haben das in Wällergrauchens Weise mit einem gedehnten J—a und einem Achselzucken beantwortet, daß ein Negerkönig in Afrika sich darüber hätte entriüsten müssen. Ich habe Sie durch Schwager Klein ²⁾ nach Maurers durch Ihre Mannschaft mißhandeltem Pferde fragen lassen, und Sie haben geantwortet, Maurer habe das Pferd dem Manne geliehen.

¹⁾ Bugre, gewöhnlicher Name für einen bestimmten Indianertribus.

²⁾ Die Art und Weise wie „Schwager Klein“ hier angeführt wird, beweist, daß die Schreiberin, resp. der Schreiber ihn als einen der Sekte befreundeten Mann betrachten.

Jetzt weiß jedermann, daß Sie gelogen haben. . . . Sie haben auch nach Mitteilung der „Deutschen Zeitung“ ausgesprochen, Sie hätten meinen Schwager Klein an diesem Tage (23. Nov.) in Maurers Hause angetroffen. Auch schamlos gelogen, wie es Ihr Bericht über Ihren ersten Besuch in Maurers Hause nicht weniger ist. Nun muß ich Ihnen sagen, daß mein Schwager Klein der letzte aus der ganzen Verwandtschaft war, der noch etwas auf Sie halten wollte, und daher von Woche zu Woche erwartet, daß Sie die niederträchtige Zeitungslüge widerlegen würden. Nun da Sie es unterlassen haben, wird Klein auch wissen, wohin er Sie zu zählen hat. Der Mann muß Ihnen hier in Maurers Hause sehr unbequem gewesen sein, da Sie so giftige Erklärungen gegen ihn in Umlauf gesetzt haben. Wie es scheint, haben sich die Herren geniert, in seiner Gegenwart ihr ganzes Vorhaben auszuführen. Ihre Unentschlossenheit läßt sich nicht anders erklären. Wir wissen, daß wir die Gesetze respektieren müssen und haben auch niemals anders gethan noch gewollt, allein wir verlangen auch behandelt zu werden nach den Gesetzen des Landes, und nicht nach der Willkür böshafter Menschen. . . Sie dürfen ja nicht glauben, daß Sie Seide bei Ihrem Verfahren spinnen und den gehofften Lohn davontragen. Untrene schlägt ihren eigenen Mann.

Wenn Sie uns alle zum Lande hinausgebracht haben, so werden Sie glücklich und ungehindert avan-

cieren. Zum besseren Gedeihen dieses Vorhabens, wie für alle Fälle, sagt Valet

Karoline Meng.

Der Brief enthielt verschiedene Anschuldigungen gegen den Delegaten. Nichts jedoch verstand dieser besser als die Drohung am Ende: „Mitrene schlägt ihren eigenen Mann“. — Das schlimmste befürchtend, hielt auch er es für klug, sein Leben in Sicherheit zu bringen, und verschwand vom Schauplatz.

Indessen waren die Abgesandten der Mucker in Rio de Janeiro angekommen, wo sie auch wirklich von dem Kaiser vorgelassen wurden. Der Fürst hörte sie an und ließ sie ihr Anliegen vorbringen. Als sie aber dann das dreiste Begehren stellten, er möge ihrem gesetzwidrigen Treiben einen Schutzbrief gegen das Eingreifen der Behörden gewähren, da mußten sie sehen, daß sie an die falsche Adresse geraten waren.

Ärgerlich und verstimmt, ihren Zweck nicht erreicht zu haben, zogen sie ab.

Daheim erstatteten sie Bericht über den Erfolg ihrer Sendung. Anfangs war man bestürzt; bald jedoch faßte man sich; ja man trug jetzt die Köpfe noch höher als früher. An die Stelle der Niedergeschlagenheit trat der Trotz, und was man auf dem Wege der Bitte nicht hatte erreichen können, suchte man durch den Schrecken zu ertrocken.

Auch die Kolonisten hatten mit banger Besorgnis und frampfhafter Aufregung dem Ausgang der Gesandtschaft entgegengeesehen. — Ein unheimliches Ge-

fühlt bemächtigte sich ihrer, als sie sahen, wie die Anhänger der Sekte mit federaufgerichtetem Kopf und herausfordernder Miene durch die Pfaden ritten und sie und da mit erhobener Faust ihre Drohungen ausstießen.

„Guter Gott!“ — seufzte manche Mutter, — „giebt es denn nichts, was uns von diesen schrecklichen Menschen befreien kann?“ Die Männer aber reisten nach der Stadt und kauften sich Waffen und Pulver, und wo einer noch eine alte Flinte hinter der Thüre stehen hatte, der holte sie hervor, probierte, machte sie schußbereit und stellte sie neben das Bett, damit er sie zur Nachtzeit jeden Augenblick zur Hand habe; denn daß es zum Blutvergießen kommen werde, war nun kein Zweifel mehr.

So groß war die Furcht vor der Sekte, daß man auf einen ganz abenteuerlichen Gedanken verfiel: Man wollte die Regierung bitten, sämtliche Minder aus der Provinz auszuweisen und, um einem derartigen Vorgehen den Weg zu bahnen, sich in dem Bittgesuch bereit erklären, die betreffende Entschädigungssumme aus Privatmitteln aufzubringen.

Wirklich wurde die Bittschrift aufgesetzt und in Umlauf gesetzt, und bald war dieselbe mit annähernd zweitausend Unterschriften bedeckt. — Das war im Hinblick auf die spärliche Bevölkerung eine enorme Zahl.

Die Kolonisten jubelten und meinten, jetzt sei es kein Zweifel mehr, daß die Behörden ihrer Forderung würden Recht widerfahren lassen.

Gleichzeitig erschienen in verschiedenen Zeitungen der Provinz geharnischte Artikel, welche das Unwesen in Maurers Hause in den schärfsten Ausdrücken verurtheilten.

In Nr. 99 der „Deutschen Zeitung“ in Porto Alegre beispielsweise erschien eine vernichtende Kritik. Nachdem dort im allgemeinen der Satz aufgestellt war, daß das Treiben der Maurer-Sekte verderblich, und zwar derart, daß die Regierung es mit allen Mitteln unterdrücken müsse, wurde im einzelnen nachgewiesen: erstens, daß es unsittlich, denn es lehre den Kommunismus und dehne denselben auch auf die Ehe aus; zweitens, daß es gemeingefährlich, denn es werde dort gelehrt: wer nicht zur Sekte gehöre, der zähle zu den Toten, und wenn jemand von solchen Menschen auch noch so viele erschieße, sei dies nicht anders, als wenn man ein Tier erschossen; endlich es sei staatsgefährlich, denn man verachte die Gesetze und bereite den Weg zur Revolution.

Würde die Regierung die Gesellschaft nicht von diesen Schenkfälen befreien, so sei als sicher anzunehmen, daß die Bewohner der deutschen Kolonie Lynchjustiz üben und Mord und Totschlag die Folge sein werde.

In der That scheint bereits zu jener Zeit eine grenzenlose Unsittlichkeit auf dem Ferrabraz geherrscht zu haben. Es läßt sich nicht wiedergeben, was man sich im Volke von den Muckern als sichere Thatsache erzählte. Keine Bande schienen mehr heilig und selbst

die Beziehungen zwischen Eltern und Kind dem frivolen Spiele des Zufalls überlassen zu sein. Wußten die Häupter auf dem Ferrabraz, daß es kein besseres Mittel gebe, ihre Leute zum willenlosen Mittel auch der schrecklichsten Thaten zu machen, als wenn sie in ihnen die unbändigste aller Leidenschaften entfesselten? — Jakobine erreichte ihre Zwecke vollkommen; von Tag zu Tage sah sie ihre Anhänger mehr und mehr jedes Schamgefühl beiseitesetzen und mit fanatischer Treue ihre Befehle ausführen.

Unterdessen war Maurers Strafzeit abgelaufen. — Wohlgenut kehrte er nach seinem Hause zurück. Allein hier war seines Bleibens nicht. — Jakobine hatte, wie schon gesagt, in Rudolf Seh'n sich einen andern Lebensgenossen ersuchen und wollte „Papachen“ nicht zum beständigen Zeugen ihrer Untreue haben. Man redete also Maurer ein, daß er der Behörde ein Dorn im Auge sei, und daß die Beunruhigungen von seiten der Polizei aufhören würden, wenn er wenigstens für eine Zeitlang sich vom Ferrabraz fern halte.

Maurer, der wohl weder Kraft noch Mut hatte, dieser Zumutung zu widerstehen, vielleicht auch selbst diese Maßregel vernünftig fand, wurde also auf Reisen geschickt.

Wohl ausgestattet, in elegantem Kostüm, verließ er das Haus und zog in die Ferne. Wie man sich erzählte, nahm er den Auftrag mit, die Gemüther auch in entlegeneren Gegenden zu sondieren und für das neue Christus-Reich vorzubereiten.

Sechstes Kapitel.

Neue Blutscenen.

Der 30. April 1874 ging seinem Ende zu. Die Sonne war schon eine Zeitlang untergegangen. Der Mond stand am Himmel und erleuchtete die Straßen von Sao Leopoldo, in denen deshalb keine Lichter angezündet waren.

Im Hause des Schneiders Klos¹⁾ brannten zwei Lampen, welche die Schneiderwerkstätte reichlich erhellten. Dort saß Georg und arbeitete.

Seit seinem Eintritt ins Geschäft hatte er die besten Fortschritte gemacht, sodaß ihm der Meister bereits die Nähmaschine anvertraute. Aber auch sein Betragen, sein Fleiß und seine Pünktlichkeit waren derart, daß ihn Klos immer mehr lieb gewann und ihm gern einen Gefallen that.

Nun hatte Georg wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß doch auch seine Schwestern den Händen der Mütter möchten entriffen werden.

„Wir wollen sehen“, sagte ihm der Meister, und Gebrauch von seinem Amte als Vormund machend, setzte er es bei der Behörde durch, daß dieselbe eine bewaffnete Eskorte nach des Jakob Meng' Wohnung schickte und die Kinder mit Gewalt abholen ließ. Damit aber die Mädchen auch gegen die Soldaten einen Beschützer hätten, war Georgs älterer Bruder mitgegangen.

¹⁾ Genau nach Schneider Klos' Mittheilungen.

Die Sache ging nicht so leicht. Einige Muckerweiber griffen zum Besen oder ähnlichen Werkzeugen und setzten sich zur Wehr. Besonders aber war es die alte Frau Menz, Jakobinens Mutter, welche schier alle Fassung verlor. Diese hatte nur noch einen Zahn. Als sie aber den Bruder der Waisenfinder eintreten sah, um seine Schwestern ihrer Gewalt zu entziehen, da ergriff sie eine solche Wut, daß sie über den Jüngling herfiel und ihm den einzigen Zahn so tief in die Schulter eingrub, daß sich lange nachher noch die Male zeigten.

Übrigens blieben die Mädchen nicht lange in des Schneiders Hause. Die Mucker hatten sie wohl unterrichtet, wie sie es anstellen mußten, um bald wieder loszukommen: sie aßen nichts, sie tranken nichts und zeigten sich gegen alle Zusprache so taub und so apathisch, daß es schien, sie wären entschlossen, entweder zurückzukehren oder zu sterben.

Gleichzeitig erschienen auch einige Mucker vor dem Polizei-Chef und hielten um Rückgabe der Mädchen an. Welcher Art die Beweggründe waren, die sie hierbei dem hohen Beamten nahelegten, ist schwer zu sagen, doch hielt dieser es für gut, den Schneidemeister vor sich kommen zu lassen und ihm zu raten, wenigstens *versuchsweise* dem Ansinnen der Mucker nachzugeben.

Allos widerstand zuerst; als man ihm aber stärker zusetzte und ihm versicherte, daß die Kinder mit der Muckerei nichts würden zu thun haben, gab er nach,

wenngleich wohl mit dem stillen Bewußtsein, daß ein derartiges Versprechen auch nicht das geringste Vertrauen verdiene.

Indessen war ihm das grimmige Gesicht und die Drohung des roten Robinson nicht aus dem Sinne gekommen. Er war überzeugt, daß dieser Schlimmes im Schilde führe und zu geeigneter Stunde seine schwarzen Pläne auch zur Ausführung bringen werde.

Aus diesem Grunde hatte er gleich von Anfang an alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nie ließ er den Knaben ohne Begleitung ausgehen. Abends acht Uhr aber ließ er pünktlich die Läden schließen, um so jeden Verkehr mit der Straße abzubrechen.

Heute, am 30. April, fehlte noch eine Viertelstunde bis zu dieser Stunde, als dem Meister einfiel, daß seine Zündhölzchen zu Ende gingen. Hurtig sprang er über die Straße, um in der gegenüberliegenden Berde sich einen Vorrat zu holen. Noch war er nicht in das Haus eingetreten, da schaute er um und sah, wie an seinem Fenster zwei vermunnte Gestalten vorüberstrichen. Beide trugen weitfaltige Ponchos, und um den Kopf, den der breitrandige Hut bedeckte, ein Tuch, welches das ganze Gesicht mit Ausnahme von Augen, Mund und Nase verhüllte. Allem Anschein nach suchten ihre Blicke jemand im Innern des Zimmers, den sie nicht finden konnten.

Schon wollte Kloss zurückeilen, um sich die seltsamen Leute etwas genauer in der Nähe anzuschauen,

als er bemerkte, wie sich dieselben im langsamen Schritt wieder die Straße hinabzogen.

„Sonderbare Leute!“ — murmelte er für sich hin — „fast möchte ich glauben, daß der eine Robinson ist. Gestalt und Haltung stimmen auffällig.“ Dann aber sagte er sich wieder: Vielleicht sind es nur zwei Floßtreiber, die den Fluß heruntergekommen sind und sich nun die Stadt einmal etwas näher ansehen wollten; diese Leute sind ja so neugierig und betrachten alles mit so fremden Augen, als ob sie vom Mond heruntergefallen wären.“

Mit diesem Gedanken beschäftigt, sah er ihnen noch einen Augenblick nach und setzte dann den Fuß in die Bende.

Das Geschäft war schnell abgemacht. Mos zahlte den Betrag in Papiergeld und erwartete den Überschuß in kleiner Münze zurück. Über der Verzögerung, die hierdurch eintrat, entspann sich ein kleines Gespräch.

„Ich muß machen, daß ich wieder nach Hause komme“ — bemerkte Mos. „Ich habe da eben zwei Gestalten an meinem Fenster vorüberstreifen sehen, die mir Unruhe machen.“

„Ach, auf eine Viertelstunde“ — meinte der Vendemann — „wird es wohl nicht ankommen. Es gehen den Tag über der verdächtigen Subjekte so viele die Straße hinauf und hinab, daß man nicht fertig würde, wenn man sie alle beobachten wollte. Wir sind hier in der Rua Grande, der größten und be-

lebtesten Straße der Stadt, und dazu ist heller Mondschein — was sollte da Schlimmes geschehen können?“

Unterdessen war der eine der beiden unheimlichen Gefellen wieder zurückgekehrt und hatte Stellung vor dem Fenster des Schneidermeisters genommen. Jetzt kracht ein Schuß.

„Was war das?“ schrie der Bendenmann und stürzte hinter der Theke hervor, während der Schneidermeister mit einem Satz die Thürschwelle erreicht hatte.

Gerade sah er noch, wie der Vermummte die Waffe in die Falten seines Ponchos zurückzog und im raschen Schritt die Straße hinabeilte. Schon hatte er die nächste Seitengasse erreicht, als er rasch um die Ecke bog und der Kirchgasse zueilte.

Des Schneiders erster Gedanke war: „Dem Mörder nach!“ Blinkschnell ließ er die Schlappschuhe fallen und jagte auf einem andern Wege der Kirchgasse zu, in der Absicht, dem Flüchtling den Weg abzuschneiden.

Bereits war er mit dem Ruf: „Pega o ladrao! Haltet den Dieb!“ demselben ganz nahe gekommen, als dieser auf ihn anlegt und losdrückt. Der Hahn knackte; aber zum guten Glück verlagte der Schuß.

Im Nu hatte sich der geängstigte Mann wieder auf der Ferse herumgedreht und eilte nun seiner Wohnung zu, in der Seele nur den einen Gedanken: „Was mag zu Hause geschehen sein?“ — Er öffnet das Zimmer — das Blut starrt ihm in den Adern: vor ihm liegt Georg Haubert, der arme Waisenknabe, entseelt in

seinem Blute. Die Kugel des Mörders hatte ihn ins Herz getroffen.

Indessen waren rechts und links die Bewohner des Städtchens auf die Straße geeilt: „Faßt ihn, haltet ihn!“ rief es laut von allen Seiten, während einzelne Männer auch schon näher herankamen, um sich seiner zu bemächtigen.

Der Mörder selbst lief nicht. Die Pistole in der Faust und die Verfolger im Auge, zog er sich langsam weiter zurück. — Der erste, welcher ihm entgegentrat, war ein junger Schmiedegesell, der auf das Geschrei hin aus seiner Esse hervorgesprungen kam. — Ein Revolverchuß war der Gruß, mit dem ihn der Mörder empfing.

Wieder kamen andere aus ihren Häusern heraus; allein die vorgehaltene Waffe hielt alle in gemessener Entfernung zurück.

Bereits hatte der Berruchte die Nähe der Kirche erreicht, und der weite, einsame Platz, welcher die letzten Häuser der Stadt von dem Flusse trennt, lag vor ihm. Hier, wo er hoffen konnte, daß höchstens noch ein verspäteter Spaziergänger ihm begegnen werde, stellt plötzlich ein Soldat mit geschwungenem Säbel sich ihm entgegen. Der Bedrohte wich nicht, seine Winzer zuckte nicht; ruhig ließ er den Soldaten kommen; da krachte ein Schuß, und dem Angreifer entfiel der Säbel. Die Hand war ihm von der Ladung zerrissen.

Jetzt glaubte der Mörder den Moment zu rascherer Flucht gekommen. Die beengenden Straßen lagen hinter

ihm, vor ihm lag der offene Platz. — Mit großen Sägen hatte er bald das Ufer des Flusses erreicht, dem er stromabwärts folgte. Noch mußte er an einigen Wohnungen vorbei, die, von der großen Masse der Häuser getrennt, in Zwischenräumen am Ufer des Flusses sich hinziehen. Ein schmaler Wegstreif, der über das hohe Ufer läuft, trennt sie vom Fluß; hinter ihnen aber liegen die Banhados (spr. Banjados), vom Flusse bespültes, selten trockenes, aber mit Buschwerk reich bestandenes, sumpfiges Kampland.

Noch immer tönte aus der Ferne lautes Rufen und Schreien und lockte auch die Bewohner jener einsamen Häuser aus den Thüren hervor. Sie sahen den Vermummten heraufstürmen und hörten hinter ihm her das laute „Haltet ihn, haltet ihn!“ Es war kein Zweifel, wem es galt.

Ein derber Schuster war mit einem Sprunge dem Flüchtigen in den Weg getreten und suchte ihn festzuhalten. Dieser bog um die Ecke des Hauses und wandte sich den Banhados zu. Der Schuster ihm nach. — Im Nu hatte er einen mächtigen Prügel vom Zaune gerissen und rißte so auf den Fliehenden los.

„Warte“, — rief er ihm zu — „du sollst mir nicht entkommen!“

In diesem Augenblick dreht der Verfolgte sich um, zielt und schießt, und der Verfolger brach in seinem Blute zusammen. Der Mörder aber war hinter dem Buschwerk der Banhados verschwunden.

Etwas weiter unten am Flusse lag ein Nachen bereit. Dort trafen die beiden Vermunnten wieder zusammen, stiegen ein und setzten über. Am andern Ufer hatten sie ihre Pferde versteckt; rasch saßen sie auf und ritten ihrer Behausung zu.

Der Schrecken, den sie in Sao Leopoldo zurücließen, war unbeschreiblich: einer tot, zwei verwundet und zu dem vierten eilte der Priester, um ihm die heiligen Sterbesakramente zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Getäuschte Hoffnung. — Abgefaßt.

Die Hoffnung, welche die Kolonisten auf ihre zweitausend Unterschriften gesetzt, hatte sich nicht erfüllt. Man erwartete nun, daß die neue Blutthat die Behörde zu den umfangreichsten Anstalten veranlassen werde, um der Mörder habhaft zu werden. Auch dies traf nicht ein.

Das einzige, was zunächst geschah, war ein Wechsel des Polizei-Chefs. Man warf dem alten vor, er habe keine Energie; die Gemüther aller seien gegen ihn empört, und überdies habe er sich einem sehr schlimmen Verdachte bloßgestellt.

Der neue Chef hieß Abilio.

Auf die Kunde von der vierfachen Blutthat machte derselbe sich auf und erschien an der Spitze von vierzig Mann berittener Polizeioldaten in Sao Leopoldo.

Seine Ankunft brachte eine wohlthuende Beruhigung in die aufgeregten Gemüther: „Abilio ist ein entschidener Mann“, — so tröstete man sich — „er wird den Muckern zu Leibe gehen.“

Vor allem hoffte man, werde jetzt der, welchen man allgemein als den Mörder des jungen Haubert bezeichnete, und den auch der verwundete Schuster so gleich als den Thäter ausgegeben hatte, zugleich mit seinem Begleiter ergriffen und hinter Schloß und Riegel gebracht werden. Dies geschah jedoch nicht. Beide gingen vor wie nach unbehelligt einher. Auch im übrigen ließ man die Mucker im Frieden.

Diese ließen indes die Zeit nicht müßig und unbenutzt vorübergehen. Wenn je vorher, so suchten sie jetzt Waffen und Mundvorräte aufzuhäufen, um sich für alle Fälle vorzusehen.

Einer der rührigsten war Wilhelm. Der Behörde war dies bekannt.

Es war am 16. Mai, kaum etwas mehr als zwei Wochen nach jenen Blutscenen: da kam derselbe, von einem andern Mucker begleitet, auf der Rückreise von Porto Alegre in Sao Leopoldo an. Er hatte wieder Vorrat an Waffen gekauft, die er in einer wohl verschlossenen Kiste verborgen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, hatte er diese einem Gauchao-Führer übergeben, der kein Mucker und auch seinem ganzen Verhalten nach nicht der Muckerfreundschaft verdächtig war. Der Mann, der nichts Böses ahnte, hatte die

Riste übernommen und versprochen, sie an Ort und Stelle zu bringen.

Ganz vergnügt, daß ihm seine List so weit gelungen, war Wilhelm in Sao Leopoldo angekommen und befand sich eben mit seinem Begleiter auf der fliegenden Brücke, die ihn nach dem andern Ufer bringen sollte. Drißen standen die Pferde zur Weiterreise bereit.

Noch war die Barke nicht vom Lande abgestoßen, als einige Polizeimänner im Amtsschritt derselben sich näherten. Die Absicht derselben war nicht zu mißkennen, und unsere Reisenden hatten Grund, unruhig zu werden.

Wiederholt hatten sie versprochen, keine Waffen zu tragen, waren selbst, weil sie ihr Versprechen nicht gehalten, ins Gefängnis geschickt worden; es war gewiß, wenn man sie jetzt wieder bewaffnet, wie sie es waren, ertappte, so konnten sie einer gewaltigen Rekrutierung nicht mehr entgehen.

Den beiden jungen Leuten blieb nur eine Wahl: entweder mußten sie sich ruhig ergeben oder mit der Waffe in der Hand es versuchen, sich die Freiheit zu erkämpfen.

Wilhelms Begleiter entschied sich für's letztere — er griff zum Revolver.

Allein schon war es zu spät. Die Soldaten standen vor ihnen, und ein Schlag öffnete dem Burschen die Finger. Die Waffe entfiel seiner Faust.

Damit war das Loos der beiden entschieden. Gleich darauf fühlten sie sich von mehreren kräftigen Fäusten

gepackt, entwaffnet und gebunden und sahen sich gezwungen, dem Kommando der Soldaten zu folgen, die mit gezogener Klinge hinter ihnen her marschierten.

Der Weg ging zum Gefängniß.

Der Aufenthalt in demselben sollte nicht lange dauern. Bald nachher wurden sie nach Porto Alegre und von da nach Rio de Janeiro befördert, wo sie zur Strafe für den Bruch des Termo und ihre Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit unter die Soldaten gesteckt wurden: Wilhelm kam auf die Flotte und sein Genosse zur Kavallerie.

Die Nachricht von der Gefangennahme verbreitete sich rasch über die Kolonie. Auf dem Terrabraz brachte sie, wie anzunehmen, große Bestürzung und wohl nicht geringere Wut hervor. Die Hauptschuld der Verhaftung schrieb man dem Betreiben des Delegaden Lucio Schreiner zu, den man auch für den Urheber des großen Bittgesuches der Zweitausend hielt. Dies geht aus einem Briefe ¹⁾ hervor, den kurze Zeit nach dem Ereigniß der Geheimnißvolle an jenen schrieb, freilich auch diesmal nicht in seinem eigenen Namen, sondern so, als komme er aus der Seele Jakobinens heraus.

Wir heben nur einige Hauptstellen aus demselben hervor.

¹⁾ Die Skizze dieses Briefes wurde nach Angabe der „Deutschen Zeitung“ unter den Papieren des Geheimnißvollen gefunden und ist nach Aussage amtlich berufener Zeugen von dessen Hand geschrieben.

Padre eterno, d. 19. Mai 1874.

Herr Lucio Schreiner, St. Leopoldo.

Better!

Die Ereignisse vom vorigen Jahre bringen Sie mir wieder in Erinnerung. Meine Schwester Karoline hat Sie als moralisch verloren aufgegeben und schriftlich verabschiedet. Ich thue solches nicht, solange Hoffnung bleibt, noch ein gutes Haar an jemand zu finden, was oft sehr viele Mühe kostet und mehr als ein solcher Gegenstand wert ist. — Es hat mir jemand eine Geschichte vom Kaiser Nero erzählt, der mit großer Wollust und Behagen seine Frau, seine Mutter, Schwester und andere Verwandten hinnordete. Was er für ein Ende nahm, mögen Sie selbst lesen. Da hieß es: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder von Menschen vergossen werden. . . . Wir wissen genau, welchen Anteil Sie an den *Monstre-Petitionen* und Zeitungsverdächtigungen haben. Bald wird sich die Sache für jeden aufklären. Wählen Sie mir fort in ihrem eigenen Fleisch und Blut, d. h. unter ihren Verwandten. . . . Passen Sie auf, der jüngste Tag kommt. Wissen Sie auch, daß jeder Tag, buchstäblich genommen, ein solcher ist? Wohl dem, der die Folgen, welche man allgemein dem allerjüngsten Tag zu zuschreibt, nicht zu fürchten hat. Der wird es auch bloßlegen, wer in unserer ganzen Angelegenheit der römische Nero, der hebräische Judas und der nordische Brennus ist. — Ich lasse meinen Mann mit Besinnernis aufsuchen. Gesehen Sie mir doch einmal

ehrlich und offen, ob Sie und Ihre Genossen ihn nicht gegriffen haben wie den armen Heinrich ¹⁾ . . und Christian Richter? . . . Ihre Worte sind mir sehr verdächtig. Sie haben nämlich gesagt, Sie hätten dem Baum die Wurzel abgehauen. Da können Sie doch nur meinen Mann gemeint haben. Sie sind also verdächtiger wie wir alle. . . .

Es siehet einer baldigen Antwort entgegen, in der Hoffnung, dieselbe noch vor dem heiligen Pfingstfest wieder beantworten zu können (wenn mein Zustand es erlaubt), weil Sie dann vielleicht einmal ein guter Geist beseelt.

Ihre Prime
Jakobine Maurer
geb. Menz.

Ahtes Kapitel.

Des Wunderdoktors Heimkehr. — Der Weibertausch.

Hanjörg war nun schon mehrere Monate auf Reisen gewesen. Befehrt scheint er auf seinen apostolischen Reisen niemand zu haben; wenigstens hat nichts darüber verlautet.

Jetzt rückte die kältere Jahreszeit wieder heran, und es zog ihn an den heimischen Herd zurück.

Wohl mochte er ein großes Verlangen tragen, die Schwelle seines Hauses wieder betreten zu können

¹⁾ Soll jedenfalls „Wilhelm“ heißen.

und zu sehen, was dort alles während seiner Abwesenheit vorgegangen.

Dieses Verlangen sollte jedoch nicht so schnell befriedigt werden, wie er glauben mochte. Als er auf dem Terrabraz ankam und eben in seine Wohnung eintreten wollte, — so wird erzählt — trat ihm jemand entgegen und erklärte ihm in Jakobinens Namen: „Wende dein Pferd und reite hinunter zu Johannes Sehn; da sollst du bleiben, bis die Zeit deiner Berufung kommt“. — Maurer gehorchte.

Die Zeit der Berufung kam. Maurer sattelte sein Pferd und ritt hinauf. Allein auch diesmal wurde er nicht sofort in das Haus eingelassen. Wieder trat ein Mitglied der Sekte vor ihn und kündete ihm an: „Jakobine läßt dir sagen, daß du drei Stunden vor der Thüre stehend dein Herz auf alles das vorbereitest, was in der Bestimmung liegt“.

Hanjörg mußte sich fügen und fügte sich. Er wartete seine drei Stunden und überlegte, was kommen möge.

Endlich ließ ihn Jakobine vor. Sie erklärte ihm, daß er seiner Bestimmung nicht gewachsen und nicht imstande sei, eine so große Sache wie die ihre ans Ende zu führen. Deshalb sei ein anderer, auf welchen der Geist übergegangen, auserlesen worden, seine Stelle zu vertreten, und dieser sei Rudolf. — Zum Ersatz aber sollte Rudolfs Frau an ihn übergehen.

Maurer ergab sich in sein Schicksal. — Rudolf aber war bereits so sehr durch die Leidenschaft ge-

blendet, daß er, der durch die Hand eines katholischen Priesters war getauft worden und der vor dem katholischen Priester in die Hand seiner Frau ewige Treue gelobt hatte, nun eine Verbindung einging, welche er in andern Zeiten als einen skandalösen Ehebruch verurteilt hatte.

Die Entscheidung wurde auch Rudolf's Frau, Mina, mitgeteilt.

Mina hatte noch Glauben; sie war durch ihren Mann in das Muckertum verwickelt worden, fand jedoch kein Gefallen daran. Wir erinnern uns noch, wie beifällig sie es aufnahm, als der Pater den Versuch machte, Rudolf zum Mittritt von der Sekte zu bewegen. — Jetzt, da sie jene neue Bestimmung erfuhr, entsetzte sich ihre Seele, und ihr ganzes Innerstes empörte sich. Aber was wollte sie thun?

Sie kam auf den Gedanken zu fliehen und sie führte ihn aus. In einer Stunde, da sie sich unbekannt glaubte, suchte sie das Weite. — Allein die Mucker hatten gute Augen und mochten wohl auch eine Ahnung haben von dem, was sie vorhatte. Mina wurde bemerkt. Wie ein gezeichnetes Wild eilte sie dahin, so schnell sie die Füße trugen. Allein die, welche folgten, waren schneller als sie, und so wurde sie eingeholt und gewaltsam wieder zurückgebracht.

Noch zweimal wiederholte sie denselben Versuch. Als man ihr aber dann den Revolver aufs Herz setzte und ihr drohte, sie sofort niederzuschießen, falls sie noch einmal Anstalten zur Flucht machen würde, da

fügte sie sich in ein Verhältniß, das sie im Herzen verfluchte.

Jakobins Beispiel sollte jedoch nicht vereinzelt stehen bleiben. Vielmehr sollte dasselbe als Norm für die andern gelten und es ihnen leicht machen, einen gleichen Schritt zu thun.

Nun kam der 24. Mai des Jahres 1874, der Tag, an welchem die christliche Welt das heilige Pfingstfest beging. In Scharen strömten die Mucker nach dem Terrabraz hinauf; denn wichtige Dinge sollten heute verhandelt werden. Auch der Geheimnißvolle hatte sich auf den Weg gemacht und fand sich in der neuen Wohnung ein.

Diese stand nun fertig da. Es war ein großer, heller Raum, der die ganze Länge des Hauses einnahm und nur auf der einen Seite einen Streifen übrig ließ, welcher in Kammern geteilt war. Letztere sowohl wie auch die Räumlichkeiten unter dem Dach waren für Schlafstellen und andere Zwecke bestimmt, der große Raum sollte jedoch ausschließlich den gottesdienstlichen Versammlungen dienen.

Hier also hatten sich Männer und Frauen versammelt und harrten dessen, was kommen sollte. Nach den Blutszenen in Sao Leopoldo war man gespannt, was kommen würde.

Endlich erschien Jakobine. Der Gesang begann und der Gottesdienst war eröffnet. Als das Lied zu Ende, schickte sich Jakobine zur Predigt an. Zuerst verkündete sie, daß sie sich von Hanjörg getrennt und

mit Rudolf verbunden habe. Und sie begründete diesen Schritt, indem sie sagte, es sei nicht billig, daß derjenige, welcher wenig vom Geiste habe, einer Sache vorstehe, die so viel Geist verlange. — Hansjörgs Geist aber sei zu schwach befunden worden; seine Kraft sei auf Rudolf übergegangen. —

Sie erklärte sodann, daß dies ihr Beispiel ihnen zum Zeichen diene, daß auch unter ihnen manche sich von ihrer ersten Wahl lossagen und thun müßten, was der Geist ihnen vorschreibe. Der Geist aber, welcher gebiete, sei sie selbst, ihr Wort sei des Geistes Wort, der durch ihren Mund zu ihnen spreche.

In der That rief sie sofort mehrere Namen von Verheirateten aus, die hinfort nicht mehr zusammen leben, sondern mit anderen getraut werden sollten. Unter diesen war auch ein gewisser Martin Kassel, Vetter jenes Christian Kassel, von dem wir wissen, daß er zu den innigsten Vertrauten Jakobinens zählte.

Martin Kassel selbst gehörte zwar der evangelischen Konfession an; seine Frau und Kinder aber waren katholisch.

Bisher hatten die beiden Eheleute stets in Eintracht und Frieden gelebt; sie liebten sich gegenseitig, und nie wäre ihnen der Gedanke an eine anderweitige Verbindung in den Sinn gekommen. — Der Ausdruck ihres Gesichtes ließ deshalb sofort erkennen, daß ihnen Jakobinens Ansinnen durchaus nicht willkommen war.

Beiseite auf einem Tischchen war ein großer Bogen aufgelegt. Feder und Tinte daneben. Hierhin

führte der Geheimnißvolle bald diesen, bald jenen aus der Versammlung und lud ihn ein, seinen Namen zu unterschreiben. Er behauptete, es handle sich um eine Bittschrift an die Behörde; andere meinten, es sei ein Verzeichniß derer gewesen, die aus freien Stücken in die Trennung von ihren Frauen eingestimmt.

Am Schlusse der Versammlung ermunterte Jakobine ihre Leute zu Mut und Ausdauer und sprach zugleich furchtbare Drohungen aus der Bibel gegen diejenigen aus, welche von ihren Worten abweichen oder gar sich gänzlich von der Sekte lössagen würden.

Daß Martin Kassel mit den Verfügungen Jakobinens nicht einverstanden, hatten mehrere bemerkt. Sie traten zu ihm hin und fragten, was er zu thun gesonnen sei. „Was recht ist“ — war die Antwort.

Sein Better Christian redete ihm zu: „Du mußt nicht widerspenstig und hartköpfig sein“ — meinte er — „und thun, was Jakobine befiehlt; du könntest sonst dich und deine Familie unglücklich machen.“ — Martin gab keine Zusage; er stieg auf sein Pferd, die Frau that das Gleiche — und so ritten sie heimwärts.

Neuntes Kapitel.

Eine neue Grenelthat bereitet sich vor.¹⁾

Das Widerstreben der beiden Eheleute Martin Kassel und seiner Frau, sich den Bestimmungen Jakobins zu unterwerfen, hatte deren höchsten Zorn herausgefordert. Lag doch in demselben nicht bloß eine Auflehnung gegen ihre Autorität, sondern auch eine Anklage gegen der Prophetin eigenes Vorgehen.

Es war dies in den Augen der Sektenführer ein todeswürdiges Verbrechen, das nach Rache schrie.

Vielleicht kannten die beiden nicht die ganze Tragweite ihres Schrittes; eine Ahnung aber schwebte ihnen vor. — Schon auf dem Heimweg hatte Martin seiner Frau mitgeteilt, was sein Vetter Christian ihm angedeutet, daß ihre Widerseßlichkeit ihm und der Familie zum Verderben gereichen könne.

Die Frau erschrak; sie kannte Christian und wußte, wozu er fähig sei, besonders seit er eine hervorragende Stelle unter den Mönchern einnahm. Aber sie bestand darauf: „Wie werde ich thun, was Jakobine will; lieber lasse ich mich in Stücke reißen. Wir sind richtig getraut. Was Gott verbunden, kann keine Macht der Welt mehr lösen; das lehrt mich mein katholischer Glaube, und dem will ich treu bleiben bis zu meinem Tod. — Thue du, was du willst; ich will mit keinem andern leben; ich will meinen Kindern,

¹⁾ Nach den Prozeßakten.

meinem guten Namen und meiner Religion diese Schmach nicht anthun. Ich muß Gott von allem Rechenschaft geben, was ich auf dieser Welt gethan; wie kann ich vor ihm bestehen, wenn ich wie ein lächerliches Frauenzimmer von meinem Manne weglaufe und mich mit einem andern abgebe? Thue du, was du mit deinem Gewissen vereinigen kannst; — ich will lieber sterben, als daß ich meiner Pflicht untreu werde. — Ach Gott! warum sind wir in diese Mörderhöhle geraten!”

Der Schmerz der geängstigten Frau war groß. Martin hatte sie beruhigt und ihr versprochen, er werde sie nicht verlassen, bis der Tod sie trenne; er hatte ihr überdies erklärt, daß er von nun ab die Versammlungen auf dem Terrabraz nicht mehr besuchen werde.

So waren beide daheim angekommen.

Die Frau jedoch blieb hierbei nicht stehen. Um dem Drang ihres Herzens genugzuthun, machte sie sich auf den Weg und ritt nach der nächsten Kapelle, wo sie zu den Füßen des Priesters ein reumüthiges Bekenntnis ihrer Fehltritte ablegte und durch Veröhnung mit Gott den Frieden wiedersuchte, den sie verloren hatte.

Jakobine hatte indes die beiden Leute nicht aus den Augen gelassen; sie hatte ihre Spione geschickt, die ihr über die Stimmung derselben berichten mußten. — Christian Kassel that ihr die besten Dienste hierbei. Die Nachrichten jedoch befriedigten sie nicht; die Gesinnung des Ehepaars blieb dieselbe, und am 10. Juni,

also etwas mehr als 14 Tage nach der Versammlung, erklärte Martin Kassel in aller Form seinen Austritt aus der Sekte.

Damit war das Todesurteil gesprochen. Man hielt es jedoch für gut, erst einen Drohbrief zu schicken. Derselbe forderte Martin und seine Frau auf, zur Sekte zurückzukehren, widrigenfalls sie dasselbe Schicksal ereilen werde, das den Georg Haubert betroffen.

Christian übernahm es, das Schreiben an seine Adresse zu besorgen.

In der Nähe Martins wohnten zwei Mucker, der eine Scheffel, der andere Conrath mit Namen. Zu letzterem ging Christian und übergab ihm das Schriftstück, damit er es an seine Adresse besorgte. Während dieser ging, blieb Christian in dessen Hause zurück und wartete auf die Antwort.

Martin öffnete das Papier, überflog es mit seinen Augen und sagte: „Daraus wird nichts; ich bin ausgetreten und zurückkehren werde ich nimmermehr“. Auch die Frau war herzugekommen und bestätigte das Wort ihres Mannes.

Conrath entfernte sich und theilte die Antwort Christian mit. Dieser verzog das Gesicht und ballte die Faust; aber er sagte nichts, sondern suchte sein Pferd und ritt geradeswegs nach dem Ferrabraz zurück.

Am 13. Juni abends saß Martin Kassel mit den übrigen Gliedern seiner Familie daheim an dem Tisch. Es waren seine Frau, eine achtzehnjährige Tochter, ein sechzehnjähriger Sohn und drei kleinere Kinder. Die

Drohung der Mutter war ihm, seit sie ihm zugegangen, nicht mehr aus dem Sinne gekommen. Das Beispiel des unglücklichen Schneiderlehrlings von Sao Leopoldo hatte ihn ja belehrt, wozu die Männer vom Ferrabraz fähig waren. Nachdenklich ließ er seine Augen über die Kinder weggehen; er dachte an den Fall, daß diese durch eine blutige That ihrer Eltern beraubt und zu Waisen gemacht würden. Da kam die Stunde zum Schlafengehen.

„Kommt, Kinder!“ — sprach die Mutter — „und betet.“

Die Kleinen knieten nieder und verrichteten gemeinsam mit der Mutter ihr andächtiges Nachtgebet. Darauf stiegen sie in ihre Bettchen und schliefen bald ein. — Die andern folgten. Nikolaus aber, der sechzehnjährige Sohn, ging hinaus und suchte sich ein Lager im kleinen Schuppen neben dem Hause, der sonst zur Aufbewahrung der Milch-Kolben bestimmt war.

Als alle zur Ruhe gegangen waren, blies die Mutter das Licht aus und legte sich gleichfalls. Bald darauf herrschte tiefe Stille in allen Kammern.

Nicht so draußen. Denn kaum war einige Zeit vergangen, da wurde ein Geräusch vor der Thüre vernehmbar. Fußtritte wurden laut und eine Faust pochte gegen den Eingang.

„Werda?“ rief Martin, indem er sich im Bette aufrichtete.

„Strack!“ antwortete eine Stimme von außen.

Strack war der Dunkel der Frau Kaffels.

„Was ist los?“ fragte Martin von innen, ohne die Thüre zu öffnen.

„Die Mutter ist krank“, antwortete es von außen.

„Die Mutter?“ — überlegte Martin bei sich. — „Das wird wohl die Mutter meiner Frau, Stracks Schwester sein.“

Schon wollte er aufstehen und öffnen; doch besann er sich noch. Die Stimme kam ihm so verdächtig vor; es schien ihm viel eher seines Betters Christian als Stracks Stimme zu sein. Gleichzeitig fiel ihm die Drohung der Mutter ein. „Sollte es sich etwa um eine List handeln, dich aus dem Hause zu locken?“ fragte er sich. Je mehr er nachdachte, desto wahrscheinlicher schien ihm dies. Er öffnete also nicht und gab auch keine Antwort mehr.

Über dem kurzen Zwiegespräch war auch Nikolaus im Milho-Schuppen aufgewacht; er lauschte auf. Die Stimme, welche draußen sprach, klang so hell, als ob sie aus seiner unmittelbaren Nähe käme. Für ihn gab es keinen Zweifel, daß der Fremde draußen Christian Rassel war.

Noch eine Zeitlang währte das Getrippel vor der Thüre; dann verlief sich das Geräusch, und es ward wieder stille umher.

Die Nacht ging vorüber. Die Familie erhob sich zum neuen Tagewerk. Vater und Sohn theilten sich die Erlebnisse der Nacht mit. Um sich Gewißheit zu verschaffen, suchten sie die Spuren der nächtlichen Besucher auf. Diese führten bis zur Baumthüre. Hier

war der Boden von Pferdehufen zerstampft. Offenbar waren die verdächtigen Reiter hier abgestiegen und zu Fuß bis zum Wohnhause gekommen. Es kam jetzt darauf an, die Spuren weiter zu verfolgen. Sie gingen direct in Christian Kaffels Potreiro.

„Ich habe mich nicht getäuscht“, — rief Martin aus. — „Ein guter Engel hat mir es eingegeben, daß ich nicht hinausging, es wäre sonst um mich geschehen.“

Was jetzt machen?

In der Nachbarschaft wohnte ein Wendisch Namens Bohrer. Zu diesem ritten sie, um sich Rat zu erhalten.

„Mein Rat ist“, — sprach dieser zu Martin — „du mußt dir eine Schutzmannschaft von Sao Leopoldo holen. Wenn der Inspektor dir ein Schreiben mitgibt, wird man sie dir nicht verweigern. Sofort schickte er seinen Sohn an den Inspektor und ließ ihn bitten, in Martin Kaffels Haus zu kommen, während er selbst mit seinen beiden Gästen dorthin ritt.

Es währte nicht lange, als Bohrer's Sohn mit dem Inspektor eintraf. Dieser hörte und sah, was geschehen, und setzte dann seinen amtlichen Bericht auf, den Martin der Behörde überbringen sollte.

Da die Sache keinen Aufschub litt, setzte sich Martin zu Pferde mit der Absicht, nach Sao Leopoldo zu reiten. Mit ihm ritt ein Schwager, der gerade auch im Hause eingetroffen war, und dessen Haus an dem Wege lag.

Indessen war der Tag schon vorgerückt. Als sie deshalb an des Schwagers Hause ankamen, meinte

dieser: „Es wird am besten sein, wenn du bei mir über Nacht bleibst. Es ist schon spät; heute wirst du doch dein Anliegen in Sao Leopoldo nicht mehr ordnen können. Bleibe also die Nacht bei mir. Morgen in der Frühe reitest du hinab an den Paß, ¹⁾ machst deine Sache ab und fährst dann mittags nach Hause zurück; es kommt dies ganz auf dasselbe hinaus, nur wirst du die Nacht dann ausruhen können.“

Martin Kassel ließ sich bereden.

Zehntes Kapitel.

Eine Kannibalenthat.

Die Nacht vom 14. auf den 15. Juni war hereingebrochen. Am Himmel hing die Mondsichel und verbreitete spärliches Licht.

In Martin Kassels Hause war alles zur Ruhe gegangen. Da der Vater abwesend war, hatte Nikolaus sich diesmal sein Lager nicht in dem Milho-Schuppen, sondern bei den anderen im Wohnhause aufgeschlagen. Beiseite stand eine alte zweiläufige Flinte, die sein Vater sonst zu brauchen pflegte. Nikolaus wußte, daß sie geladen sei, und stellte sie neben sich, um sie für den Fall der Noth zur Hand zu haben.

Lange blieb draußen alles still.

¹⁾ D. i. Sao Leopoldo.

Plötzlich schlugen die Hunde an und stürzten wie auf ein gegebenes Zeichen alle nach einem Ort.

Nikolaus fuhr empor; sein Herz zuckte zusammen. „Das sind sie“, — sagte er unwillkürlich und lauschte. — Bald aber legte er sich wieder zurück und erwartete von seiner Schlafstätte aus, was kommen werde. Thüre und Fenster waren ja wohl verschlossen, das Licht ausgelöscht und folglich zunächst keine Gefahr, daß einer der Angreifer eindringen oder auch nur durch einen Spalt das Innere des Wohnraumes durchmustern könne.

Bald unterschied Nikolaus aus dem Bellen der Hunde, wie dieselben immer mehr sich zurückzogen und zuletzt nur noch auf einen kleinen Winkel beschränkt blieben. Ihn wunderte es, wie diese starken, sonst so mutigen Tiere sich heute so in die Enge treiben ließen.

Nebenan war der Kurrel, ¹⁾ ein umfriedigter Ort, in welchem das Vieh vor Nacht pflegte zusammengetrieben zu werden. Jetzt konnte er genau wahrnehmen, wie einige über den Zaun kletterten und die Kuh lösten, welche dort eingesperrt stand.

Sofort war ihm klar, warum dies geschah; man hoffte so jemand aus dem Hause herauszulocken.

Er blieb ruhig.

Merkwürdigerweise ließ bald draußen das Geräusch nach; nur die Hunde bellten noch fort wie vorher. — „Sollten sich etwa die Eindringlinge unver-

¹⁾ Ein umfriedigter Raum in der Nähe des Hauses zum Unterbringen der Haustiere während der Nacht.

richteter Sache wieder zurückgezogen haben? oder ist es eine List, durch die sie uns sorglos machen wollen?“ — Beßes war möglich.

Nikolaus rührte sich nicht, wie sehr es ihn drängte, zu wissen, ob die Bösewichte sich wirklich entfernt hätten.

Eine Stunde mochte etwa vergangen sein. Nichts hatte mehr die Stille der Nacht unterbrochen, da ließ sich ein eigentümliches Geräusch an den Fenstern vernehmen; es hob und schob und bohrte an den Rahmen herum, als arbeite jemand mit dem Jacao daran und suchte die Läden gewaltsam zu öffnen. Gleichzeitig hörte Nikolaus, wie man von außen an der Thüre beschäftigt war. Es schien, als ob man sie verrammeln wollte; dann folgte ein Stoß, wie von einem schweren Gegenstand, den man dawider stemmte. Es war — wie er später erfahren sollte, ein Balken, den die Angreifer gegen die Thüre lehnten, damit er beim Öffnen nach innen falle und das Wiederschließen verhindere.

Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich des armen Jungen. Die Nacht war so unheimlich, der Morgen noch so weit; alles im Hause schlief; er war der einzige, der wachte und der etwas zur Verteidigung der andern thun konnte. Er selbst aber war kaum den Kinderschuhen entwachsen und überdies noch von Natur sehr schwächlich gebaut, und ringsumher kein Nachbar, den er um Hilfe hätte anrufen können.

Sekt hörte er etwas, das seine Angst zum Entsetzen steigerte.

Das Haus hatte eine Veranda. — Nun bemerkte er, wie die Ungeheuer Stroh und sonstiges Brennmaterial dort zusammenschleppten und sich anschlachten, das Haus in Brand zu stecken.

„Also wollen sie uns lebendig in den Flammen begraben!“

Mit einem Satz sprang er vom Lager und eilte, die andern zu wecken. Bald war alles im Zimmer versammelt. Schon hörte man das Knistern der Flammen, welche das dürre Holzwerk verzehrten. Bleiches Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern. „Wir sind verloren! wir sind verloren!“ Mutter und Tochter fielen sich um den Hals, während die hilflosen Kleinen sie jammernd umklammert hielten.

Indessen hatte Nikolaus die Flinte ergriffen und sprang zur Thüre, die er aufriß. Das vorgelegte Holz stürzte herein; eine dunkle Gestalt steht vor ihm und richtet den Revolver auf ihn. Der Schuß krachte. Die Kugel faust ihm am Kopfe vorbei und fährt in die Wand.

Nikolaus richtet die Flinte, zielt und drückt los. — Der Schuß geht fehl. Er springt zum Fenster. Wieder sieht er die schwarzen Umrisse eines Menschen, der auf ihn anlegt; wieder kracht der Schuß, die Kugel geht vorbei.

In der Verzweiflung stürzt er nach der Seite des Kurals und mit dem Ruf: „Mutter, komm! komm! mir nach!“ ist er im Freien. — Abermals kracht es. Diesmal hat der Schuß getroffen.

Nikolaus dreht sich. Noch hat er eine Ladung in der Flinte; sie soll nicht unverwertet bleiben, — ein Schuß, und einer der Mordbrenner liegt am Boden. — Dann blieb ihm nur noch eines — die Flucht. — Wohl folgte ihm eine Reihe von Kugeln; doch zum Glück — sie verfehlten ihr Ziel. Jetzt ist er in der Moca angelangt; weiter kann er nicht mehr. Dort steht ein Strauch; er legt sich dahinter und wartet, was kommen wird.

Ihm auf dem Fuß war ein Geräusch wie von Tritten gefolgt. War es seine Mutter? war es einer der Mörder? — Jetzt erst ward es ihm klar: es war sein treuer Hund, der ihm stets eine besondere Anhänglichkeit bewiesen. Dieser schien die Lage des armen Jungen verstanden zu haben; er streckte sich dicht neben ihm auf den Boden und erwärmte mit seinem Leibe den Verwundeten, welchen der Winterfrost zu töten drohte.

Nikolaus hatte nicht Zeit, auf das Blut zu achten, das ihm reichlich aus Brust und Arme stieß; die Scenen, die er aus der Ferne sah, waren zu entsetzlich, daß er einen Augenblick sie hätte aus den Augen lassen können. Dort sah er, wie das prasselnde Feuer immer größer und größer ward und zuletzt ganz das elterliche Haus umhüllte. Er hörte die Angstrufe, das Hilfschreien der Seinen und konnte ihnen keine Rettung bringen.

Jetzt sieht er, wie eine dunkle Masse an der Thüre erscheint und durch die Flammen hindurchzu-

brechen versucht. — Es ist seine Mutter, welche, umringt von ihren Kindern, einen letzten Versuch zur Flucht macht. Allein die Blutmenschen treiben sie mit vorgehaltenen Waffen zurück. —

Im blutigen Schein der Flammen erkennt Nikolaus unter den Ungeheuern seinen Vetter, der mit satanischer Freude das Feuer schürt.

Noch einmal teilen sich die Flammen. Eine weibliche Gestalt wird sichtbar. Nikolaus erkennt seine Mutter, die mit verzweifelter Anstrengung den letzten Versuch zur Flucht macht.

Das Herz des Knaben bebt zusammen. „Wird sie entkommen? wird sie in die Hände der Wütheriche fallen?“ — Ein Schuß kracht. Die Unglückliche wankt. Das Schenkel stürzt auf sie zu und zieht das Messer. — Ein leiser Schrei kommt über die Lippen des Armen; er wendet den Blick ab. Im nächsten Augenblick sieht er, wie zwei der Mörder die theure Leiche in die Flammen schleudern.

Drinnen im Hause dauerte das Sammern fort. Nikolaus konnte hören, wie seine unglücklichen Geschwister vor Schmerz auf dem Boden entporsprangen, daß die Dielen dröhnten. Die entmenschten Mordgesellen machten ihre Scherze dazu.

Nach und nach wurde es stiller und stiller; zuletzt ward kein Laut mehr vernehmbar. Der Tod hatte die Stimme der unglücklichen Opfer erstickt. Damit war die Arbeit der Kannibalen gethan, und sie kehrten zum Terrabraz zurück.

Raum waren sie fort, da kroch Nikolaus aus seinem Verstecke hervor und schleppte sich mühsam nach einer benachbarten Hütte, die verlassen stand. Sein treuer Hund verließ ihn auch jetzt nicht, sondern gleich als fühle er dessen Schmerz mit, fuhr er fort, ihn mit seinen Liebkosungen zu erwärmen.

Elftes Kapitel.

Nach der Schreckensthat.

Martin Kassel ¹⁾ befand sich in seines Schwagers Hause und schlief, als es plötzlich mächtig an die Thüre pochte. — Es war Mitternacht. Alles im Hause wachte auf.

„Was ist? Was giebt es?“

„Ein großes Unglück“, — antwortete es draußen.

„Die Mucker haben Kassels Haus niedergebrannt.“

Der, welcher die Kunde brachte, war ein befreundeter Kolonist.

Die Schüsse vor dem Kasselschen Hause und der grelle Schein der Flammen hatten nämlich nach und nach die Nachbarn geweckt und auf den Schauplatz des Unglücks gerufen.

Als sie ankamen, fanden sie nur noch die rauchenden Trümmer und beeilten sich, dem unglücklichen Manne die Kunde seines namenlosen Elendes zu bringen.

¹⁾ Nach der Erzählung verschiedener Anverwandten Kassels, besonders auch des Onkels Strack.

Kassell hatte die Schreckensbotschaft gehört und war vom Lager aufgesprungen.

„Die Waffen herbei!“ hieß es im Hause.

Jeder steckte bei, was er fand, und bald saß eine Anzahl von Männern zu Pferde. Im raschesten Lauf ging es über Stock und Stein.

Endlich sind sie am Orte der Verwüstung angekommen.

Gott! welch ein Anblick!

Haus, Stallung, Schuppen, alles verbrannt; ein großer Aschenhaufen, aus dem noch der träge Rauch emporqualmte.

Kassell ruft nach den Seinen. — Ein Name nach dem andern verhallt in der Nacht — keine Antwort. —

Erst als der Morgen anbrach und die aufgehende Sonne die Jammerstätte beleuchtete, da verkündeten ihm die Blutspuren umher und die verkohlten Gebeine, wo er die Seinen zu suchen habe.

Jetzt fand sich auch Nikolaus wieder; es war Zeit. Die Kugeln hatten ihn schwer verwundet, und er bedurfte der aufmerksamen Pflege.

Mit bebender Stimme erzählte der arme Knabe den Verlauf der Schreckensthat und ergänzte, was Blut, Asche und Totengebein nur stumm angedeutet hatten.

Mittlerweile hatte sich einer zu Pferde gesetzt, um die Schreckensbotschaft nach Sao Leopoldo zu bringen.

Hier hatte der Polizeidelegado, wie wir wissen, unzufrieden mit der geringen Unterstützung, die ihm

von seiten der höheren Behörde zu theil ward, um seine Entlassung nachgesucht; diese war ihm verweigert worden. Da er indes um keinen Preis sein Amt persönlich weiterführen wollte, hatte er seine Befugnisse in die Hände seines Stellvertreters gelegt.

Der neue Delegado war Bierwirt in Sao Leopoldo. Selbst ein jovialer Mann, zog er manche Gäste an sich, und besonders war es der intelligenter Teil der Bevölkerung, welcher sich gern in seinem Hause zu einem Frühlischoppen zusammenfand.

Hier also ritt der Bote vor, ¹⁾ welcher die Nachricht von der nächtlichen Schauerthat überbrachte.

Es ist nicht nötig, zu sagen, welchen Eindruck dieselbe auf die versammelten Gäste hervorbrachte. Im Nu hatten sich alle zerstreut, um sie so frisch als möglich auch ihren Verwandten, Bekannten und Nachbarn zu überbringen. Jetzt ging dieselbe wie ein Lauffeuer weiter von Thüre zu Thüre, durch alle Straßen und Gassen, und so schauerlich sie auch an und für sich war, erfand die aufgeregte Phantasie Einzelheiten dazu, die sie noch entsetzlicher machten.

Auf der Kolonie war der Schrecken noch größer als in der Stadt; denn hier, wo die Häuser meist sehr vereinzelt stehen, dachte jeder an den Fall, daß ihm ein gleiches Schicksal wie der Kasselschen Familie be-
gegne. —

¹⁾ Nach Privatmittheilungen.

Von allen Seiten kamen die Kolonisten zur Brandstätte gesprengt, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, was geschehen. —

Es wäre unmöglich, die Eindrücke wiederzugeben, die sie dort empfingen. Die einen jammerten, die andern fluchten, andere ließen sich zu Wutausbrüchen gegen die Behörde fortreißen, von der sie sagten, daß sie durch ihre Saumseligkeit und Unentschlossenheit schuld an allem sei.

Indessen hatte der Delegado den Vorfall telegraphisch nach Porto Alegre berichtet. Auch hier brachte die Nachricht allgemeines Entsetzen hervor: zunächst im Palast des Präsidenten. Rasch wurden Vorkehrungen getroffen. Boten liefen hin und her, und nachmittags standen hundert Mann, theils Linien-, theils Polizeisoldaten bereit, um mit der Eisenbahn nach Sao Leopoldo zu fahren.

Für das geängstigte Städtchen war dies kein geringer Trost, als man die kleine Truppe ihre Quartiere beziehen sah. Man war überzeugt, es werde nun gleich nach der „Muckerburg“ gehen und in den nächsten Tagen schon werde man diese Brutstätte der Verbrecher dem Erdboden gleichgemacht sehen.

Es war eine Täuschung mehr. Die Soldaten blieben in der Stadt.

Zwölftes Kapitel.

Zwischensfälle.¹⁾

Die Muder waren gerüstet; alles, was sie zu einem bevorstehenden Kampfe nötig haben konnten, hatten sie reichlich zusammengetragen: Flinten, Revolver, Pistolen, Baldmesser, Pulver und Blei und auch Gefäße, die sie mit Petroleum füllten. Ihr Plan war, an einem bestimmten Tage in Gruppen die einzelnen Pitaden zu überfallen.

Die Ruhe, welche sie nach der letzten Bluthat noch immer genossen, mochte ihnen die Meinung beibringen, als habe die Behörde nicht den Mut, einen entschiedenen Schritt gegen sie zu thun, und vielleicht trug gerade dieser Umstand mit dazu bei, daß sie nun an einen Streifzug im Großen dachten.

In der That waren die Anordnungen hierzu schon getroffen, die Führer sowie die Leute, die sie begleiten sollten, bestimmt, und nur noch der Tag abzuwarten, an welchem das blutige Drama sich abspielen sollte.

Ganz unthätig waren indessen auch die Soldaten²⁾ in Sao Leopoldo nicht gewesen; vielmehr bereiteten sie

¹⁾ Nach Zeitungsberichten und Privatmittheilungen von Augenzeugen.

²⁾ Es ist überflüssig, zu bemerken, daß die Soldaten von damals nicht die Soldaten der Republik waren. Brasilien hat jetzt ein wohlausgerüstetes Heer, ein intelligentes und gebildetes Offizier-Korps und gutgeschulte, wohlausgestattete Truppen.

sich mit Eifer auf ernstere Scenen vor. Sie exerzirten und manövierten und schossen aufs Kommando ihre Büchsen los.

Nachts waren Patrouillen ausgestellt. Diese sah man teilweise vor dem Kammergebäude nahe der Kirche aufgepflanzt, wo sie entweder auf und ab gingen oder gegen die Wand gelehnt standen. Kam ihnen aber der Schlaf an, so streckten sie sich wohl der Länge nach auf dem Boden aus, schoben die Mütze nach vorn, um das blendende Mondlicht von den Augen abzuhalten und schliefen, das geladene Gewehr im Arme, gemüthlich ein.

Die Strategik, welche man im allgemeinen befolgte, war die, daß man zuwartete, bis einer der Hauptübelthäter der Polizei in die Hände lief; und im Grunde war diese die sicherste, denn so durfte man am wenigsten befürchten, daß es zu blutigen Zusammenstößen kommen könne.

Der erste Gang, den man auf diese Weise machte, war der gefürchtete Einsfeld, welcher am 21. Juni festgenommen wurde, in eben dem Augenblick, da er in Sao Leopoldo vermittlest der fliegenden Barke über den Fluß setzen wollte. Er wanderte in die Kadea und verschwand von da ab vom Schauplatz des Muckertums.

Zwei Tage später, am 23. Juni, kam die Nachricht, daß Robinson, der Mitschuldige am Tode Hauberts, sich im Hause des Jakob Menz auf dem Hamburger Berg aufhalte. Die Polizei hielt die Gelegenheit für günstig. Am 24. morgens in aller Frühe machte sich

eine kleine Truppe, geführt von einem berittenen Offizier, auf den Weg nach dem bezeichneten Hause.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und feuchtkalter Winterdunst lag über der Natur, als die bewaffnete Schar im dunklen Waffenrock, barfuß mit aufgeschlürzten Zwickhosen, das Gewehr auf der Schulter, durch die Neustadt und weiterhin über den flachen Kamp marschierte, aus dem in der Ferne der Hamburger Berg bis zur Höhe von einigen hundert Fuß emporsteigt.

Der Boden war, wie zu dieser Jahreszeit gewöhnlich, mit Wasserpfützen und Morästen bedeckt. Durch diese hindurch führte der Weg; dies machte erklärlich, weshalb die Soldaten die Fußbekleidung daheimgelassen.

Nach etwa zwei Stunden war das fragliche Haus erreicht und wurde sofort von den Soldaten umstellt.

Es war verschlossen.

Man pocht. — Keine Antwort. Man pocht wieder. — Keine Antwort.

Es ist wohl niemand darin? — „Doch“, — — meinte ein Soldat — „man hört ja ein Kind schreien.“

Da niemand öffnet, wird versucht, die Thüre mit Gewalt zu erbrechen. Dies ist nun teilweise gelungen. Ein Soldat steckt den Kopf in die Öffnung, um zu schauen, wer im Innern sei. Da kracht ein Schuß, und blutiübernommen sinkt der Unvorsichtige rückwärts. Überrascht und entsetzt wollen ihm die andern zu Hilfe

eilen. — Diesen Moment benutzte der Thäter zur Flucht, indem er durch eine Hinterthüre hinaus das Weite sucht. —

Verblüfft über diese Wendung der Dinge, haben im Nu alle die Gewehre auf den Flüchtling gerichtet. Schuß auf Schuß folgt; rechts und links sausen die Kugeln vorbei; der, dem es galt, lief wohlbehalten davon.

Dem Offiziere war es zum Tollwerden, daß es seiner ganzen Eskorte nicht gelungen, den Frevler zu fangen. Bornig gab er seinem Pferde die Sporen und jagte dem Fliehenden nach, fest entschlossen, ihn tot oder lebend in seine Gewalt zu bringen. Und wohl wäre ihm dies auch gegliückt, hätte nicht der Glende ihm den Lauf seiner Waffe entgegengehalten und ihn zum Stehen gebracht.

Da nun hier keine Vorbeeren mehr zu pflücken waren, wandte man sich der Untersuchung des Hauses zu. Auch diese bot wenig Trost; denn keine Seele war darin zu finden, am allerwenigsten der geflüchtete Robinson. — So thaten also die Soldaten, was ihnen allein noch übrig blieb — sie nahmen ihren verwundeten Gefährten auf eine Bahre und traben wieder dem Städtchen zu.

Hier war man gespannt, was sie heimbringen würden, und da man sah, daß es nur ein Verwundeter und zwar einer aus ihrer eigenen Mitte war, so trat zuerst Bestürzung ein; sobald man sich von derselben erholt, folgte ihr jedoch Wiß und Spott auf dem Fuße.

War nun diese Expedition auch resultatlos geblieben, so sollten doch noch am selben Tage (24. Juni) die Bemühungen der Miliz durch einen wichtigen Fang entschädigt und deren Ansehen in den Augen des Volkes wieder einigermaßen gehoben werden.

Es war die ganz allgemeine Ansicht wie in der Stadt so auf der Kolonie, daß die Seele des ganzen Unwesens auf dem Ferrabraz der Geheimnißvolle sei. Man war überzeugt, daß er von allem wisse, zu allem rate, was dort im stillen geplant und ins Werk gesetzt werde; man meinte, daß er es sei, der fort und fort die unheimliche Glut schüre, welche jeden Augenblick die Kolonie in Brand zu setzen drohte. Eine unheimere Erbitterung hatte sich so nach und nach in den Herzen der Bevölkerung gegen ihn angesammelt, und der Haß, den man gegen das Muckertum überhaupt hegte, zog sich auf ihn wie in einem Brennpunkt zusammen. Zum Schlimmsten hielt man ihn fähig, und als die Mordscene in der Kasselschen Familie bekannt wurde, ging alsbald das Gerücht, daß auch er unter der Zahl der Thäter gewesen sei.

Kein Wunder also, wenn er sich in der Nähe der Mucker nicht mehr heimisch fühlte. Denn daß die Sache Jakobinens auf die Dauer nicht siegreich bleiben konnte, mußte ihm klar sein, und daß sich im Falle der Niederlage der ganze Groll des geängstigten Volkes auf ihn ablagern werde, nicht minder. — Vielleicht fand er es auch für gut, im Angesichte der Ereignisse, die unmittelbar bevorstanden und die wir sogleich erzählen

werden, sein Leben und seinen Ruf in Sicherheit zu bringen.

Kurz, am genannten Tage verließ der Geheimnisvolle den Ferrabraz und machte sich auf den Weg nach Sao Leopoldo. Schon war er über den Fluß gesetzt und bereits bis in die Nähe der katholischen Kirche gekommen, als ihm ein Polizist entgegentrat und ihn als verhaftet erklärte.

Der Geheimnisvolle sah auf dieses Begegnis wenig vorbereitet. Er erhob Einsprache und brachte verschiedenes zu seiner Verteidigung vor; allein alles Parlamentieren blieb ohne Frucht; willig oder nicht mußte er dem Kommando des Soldaten folgen, der ihn zum städtischen Gefängnis brachte. Der Schließer empfing ihn und wies ihm seine Zelle an.

Damit war auch die Rolle dieses Mannes im Muckerdrama ausgespielt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Mordnacht.

Es war im Jahre 1824 am 25. Juni, als die ersten deutschen Kolonisten in Rio Grande ankamen. Heute waren seitdem fünfzig Jahre vergangen, und schon hatte man daran gedacht, diesen Tag als Erinnerung an jenes Ereignis fröhlich und feierlich zu begehen.

Es sollte anders kommen.

Die Angst und Trauer, welche auf der Kolonie lagerten, ließen ein volles und herzliches Aufjubeln der Freude nicht zu. Das Schicksal der Kasselschen Familie hatte bereits manche veranlaßt, mit Weib und Kind Wohnung und alles zu verlassen und an einem sicheren Orte sich niederzulassen, und die, welche zurückblieben, schwebten in beständiger Furcht, es möchte auch ihnen ein gleiches Los zu teil werden.

Bei den Muckern aber herrschte heute eine Regsamkeit und Geschäftigkeit, wie sie nie vorher bei ihnen bemerkt worden war. Waffen wurden zusammengefaßt, Brandstoffe vorbereitet, Befehle erteilt, Gruppen gebildet und anderes mehr, was alles darauf hindeutete, daß etwas ganz Besonderes bevorstand.

Es wurde Abend. Am Himmel stand der Mond. Aus Hansjörgs Hause rückten einzelne Haufen von Bewaffneten hervor und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Es waren Jakobinens Sendlinge. Die Welt sollte nun einmal erfahren, welches Evangelium und wie es verkündet wird, wenn die Wollust ihre Apostel schickt.

Dicht an Maurers Eigentum stießen Drangerie und Wohnung eines Kolonisten mit Namen Augustin. Auch dieser hatte sein Besitztum im Stiche gelassen und sich aus Furcht vor den Muckern mit seiner Familie in eine andere Gegend geflüchtet.

Nest standen unter den Drangenbäumen drei menschliche Gestalten, spärlich beleuchtet vom Glanze des Mondlichts, das sich zwischen dem Laube hindurch-

stahl. Es waren zwei Weiber, welche gegen die Stämme der Bäume gelehnt dastanden und ein verküppelter Schneider. ¹⁾ Alle waren bewaffnet: der Schneider mit einem Gewehr, die Weiber mit kurzen, scharfgeladenen Pistolen.

Dem kleinen Mann von der Nähmaschine war es unheimlich zu Mute. Er hatte in seinem Leben nie eine andere Waffe hantiert als die Nadel; die schwere Büchse machte ihm bange.

Um so kriegerischer waren die beiden Weiber gestimmt. Sie hatten bemerkt, wie angstbekommen der Schneider sich fühlte, und trieben ihren mutwilligen Spott mit ihm.

„Schneider!“ — begann die erste — „wofür hast du denn eigentlich dein Gewehr da?“

„Ich denke“, — versetzte dieser — „es ist für den Fall, daß ein Macuco oder Jacutinga ²⁾ vorbeifliegt.“

„Und wenn nun einer käme — würdest du ihn treffen?“

„Ich habe mein Leben lang noch keinen Hahn losgedrückt, und ich glaube, es würde das Bittern mir ankommen.“

„Du bist ein feiger Schneider“, — versetzte die eine wieder. — „Ich hätte meine Freude daran, recht herzhaft hineinzuschießen. Nämlich nur fünf Spötter

¹⁾ Nach den Aussagen des Schneiders in den Prozessakten.

²⁾ Brasilianische Jägerarten.

auf einmal: mit meinem fünfläufigen Revolver würde ich sie alle niederstrecken."

"Was?" — rief der Schneider entsetzt — „es werden doch keine Spötter kommen?" — und das Gewehr drohte seiner Hand zu entfallen.

Die beiden Weiber konnten das Lachen nicht unterdrücken: „Nun seht doch", — rief die eine — „der Schneider meint wirklich, wir ständen nur hier, um wilde Hühner zu schießen. Hör', Schneider, wenn sie kommen, und du zeigst Furcht, bist du der erste, den ich niederschleße."

Dem Nadelkünstler fing das Herz bis in die Kniekehlen zu schlottern an.

"Da seht nur!" — rief plötzlich wieder eine der Frauen — „es wird schon hell, der Tanz geht los."

In der Ferne schlugen Flammen auf und dunkle Wolken stiegen langsam empor. Es mochte zwischen sieben und acht Uhr sein.

Zur selben Zeit ritt auf dem Rampe bom, jenem Kolonie-Komplex, der zwischen Hamburger Berg und dem Leoner Hof liegt, ein junger kräftiger Mann von mittlerer Größe und trieb vor sich her zwei fette Ochsen. Seitwärts gegen den Rücken trug er in einer Scheide den langen Jacao (Waldmesser) und im Gürtel zwei geladene Revolver.

Es war der Serraner Peter.¹⁾

Während er so dahiritt, dachte er an Weib und Kind, ob ihnen die Mucker kein Leid anthun würden,

¹⁾ Nach dessen persönlichen Mittheilungen.

an die Stockung der Geschäfte, welche die Muckerbewegung veranlaßt hatte und anderes mehr; da frachten mehrere Schiffe, jetzt hinter, jetzt vor ihm, fast zu derselben Zeit.

Der wackere Mann ahnte sofort, was los sei. „Das sind Mucker!“ — sprach er zu sich selbst, und überlegte, wem er zuerst zu Hilfe eile.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Hinter ihm, in einiger Entfernung, lag ein Kolonistenhaus, an dem er vor wenigen Minuten vorbeigeritten war. Dasselbe gehörte einem gewissen Dreier, der ein Schwager des Subdelegado war und zwar den Titel Kapitän führte, sich aber von den übrigen Kolonisten kaum durch etwas unterschied, als durch eine gewisse militärische Bestimmtheit in seinem Reden und Thun und eine besondere Geistesgegenwart in kritischen Fällen.

Vor dem Hause, etwa fünf Schritt von demselben abstehend, befand sich ein Bretterzaun; dicht vor diesem standen in ziemlich gleichen Zwischenräumen mehrere schlank aufsteigende Palmen; jenseits des Zaunes aber lief die Straße vorbei, welche des Kapitäns Wohnung von dem gegenüberliegenden protestantischen Kirchhof trennte. Eine leichte Böschung führte zu diesem von dem Wege empor.

Dreier ¹⁾ stand gerade nachdenkend hinter dem Bretterzaun und schaute, mit verschränkten Armen auf

¹⁾ Nach dessen persönlichen Mittheilungen.

denselben gelehnt, bald den Weg hinauf, bald hinunter, bald hinüber nach dem Gottesacker, von dem er sich nur durch wenige Schritte geschieden sah, — da bemerkte er plötzlich im Mondlicht, wie zwei Gestalten in ziemlich nachlässigem Anzug, mit abgetragenen Hüten auf dem Kopfe, sich von der Rechten her seinem Hause näherten, als seien sie im Begriff, nach dem Hamburger Berg zu gehen.

Beide waren zu Fuß und rückten im schleichenenden Diebeschritt stets näher und näher die erwähnte Böschung auf der andern Seite des Weges entlang.

Der Kapitän, welchem das ganze Erscheinen der beiden Fußgänger nicht wenig verdächtig vorkam, hatte dieselben eine Zeitlang fest im Auge behalten, als er bemerkte, wie zwei lange Gegenstände unter ihren Ponchos sichtbar wurden. Es war kein Zweifel, daß es Gewehrläufe waren.

„Das sind Mörder!“ — sagte er zu sich selbst und richtete sich erschrocken am Baum auf — „das gilt dir!“

„Unwillkürlich fuhr seine Hand nach der Seite; er hatte nichts zur Verteidigung bei sich. Flinte, Revolver, Jacao, alles hatte er im Hause gelassen.

Sein Blick fiel auf die Thüre, sie stand offen; nur drei Sätze und er wäre drinnen gewesen, allein schon war es zu spät. Die beiden düsteren Gestalten hatten ihre Gewehre zum Schuß erhoben und schnitten ihm den Weg ab.

Er schien verloren; nur ein schwacher Hoffnungsstrahl blieb ihm, wenn es ihm gelang, sich durch den Stamm des nächsten Palmbaums zu decken. Er versuchte es.

Herzengrade, mit dichtangeschlossenen Armen und fest zusammengeklammerten Beinen drückt er sich eng an den Baum heran und sucht mit stramm aufgerichtetem Kopf stets die Richtung zu verfolgen, welche der Feind nahm.

Wer den Kapitän in diesem Augenblicke gesehen, der hätte glauben mögen, er ahme zum Scherz die straffe Körperhaltung eines Rekruten nach, der sich nach seinem Nebenmann richtet. In Wirklichkeit befand sich derselbe in einer wahrhaft verzweifelten Lage. Denn schon waren die beiden Bösewichte so nahe gekommen, daß an einen Fehlschuß nicht mehr zu denken war. Die einzig rettende Kunst des waffenlosen Mannes bestand darin, sich so zu halten, daß der Stamm des Palmbaumes stets genau zwischen ihn und die Angreifer zu stehen kam. Im Augenblick, wo er diese Stellung verließ, war er verloren.

Dies war ihm klar.

Indes auch dieses Mittel bot ihm wenig Garantie; die Mörder konnten sich trennen und von verschiedenen Seiten her den Angriff beginnen, — was dann?

Dem keineswegs ängstlichen Mann lief bei diesem Gedanken ein Schauer durch die Glieder. Zum Glück fiel es den beiden nicht ein, von dieser List Gebrauch zu machen. Stumm und lautlos wie die Stage, die

ihre Beute umschleicht, zogen sie hin und her, stets des Augenblickes gewärtig, da der Bedrohte seine Stellung verlassen werde.

Dreiherr blieb.

Die Standhaftigkeit des Angegriffenen brachte die Angreifer außer Fassung.

„Warte“, — knurrte der eine — „ich will dich schon laufen lehren“, und damit drückte er los.

Palmbaum und Bretterzaun ächzten und die losgerissenen Splitter fuhren umher. — Dreiherr zuckte zusammen. „Diebe! Mörder! Waffen!“ Der Kapitän rief es mit seiner durchdringenden Stimme, daß es weit über die Fluren hallte; — kein Retter erscheint.

Der einzige Sohn, der die Büchse zu handhaben verstand, war nicht zu Hause, und so sah sich der waffenlose Mann der Willkür der Mordgesellen preisgegeben. Was hinderte, daß sie ihm das Gewehr auf die Brust setzten und ihn niederschossen?

Sie thaten es nicht. Fürchteten sie, daß Dreiherr bewaffnet sei? — Noch immer hofften sie, ihn aus seiner Stellung herauszubringen.

Jetzt sind sie so nahe gekommen, daß nur die Breite des Weges sie von ihrem Opfer trennt, noch einige Schritte — da krachen mehrere Schüsse auf einmal. Der Zaun zittert vom Anprall: der Kapitän bleibt unbeweglich in seiner Stellung.

Die Mörder geben sich den Anschein, als hätten sie ihren Mordplan aufgegeben und schreiten langsam die Höhe der Böschung entlang, den Blick stets auf

den verwünschten Palmbaum gerichtet. Was sie durch die Furcht nicht erreicht, hoffen sie durch die Sorglosigkeit zu erlangen.

Dreihier läßt sich nicht täuschen; stets die Feinde im Auge, beschreibt er mit eiserner Regelmäßigkeit seinen Halbkreis um den Baumstamm. — Wieder folgte ein Schuß. In diesem Augenblicke bemerkt der Kapitän, daß die gerade Linie, von ihm durch den Palmbaum nach den Verfolgern gezogen, in ihrer Verlängerung auf die Ecke seines Hauses traf. Ein Gedanke blitzt in seiner Seele auf: „Wie, wenn ich von der Palme gedeckt zur Ecke und von da zur hintern Thüre meines Hauses gelangen könnte?“

Gedacht, gewagt. Einige rasche Sätze, und ehe die Feinde noch recht wußten, was geschah, war er um die Ecke des Hauses verschwunden und befand sich mit einem Sprunge im Innern. Im nächsten Augenblicke hatte er seine Doppelflinte erfaßt und stand nun, vom Posten seiner Thüre gedeckt, selbst zum Angriff bereit. —

Kein Feind war mehr zu sehen.

Prüfend reckt er den Kopf hervor, da — krach! — fällt ein Schuß. Dreihier weicht zurück, er ist getroffen. — Warm läuft ihm das Blut von der Stirn. Er greift nach der Wunde. „Gott sei Dank!“ es ist nur ein Streifschuß!“

Indessen ist auch die Erlösung nahe.

Nachts und links tauchen immer neue Gestalten auf. Männer und Burschen ziehen bewaffnet heran.

— Es sind befreundete Kolonisten, welche, durch die Schüsse aufgeschreckt, schreiend und lärmend sich der Wohnung des Bedrängten nahen.

Das war für die feigen Mörder ein Wink, sich aus dem Staube zu machen. — Als die Hilfe ankam, waren sie verschwunden.

Dies war im Rücken des Serraners vor sich gegangen, während gleichzeitig in der entgegengesetzten Richtung des Weges eine andere und zwar blutigere Scene sich abspielte.¹⁾

Hier stand einige Schritte vom Wege ab und etwas tiefer gelegen als dieser ein einfach aus Lehm gebautes Häuschen, an welches ein kleines mit Pfählen und derben Querbälkern notdürftig eingefriedigtes Gärtchen stieß. Es war dies die Wohnung eines schon betagten Ehepaares, Hofmeister mit Namen, welches daselbst mit einer Tochter und deren Familie in Ruhe und Frieden seine Tage verbrachte. Die Tochter war verheiratet mit einem gewissen Andreas Dick, und Gott hatte dem jungen Ehepaar mehrere Kinder geschenkt.

Mancher Reiter, der hier vorbeikam, hielt an dem Häuschen an, um entweder in der heißen Mittagszeit seinen Durst zu stillen, oder auch um kleinere Einkäufe zu machen; denn das Häuschen war zugleich eine Bende.

Tiefer unten im Wiesengrund lag eine Kolonistenwohnung, und eine andere weiter nach oben jenseits

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen der Überlebenden.

des Wegeß. Beide gehörten einer in jener Gegend ziemlich verbreiteten Familie Namens Barth an.

Als nächste Nachbarn und nahe Verwandte unterhielten die Glieder dieser Familie einen lebhaften Verkehr mit unsern braven Wendeleuten; denn obgleich diese katholisch, sie selbst aber protestantisch waren, so sah man doch im täglichen Verkehr gerne von dieser Verschiedenheit ab und übte alle Pflichten einer guten Nachbarschaft: man besuchte sich, half sich in Verlegenheiten, theilte sich gegenseitig Leid und Freuden mit und erzählte sich in gemüthlichen Stunden, was man Interessantes wußte aus alter und neuer Zeit.

Seit dem Muckerspuk auf dem Ferrabraz jedoch hatte dieses schöne Verhältniß angefangen sich zu lockern. Verschiedene Angehörige der Nachbarfamilie waren auch hinauf zu Jakobine gewallfahrtet und hatten sich den Kopf verrückt lassen. Je eifriger sie dorthin gingen, desto mehr häuften sich Groll und Erbitterung gegen Andersdenkende in ihren Herzen.

Gleichwohl ließen sie nach außenhin nichts davon merken, und selbst in allerletzter Zeit waren sie noch in der Wende erschienen, um Sachen für den Tagesbedarf einzukaufen.

Heute, am 25. Juni, stand die Tochter des Wendemannes, mit ihrem Kinde im Arm, vor der Thüre. Nicht weit davon wiegte die Großmutter ein anderes an ihrem Herzen. Der Wendemann selbst war zufällig auswärts — da schlichen zwei dunkle Gestalten, mit Baldmesser und Revolver bewaffnet, aus dem

Thale herauf und schritten geradenwegs auf den Platz zu, wo die beiden Frauen standen.

Diese ahnten nichts Böses. Was hätten sie auch ahnen sollen, da sie niemand ein Leid gethan?

Plötzlich sprang die eine der düsteren Gestalten hinter dem Hause hervor, und mit einem Satz steht er vor der jungen Frau. Ein Schrei des Entsetzens hallt durch die Luft. Sie sieht den kalten Lauf der Pistole auf sich gerichtet. Der Schuß kracht und das Kind entfällt ihrem Arme.

Schwer getroffen flieht sie ins Innere.

In angstvoller Hast eilt die Großmutter herzu, hebt das wimmernde Würmlein vom Boden und nimmt es auf den noch freien Arm. — Noch hat sie sich nicht ganz aufgerichtet, da steht der Mörder auch vor ihr. — Sie erkennt ihn, — es ist Peter Barth, ihr Nefte, den sie überdies aus der Taufe gehoben, — sie sieht die schreckliche Waffe. „Peter!“ — fleht sie — „so schieße doch nicht!“ Aber schon knackt der Hahn. Viermal springt der Revolverlauf um, und zwischen den tödlich getroffenen Enkeln liegt die Großmutter im Todeskampfe.

In diesem Augenblicke trat der Serraner ein.

Wie schnell er sich auch entschlossen, nach dieser Seite hin Hilfe zu bringen — schon war es zu spät. Wohl jagte er den flüchtigen Mördern noch einige Kugeln nach; allein was half es? Wenige Augenblicke danach waren dieselben im Dunkel verschwunden.

Die erste Sorge des wackeren Mannes war nun, die unglücklichen Opfer in die sichere Hüt benachbarter Freunde zu bringen. — Kaum war dies geschehen, so schwang er sich wieder auf in den Sattel und ritt, seine Stiere ihrem Schicksal überlassend, in Sturmes-eile gen Leopoldo zu. Ihm war es kein Zweifel mehr: das wiederholte Schießen an verschiedenen Orten zugleich deutete mit Sicherheit darauf hin, daß die Mucker — was man schon lange befürchtet — einen allgemeinen Ausfall gemacht, und es kam alles darauf an, so schnell als möglich bewaffnete Hilfe zu bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Flüchtlinge. ¹⁾

Die Flammen, welche der versteckte Muckerposten auf dem Terrabraz schon vor einiger Zeit bemerkt, hatten unterdessen immer weiter um sich gegriffen und stiegen bald in hohen Rauchsäulen empor, sodaß sie auch den Bewohnern der Ebene auffallen mußten.

Einer der nächsten Nachbarn des Serraner Peter war dessen Schwager, Schneider Scharbong.

Dieser stand gerade auf der Schwelle seiner Thüre und schaute zwischen den Trauerweiden des Vorplatzes hindurch in die mondhelle Nacht, als er die unheim-

¹⁾ Nach Schneider Scharbongs persönlichen Mittheilungen.

lichen Flammenblitze auf dem dunklen Hintergrunde des Waldgebirges emporzüngeln sah.

„Sonderbar“, — sagte er zu sich selbst — „das kann nicht von der Moca eines Kolonisten herkommen; die Brandfläche ist zu groß, und die Flammen gehen zu hoch; auch wüßte ich nicht, wer in jener Gegend Wald brennen sollte. — Ob man wohl den Muckern das Haus angezündet hat?“

Er war noch mit diesem Gedanken beschäftigt, als er jemand auf sich zuschreiten sah: „Guten Abend, Nachbar!“ ruft er ihm zu. — „Hast du auch schon gesehen, daß die Muckenburg brennt?“

„Da bist du sehr irre“, — erwiderte dieser. — „Nicht die Muckenburg, sondern des Brenner Karl Haus steht in Flammen. Komm nur einmal mit an mein Haus, wo du von der hohen Treppe herab die Gegend besser überschauen kannst, da wirst du sehen, wo es brennt.“

Ohne Umstände zu machen, ging Scharbong mit.

„Siehst du nun, wo es brennt?“ fragte der Nachbar.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da hörte man Schiffe und aus der Ferne deutlich den Ruf: „Schmidt-Jakob! Schmidt-Jakob!“ —

„Hörst du die Angstrufe?“ — versetzte der Schneider. „Gewiß, die Mucker haben einen Ausfall gemacht, und Schmidt-Jakob ist in Gefahr.“

„Komm!“ — sagte der Nachbar — „wir gehen hinauf und bringen ihm Hilfe.“

„Ohne Waffen?“ — entgegnete Scharbong. —
„Ich habe nichts bei mir.“

„Hier ist Revolver und Flinte! — Was wählst
du?“ —

Dem Schneider wäre es zu verzeihen gewesen,
wenn er in diesem Moment eine Umwandlung von
Furcht verspürt hätte; doch er hielt sich tapfer: „Die
Sache ist gefährlich“, — sagte er. — „Aber her mit
dem Revolver.“ —

Schon wollten sie gehen, da fiel die Hausfrau
dazwischen: „Im Gottes willen!“ — rief sie und rang
die Hände — „wollt ihr uns denn alle: die Groß-
mutter, mich und das Kind hier allein ohne Hilfe und
in Verzweiflung zurücklassen?“

Die beiden Männer schauten sich ratlos an. „Was
sollen wir thun?“ — fragte der Nachbar. — „Wenn
wir uns nicht gegenseitig helfen und füreinander selbst mit
Gefahr des Lebens einstehen, so sehe ich nicht, wie wir
über die Banditen Herr werden können.“

„Das wäre schon recht“, — unterbrach ihn weinend
die Frau. — „Allein ihr habt eure Familie, die euch
näher steht als jeder andere, und für die ihr zuerst
sorgen müßt. Oder wollt ihr fremden Leuten nach-
laufen und uns hier im Stiche lassen? Wenn uns
die Mucker ins Haus kommen, was werden sie mit
uns anfangen? Wollt ihr, daß es euern Frauen und
Kindern geht, wie der Staffels Familie? Gott! ich
werde wahnsinnig, wenn ihr fortgeht.“

„Seid ruhig, Frau“, — beschwichtigte sie Scharbong. — „Euer Mann wird bleiben; ich will schnell hinunterspringen und dem Nachbar Ellwanger sagen, was vorgeht; denn ich glaube, er weiß von allem nichts.“ —

Damit lief er so schnell, als ihn die Füße trugen.

Ringsumher wurde die Nacht immer geräuschvoller; dunkle Feuerfäulen stiegen empor, und eine unheimliche Brandröte färbte den Horizont.

Schuster Ellwanger hatte in der That keine Ahnung von dem, was draußen geschah. Er saß auf seinem Dreifuß und hämmerte beim matten Schein seiner Schusterlampe wacker drauflos. Da riß der Schneider die Thüre auf: „Ellwanger, schnell! die Mader sind ausgebrochen. Beim Brenner Karl brennt's; beim Klei und Schmidt-Jakob sind sie auch schon; man hört, wie sie schießen. Gleich werden sie hier sein.“

Raum hatte Scharbong diese Worte vorgebracht, da ließ er die Thüre los und rannte zurück.

Ellwanger wußte nicht, wie ihm geschah. Das plötzliche Erscheinen des Nachbarn, dessen Aufregung und Angst, die Worte: Mader, Feuer, Schießen — und das plötzliche Verschwinden desselben hatten auf ihn den Eindruck einer Geistererscheinung gemacht. — Er schnellte vom Stuhl empor, warf das Arbeitszeug weg und ehe er sich noch Zeit genommen, die Lampe auszulöschen, stürzte er wie geistesirre zur Thüre hinaus und querselbein zur nächsten Bende.

Es waren nur wenige Augenblicke, deren Schar-
dong bedurfte, um den Schuster von der drohenden
Gefahr in Kenntniß zu setzen. — Als er aber wieder
bei dem Nachbar ankam, fand er hier schon alles mit
Vorbereitungen zur Flucht beschäftigt. — Was blieb
dem waffenlosen Mann übrig? Sich verteidigen konnte
er nicht; er sah sich also gleichfalls nach einem Ver-
steck um.

Zu Hause hatte er nur noch einen zehnjährigen
Sohn und einen Lehrling; seine kleineren Kinder hatte
er längst in Sicherheit gebracht.

Mit einigen raschen Sprüngen hatte er die Schwelle
seiner Wohnung erreicht. Hurtig wurde das Notwen-
digste für den nächtlichen Aufenthalt zusammengerafft
und dann ging es hinaus in den Wald, der hinter
dem Hause lag.

Es war kein lieblicher Weg. Zuerst hieß es,
über den Gravata-Zaun hinweg! der ihnen seine lan-
gen stachelbewehrten Blätter drohend entgegenhielt, dann
durch Schlingengewächse und Dornegesträuche hindurch, wo
jeder Fußbreit Landes mit Schmerzen und Blut er-
kauft werden mußte. — Doch die Angst half über
alles hinweg. Manchmal wohl machte der Schmerz
durch einen leisen Schrei sich Luft. Allein dann hieß
es schnell: „Stille, stille! daß wir uns nicht selbst
verraten“.

Endlich nach vielen Anstrengungen war eine kleine
Anhöhe erklommen, und mit einem „Gott sei Dank!“
atmeten die Flüchtlinge freier auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Zwischen Feuer und Messer.

Westlich von der Maderburg, in einem Waldthale, liegt am Fuße des Ferrabraz die Wohnung des „Brenner-Karl“.

Der Mann war heute nicht zu Hause. Die Frau ¹⁾ aber saß, vom Kreise ihrer größeren Kinder umringt, daheim mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Die kleineren hatte sie schon vor einiger Zeit zur Ruhe gelegt und sorglich zugedeckt; denn es war empfindlich kalt. —

Während nun alles drinnen im tiefsten Frieden war, umschlichen draußen fünf vermmimte Gestalten das Haus und prüften, wo sich ihnen ein offener Zugang böte. Sie fanden alles verschlossen. Dies mochte ihnen weniger angenehm sein, brachte sie aber nicht in Verlegenheit. Hurtig gossen sie ein Gefäß voll Petroleum gegen die Kichenwand und zündeten an.

Die Flammen schlugen empor und beleuchteten die unheimlichen Gesichter der Mordgesellen.

Die drinnen merkten von allem nichts, was um sie her vorging.

Jetzt nähert sich einer der Hausthür und klopft: „Brenner-Karl!“

„Wer ist draußen?“ fragt man von innen. — Keine Antwort erfolgt.

¹⁾ Nach deren persönlichen Mittheilungen erzählt.

Mutter und Kinder schauen sich ängstlich an.

„Ich will sehen, was das ist“, — begann der sechzehnjährige Karl und lugte durch einen Spalt hinaus ins Freie.

„Mutter!“ — sagte er dann entsetzt — „die Mucker! die Mucker! die Küche brennt schon. Wenn wir nicht fliehen, sind wir alle verloren!“

Die arme Frau stand einen Augenblick wie festgewurzelt und wußte nicht, was thun.

„Ich will durch den Keller hinausschleichen und Leute zu Hilfe rufen“, fuhr der Knabe fort.

„Ach Gott! wir müssen sterben“, — rief eines der Kinder, das ebenfalls hinausgeschaut hatte. — „Onkel Johanss Haus brennt auch schon.“ —

In der That, auch dort hatten die Mucker Feuer angelegt.

Unterdessen war es Karl gelungen, durch die Kelleröffnung zu entkommen. Drei andere Geschwister, unter diesen ein erwachsenes Mädchen, waren, von Angst getrieben, gefolgt. Ihre Flucht war den Muckern nicht entgangen. Draußen folgt Schuß auf Schuß; aber kein Schrei, kein Wimmern ward gehört. — Dann folgte wieder lautlose Stille.

„O meine Kinder! meine Kinder sind tot!“ rief die Mutter und rang die Hände. Voll Verzweiflung flüchtete sie aus dem Wohnzimmer hinauf in den Dachraum, zu welchem eine Luke in der Stubendecke führte. Fässer und Kasten lagen dort aufgespeichert. Dahinter verbarg sie sich und erwartete ihr Schicksal.

Jetzt hört sie deutlich, wie zwei Mütter, welche ihre Kinder verfolgt hatten, zurückkehrend berieten, was zu beginnen sei.

„Der Mann ist nicht zu Hause“, — bemerkte einer — „sonst hätte er sich gezeigt.“

„Und die Frau“, — meinte der andere — „ist uns entsprungen. Schade, daß wir die Hexe nicht bekommen haben. — Was werden wir jetzt thun?“

Der armen Frau bligte ein Hoffnungsstrahl durch die Seele. „So haben sie meine Tochter für mich selbst angesehen, und sie ist ihnen entgangen.“

Sie wollte etwas leichter aufatmen, da traf ein Schlag die Thüre; andere folgten; die Thüre sprang auf und herein traten die Mütter. Sie sah sie von oben, einen nach dem andern, und erkannte sie trotz der geschwärzten Gesichter. Der rothbärtige Robinson war unter ihnen.

Sofort begannen die Blutmenschen ihr Werk.

In einer Wiege lag ein Säugling. Ein Mütter trat zu ihm hin, schwang den Revolver und ließ ihn auf das Haupt des Würmleins niederfahren. Das Kind wimmerte nicht und weinte nicht — es war tot.

Nebenan stand ein Bettchen und darin schlief ein zweijähriges Kind. Mit dem Saß eines Pardels hatte sich einer der Mörder demselben genähert. Ein Schlag auf das Haupt; das Kind that einen Schrei, fähig, das Blut in den Adern gefrieren zu machen. Die Mutter droben wollte sich krümmen vor Schmerz und rufen: „Erbarmen!“ — Sie mußte schweigen und

verborg ihren Schmerz in der Brust. — Noch einige Streiche — da wimmerte auch dieses Kind nicht mehr.

Im Nebenzimmer lag ein sechsjähriges Töchterlein. Das Schicksal seiner Geschwister hatte es längst aus dem Schlafe geweckt. In grauenvoller Angst erwartete es den Augenblick, da die Schensale auch seinem Leben ein Ende machen würden; — es sollte nicht lange warten.

Nun blieb den Kannibalen nichts mehr zum Zerstören übrig als das Haus. Sie schütteten Petroleum auf den Boden und zündeten es an, schlugen dann die Thüre zu und zogen weiter, um an einem andern Ort ihre teuflische Arbeit weiterzuführen.

Doben aber saß die unglückliche Mutter in unbeschreiblicher Noth. Schon hatten die Flammen das Zimmer erfüllt und kamen näher und näher an sie heran. — Zwei Wege blieben ihr noch zur Flucht; der eine ging durch die Thüre; aber um diese zu erreichen, mußte sie durch das Feuer, der andere von der Höhe des Dachbodens direkt hinab auf die Erde; aber wenn der Sprung mißglückte? wenn sie zwischen dem Gezweige hängen blieb oder sich verletzte und drunten am Boden liegen blieb und in die Hände der Mörder fiel?

Ein verzweifelter Gedanke stieg in ihrer Seele auf: „Meine Kinder sind tot, Haus und Hof verbrannt; wer weiß, ob ich meinen Mann noch wiedersehe? ich will hier zwischen den Fässern bleiben und sterben.“

Indessen prasselten die Flammen immer näher und näher heran und drohten schon ihr Kleid zu erfassen. Es war die höchste Zeit; es galt, sich zu entschließen.

Die bejammernswürthe Frau schaute durch die Liebelleute hinab und maß einen Augenblick die Tiefe: „In Gottes Namen!“ rief sie, erfaßte das Fenstergrenz und hing einen Augenblick schwebend in der Luft. — Jetzt ließ sie los. —

„Gott sei tausendmal gedankt!“ — sie stand wohlbehalten auf ihren Füßen.

Doch jetzt wohin?

Sie wollte zum Hause eines befreundeten Nachbarn eilen; allein da sieht sie, daß auch dieses in Flammen steht. — Es blieb ihr nur eines, — sich im Walde zu verbergen, und dies that sie. Nothdürftig bekleidet, zitternd und bebend vor Aufregung und Kälte suchte sie ein Plätzchen, das ihr Schutz bieten würde.

Sie fand eine Erdbertiefung, in der sie sich niederließ. Auf dem Boden zusammengebückt, das Haupt gegen eine knorrige Wurzel gelehnt, fing sie bitterlich zu weinen an, und die Thränen flossen um so reichlicher, je länger sie dieselben im Übermaße des Schmerzes zurückgehalten hatte. Sie dachte an die ermordeten Kinder, sie dachte an die anderen, von denen sie nicht wußte, wo sie seien; sie dachte an ihren Mann, und jammernb seufzte sie: „Ach Gott! was wird er sagen, wenn er heimkommt und seine Kinder tot und das

Haus in eine Brandstätte verwandelt sieht? — O daß der Morgen anbräche und Brenner nach Hause käme!“

Die arme Frau ahnte nicht, daß auch dieser gerade zur selben Zeit einen schweren Strauß zu bestehen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Philipp Klei's Abenteuer. — Schmidt-Jakobs Tod.

Auf dem Leoner Hof in einer Gruppe von mehreren Häusern lag dicht am Wege die Bende des Philipp Klei.¹⁾ Dieselbe mochte mit dem dahinterliegenden Magazin und den Stallräumlichkeiten einen Wert von dreißig- bis vierzigtausend Mark repräsentieren.

Auch Klei's Name stand auf der Liste derer, welchen die Mucker den Untergang geschworen hatten.

Es war etwas nach sieben Uhr abends.

Klei war aus seinem Hause getreten und stand auf dem freien Platze, welcher den Pferdestall von dem Magazine trennte, als er durch die aus bloßem Pfahlwerk gebaute, unbeworfene Vorderwand des Stalles bemerkte, daß die auf der Hinterseite befindliche Thüre gegen alle Gewohnheit offen stand.

Einen Augenblick dachte er darüber nach, was wohl der Grund hiervon sein möge, als mehrere Schüsse fielen und rechts und links von ihm in die Wand schlugen.

¹⁾ Nach Klei's persönlichen Mittheilungen.

„Wer mögen doch die unvorsichtigen Kinder sein“, dachte er für sich und wandte sich ärgerlich nach der hinter den genannten Gebäulichkeiten befindlichen Drangerie, mit der Absicht, die leichtfertigen Buben — wie er meinte — zurechtzuweisen.

In diesem Augenblicke gewahrt er mehrere Gestalten, welche, an die Orangenbäume gelehnt, die Läufe ihrer Gewehre auf ihn gerichtet halten.

Entsetzt springt er um die Ecke des Nebengebäudes nach seiner Wohnung, während auch schon einer der Unbekannten ihm nachsetzt und ihm den Weg nach der Thüre abschneiden will.

Klei lief wie der Wind; er wußte, daß es sein Leben galt; hinter ihm her der Verfolger, in der Faust die gespannte Pistole.

Jetzt schien es, hatte er ihn erreicht; nur noch drei oder vier Schritte trennten ihn von seinem Opfer. Er drückt los.

Im selben Moment hat Klei seine Thüre erreicht, die er mit der Hast eines Verzweifelten aufreißt.

„Was ist? was ist?“ ruft totenblaß vor Schrecken die Frau aus dem Hausgang.

„Mutter! Mutter! die Thüre zu!“

Der Schuß krachte; die Kugel fuhr in die Wand; die Thüre war zu; Klei war unverfehrt. Die Frau nur, welche die Thüre geschlossen, trug die blauen Male des Pulvers an der Hand.

Mit einem Satz steht Klei in der Stube. Das Licht auslöschen, die Flinte herunternehmen, den Hahn

spannen und Stellung nehmen — war alles sozusagen nur eins.

Die Tiger wollten indessen ihr Opfer nicht aus den Krallen lassen.

Jetzt sausen Kugeln durchs Fenster und bohren sich in die Wand.

Klei schaut aus gedeckter Stellung hinaus ins Freie, da sieht er „Gott!“ sein ganzes Magazin in Flammen.

Wieder fallen Schüsse; dann thut es einen dumpfen Puff. War es ein Schuß? war es ein Gegenstand, den man gegen die Wand geschleudert? Nach dem Knalle zu schließen war es ein Gefäß, das im Anprall gegen das Haus geplatzt war. —

Im nächsten Augenblick sollte es klar werden; es war dasselbe Mittel, das die Mucker jetzt schon mehrmals versucht, ihre Opfer zu zwingen, das Haus zu verlassen. Schon schlugen die Flammen hoch an der Wand des Hauses empor und züngeln mit gespenstischem Schein durch das Fenster.

„Frau!“ — ruft Klei — „es giebt keine Wahl mehr; nimm das Kind, wir müssen hinaus, wenn wir nicht lebendig verbrennen wollen.“

In der Wiege lag ein Säugling; — die Frau nahm ihn auf den Arm.

„Jetzt mir nach!“ Die Flinte in der Hand, eilt Klei voran und öffnet die Thüre; da sieht er sie von drei Seiten bewacht. — Rasch zieht er sich zurück. Eine Gestalt kommt auf ihn zu. Er legt an. „Vater!“

— ruft es — „was thust du?“ — Erschrocken läßt er die Flinte nieder — es war sein Sohn.

Der Jüngling hatte vor kurzem das Haus verlassen, um den Nachbarn zu Hilfe zu eilen. Jetzt, da er die Seinen bedroht sah, hatte er den heroischen Entschluß gefaßt, mit Einsetzung seines Lebens sie zu verteidigen. Klei erkennt ihn.

„Hercin!“

Mit der Geleutigkeit eines Pardels ist er durch die halb offene Thüre geschlüpft und steht in dem Ausgang.

„Was nun?“

Die Flammen kommen näher und näher und steigen knisternd in das Gebälk des Dachstuhls hinauf. Glühende Rauchwolken wälzen sich durch Fenster und Thüren und erfüllen jeden Winkel mit erstickendem Qualm. — Hier im Hause war der Tod gewiß. Feuer, Rauch und das einsturzdrohende Gebälk, alles drohte ihnen den Untergang. Nur in der Flucht lag die Hoffnung; aber auch diese Hoffnung war schwach.

Nabebei wohnte in einem geräumigen Hause ein Klempner — ein Verwandter jener Mörder, welche um dieselbe Zeit der Serraner zersprengt hatte. Er war ein Feind der Mucker und öffnete gern jedem, der gegen die Kannibalen Schutz suchte, sein Haus. Verschiedene Kolonisten hatten dort bereits Obdach gesucht und gefunden. Auch Klei hatte hierhin sein Auge gerichtet.

Noch einmal nahm der arme Mann seinen ganzen Mut zusammen.

„Wenn es denn sein muß — in Gottes Namen! Frau! fasse das Kind und halte dich bei mir. Sohn, den Revolver gespannt! — Jetzt voran, mir nach! Gott möge uns gnädig sein!“ Die Thüre flog auf und sie standen im Freien.

Ein Kreuzfeuer beginnt. Klei wirft sich auf den ersten Angreifer und jagt ihn. Dem zweiten tritt der Sohn entgegen.

Da fällt ein Schuß, — er ist auf die Frau gezielt — und reißt das Tuch weg, mit dem sie ihr Kind bedeckt trug.

Wie von Sinnen bleibt die Mutter, das entblößte Kind im Arm, auf dem Plaze stehen.

Da tönt die helle Stimme ihres Mannes: „Voran!“ und bringt sie wieder in Schritt. Klei selbst hat unterdessen wieder den neuen Angreifer zurückgedrängt. Schon haben sie die Thüre des Nachbarhauses erreicht: „Macht auf! macht auf!“ Die Thüre ging auf und ging zu — sie sind drinnen: Vater, Sohn und die Mutter mit dem Kinde auf dem Arme und danken Gott für seinen Schutz.

Man hätte denken sollen, der kaum dem Tode entronnene Mann werde sich nicht leicht zum zweitenmal der Gefahr aussetzen. Klei aber that es. Der unerhört frevelhafte Angriff auf sein Eigenthum hatte ihn das Blut heiß gemacht. Er sah nun, wie die Mucker fortführen, Leben, Frieden und Eigenthum schuld-

loser Familien zu bedrohen. Die Furcht war fort und ein edler Zorn an ihre Stelle getreten.

„Gott hat mich so wunderbar beschützt“, — sagte er zu sich selbst — „ich will nun auch zum Schutz meiner Mitbrüder eintreten.“ Dachte es, faßte die Flinte und trat vor die Thüre.

Kein Mucker war in diesem Augenblicke zu sehen.

In einiger Entfernung von des Klempners Hause stand eine zweite Bende, die einem gewissen Jakob Schmidt gehörte. Auch sie stellte mit ihren Gebäulichkeiten und Warenvorräten ein für die Verhältnisse bedeutendes Vermögen vor.

Man wußte, daß Jakobine und ihre Leute es darauf abgesehen hatten, auch diesen Mann zu verderben, und er selbst zweifelte nicht daran. Gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, sein mit Mühe erworbenes Eigenthum zu verlassen und der Wut der Sektierer preiszugeben.

Die Waffe in der Hand ging er im Hause auf und ab, und schaute bald hier, bald dort, ob sich kein Mucker in der Nähe zeige.

Unbegreiflicherweise hatte er das Fenster des Bendorammes weit geöffnet und überdies noch das Licht angezündet, welches ihn selbst und alle Winkel des Innern den Blicken der Verfolger bloßstellte.

In des Klempners Hause hatte man die Gefahr bemerkt, in welcher der Unglückliche schwebte, und mehr als einmal hatten sich beherzte Männer hinausgewagt, um ihn zum Verlassen seiner Bende zu bestimmen.

Verschiedene Male hatte man ihm auch aus der Ferne gerufen: „Schmidt-Jakob! Schmidt-Jakob!“ — und das waren die Rufe, welche Schneider Scharbong vernommen.

Endlich war er gefolgt.

Alein kaum war er bei dem Nachbar in Sicherheit, da trieb es ihn wieder hinaus: „Mein Haus, meine Weib! ich muß sie verteidigen!“

Rasch öffnete er die Thüre und trat ins Freie, an Klei's Seite.

Um sich den Mittern zu decken, hatten sich beide gegen des Klempners Hauswand gelehnt und schauten nun forschend in die vom Mondlicht und dem blutigen Schein der brennenden Häuser erhellte Nacht hinaus.

Die Wand war noch nicht lange angestrichen worden und trug noch ganz das frische Weiß ihres Anstrichs, sodaß sich die dunklen Gestalten der beiden Männer scharf von derselben abhoben.

Klei bemerkte diesen Umstand und die Gefahr, welche für sie damit verbunden war.

„Schmidt-Jakob, komm!“ — flüsterte er dem Nachbarn ins Ohr; — „hier können wir nicht bleiben, wenn wir das Leben nicht drangeben wollen.“

Im selben Moment fällt ein Schuß.

„Ich bin getroffen!“ — ruft Schmidt-Jakob und eilt mit Klei um die Ecke ins Innere des Hauses zurück. — Der Schuß war ihm in den Unterleib gegangen.

Er selbst mochte denken, daß er wenig gefährlich sei; denn nur geringe Schmerzen stellten sich ein. Indes eine Stunde danach war er eine Leiche.

Ein anderer Schmerz blieb dem bedauernswerten Manne erspart: zu sehen, wie einige Stunden später auch seine Bende mit allem, was darin war, von den Flammen verzehrt ward.

Siebenzehntes Kapitel.

Philipp Schu im Gedränge. — Krays Tod.

Aus seinem Versteck von der Höhe herab vermochte Schneider Scharfong alle Bewegungen der Mucker zu verfolgen. Die Stille der Nacht unterstützte ihn, und die Angst seines Herzens ließ ihm keinen Umstand entgehen.

Die Mucker, welchen die Zerstörung von Kreis und des Schmidt-Jakob Bende war übertragen worden, hatten ihr Arbeit soweit gethan. Sie suchten nun ihre Pferde und jagten im sausenben Galopp davon.

Eine unbändige Freude mußte sich derselben bemächtigt haben; denn über den ganzen Weg konnte man ein jauchzendes „Hi, hi“ vernehmen, das mit dem Hufschlag der Pferde wechselte.

Jetzt waren sie in der Gegend angekommen, wo die Wohnung eines andern Mannes lag, dessen Namen

Jakobine auf die Liste der Proscribierten gesetzt hatte.
— Dieser hieß Wilhelm Kray.

Hier verstummten die Hufschläge auf kurze Zeit. Offenbar hielten die Reiter an. Als sie dann ihren Weg fortsetzten, ging hinter ihnen Krays Schuppen in Flammen auf.

Wieder ging es im Galopp in der Richtung auf Philipp Sehns Wohnung zu.

Noch hatten sie dieselbe nicht erreicht, da ward es stille. Waren die Reiter abgestiegen oder ritten sie in langsamem Schritt, um sich so wenig als möglich bemerklich zu machen?

Es mochte zehn Uhr abends sein.

Philipp Sehns ¹⁾ Wohnung war durch etwas ausgezeichnet, was hier zu Lande eine Seltenheit ist; es befand sich darin ein freistehender Ofen für die kältere Jahreszeit.

Da die Kälte heute sich empfindlich fühlbar machte, war derselbe geheizt, und die Familienglieder saßen im Kreise umher und wärmten sich, während sie in gemüthlicher Unterhaltung sich dieses und jenes erzählten.

Draußen im Hofe war noch ein Mann beschäftigt, die Pferde zu besorgen. Es war der Brenner-Karl. Der unglückliche Mann hatte keine Ahnung von dem, was in seinem Hause und seiner Familie vorgegangen war oder noch vorging. Er hatte den Tag über Ziegelsteine aus Philipps Ziegelei gefahren und sich,

¹⁾ Nach Philipps und der übrigen Familienglieder persönlichen Mittheilungen.

da die Zeit über dieser Arbeit schon vorgeschritten, entschlossen, die Nacht bei seinem Arbeitgeber zu bleiben.

Eben war er mit der Besorgung der Pferde fertig geworden und wollte ins Zimmer treten, als er in der Ferne drei starke Schüsse vernahm. — Einen Augenblick stand er still und überlegte, was das wohl zu bedeuten habe, ohne sich selbst eine rechte Antwort geben zu können.

So trat er in die Stube, in welcher die andern beisammen saßen.

„Da habe ich eben drei Schüsse fallen hören“, — bemerkte er — „die waren nicht schlecht geladen.“

Philipp machte wenig Aufhebens von dieser Bemerkung. „Es werden wohl Soldaten gewesen sein“, — warf er hin, und ohne sich lange in Erörterungen über den Vorfall einzulassen, erhob er sich und begab sich zu Bett; denn er hatte heute tüchtig geschafft und war müde.

Die Hausfrau jedoch hatte noch keine Lust, vom Tagewerk auszuruhen; sie wollte erst sehen, ob auch alles im Hause in Ordnung sei, und so trat sie zur Hinterthür und that noch einen prüfenden Blick in das mattenleuchtete Dunkel. Ihr Sohn Jakob stand neben ihr.

Da sieht sie Flammen in einem der Hintergebäude empor schlagen, und ohne eigentlich noch recht zu denken, daß es sich hier um eine teuflische Bosheit handele, ruft sie: „Was brennt da?“

Philipp, der in der anstoßenden Kammer schlief, hatte die Worte gehört. Er erinnerte sich, daß schon einmal an diesem Abend ein verdächtiger Reiter, allem Anschein nach ein Spion, vorübergesprengt war. Sofort kam ihm der Gedanke: „Die Mucker sind da“, während ihm gleichzeitig das Schicksal der Kasselschen Familie in den grellsten Farben vor die Seele trat.

Ein Schauer rieselte ihm durch die Glieder und es war ihm, als ob sich ihm die Haare zu Berge stellten.

Mit einem Satz fuhr er aus dem Bett, riß die Pistolen von der Wand, spannte vier Kähne zugleich und sprang nach der Thür.

Er hatte dieselbe noch nicht erreicht, da krachen mehrere Schüsse, und Mutter und Sohn brechen zu seinen Füßen zusammen.

Mit der Hast eines Wahnsinnigen warf Philipp die Thüre zu.

Der Brenner-Karl und wer sonst noch im Hause war, sprang nach den Waffen und stellte sich schußbereit. — Es bedurfte dessen nicht mehr. Die Mucker, grausam wie die Teufel und feige wie die Ragen, hatten sich bereits aus dem Staube gemacht. Einen Teil ihrer Arbeit hatten sie gethan, das andere hofften sie später zu thun.

Einstweilen trieb es sie, zu wissen, wie ihr teuflisches Werk bei Wilhelm Kray ausgefallen war.

Kray hatte, als der Schuppen angezündet wurde, nichts Böses ahnend, mit seiner Familie drinnen im

Zimmer geseßen, als die Hausfrau plötzlich anfang, die Luft geräuschvoll durch die Nase einzuziehen.

„Was ist das für ein Brandgeruch?“ — bemerkte sie, zu dem Hausmädchen gewendet; — „riechst du es nicht auch?“

Das Mädchen öffnete das Fenster und lugt hinaus: „Der Schuppen brennt! der Schuppen brennt!“ ruft sie entsetzt, und gleich ist alles im Hause auf den Beinen, um zu löschen.

Das war es, was die Mütter beabsichtigt hatten. Jetzt sprengten sie wieder vorüber, sie sahen sich wehrlosen Leuten gegenüber und legten an.

Ein Schuß — und ein herzerreißender Schrei: „Klemens! Klemens! Ach Gott! unser armer Vater!“ — Es war der Schrei der Mutter, welche ihren Mann zum Tode getroffen an die Erde sinken sah.

Abermals sprengten die Mütter weiter. Kran aber erhob sich nicht wieder. —

Bei Philipp Sehn war natürlich für heute der Schlaf vorüber. Nach dem ersten Schrecken hatte man sich angeeignet, die Schußwunden zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß die Frau eine Kugel in die Eingeweide und überdies noch sechs zerstreute Schrote, der Sohn aber einen doppelten Kugelschuß in Leib und Bein erhalten hatte.

Von jetzt an verlief die Nacht ruhig; kein Feind zeigte sich mehr. Der Morgen rückte langsam heran. — Da gegen drei Uhr schlugen plötzlich die Thüre an.

„Sie kommen!“

Diesmal riß Philipp weit die Thüre auf. „Laß sie heran!“ — rief er, daß es weit in die Ferne schallte. — „Du hierher, du dorthin!“ — Er kommandierte, als ob er über eine kleine Armee zu gebieten hätte. — Alles stand auf dem Posten.

Die Mucker kamen nicht; sie fanden das Haus vorbereitet und zogen sich, noch eine Zeitlang von den Hunden verfolgt, waldeinwärts von dannen.

Achtzehntes Kapitel.

Mehr Blut. ¹⁾

Die Wut der Mucker kannte keine Rücksicht weder des Blutes noch der Freundschaft. Das größte Verbrechen, das ein Mensch begehen konnte, war für sie die Weigerung, der Sekte beizutreten oder, was noch schlimmer, der Rücktritt von derselben. Wer es begangen, der war dem Tode verfallen, mochte es auch der leibliche Bruder sein. Dies sollte eine Familie auf dem Kampe brenn erfahren.

Dort befanden sich, rechts vom Wege, wenn man von Sao Leopoldo kommt, recht frei und romantisch an einer ansehnlichen Höhe gelegen, zwei wohlgepflegte Plantagen mit den zugehörigen Wohnungen. Eine der letzteren gehörte einem gewissen Hansjörg Maurer, dem Onkel des Propheten, die andere einem Jakob Maurer.

¹⁾ Nach den Prozeßakten und Zeitungsberichten.

Auch sie hatte man gedrängt, sich dem Muckertum anzuschließen. Beide jedoch hatten sich mit ihren Familien ferne gehalten.

Nun hatte man schon seit einiger Zeit bemerkt, wie abends im Mondlicht allerlei zweideutige Gestalten das Haus des Sanjörg umschlichen. Die Frau desselben hatte sogar gesehen, wie ein langer Kerl, den sie als ihren Better Christian erkannte, in ein weißes Tuch gehüllt, unheimlich wie ein Gespenst sich in der Nähe umhertrieb, wohl mit der Absicht, sie zu schrecken und zum Eintritt in die Sekte zu drängen.

Hatte man nun Andeutungen von einem Überfall oder war es ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit, — kurz, heute saßen dort die Mitglieder mehrerer Familien beisammen, um sich gegen einen etwaigen Überfall der Mucker zu schützen.

Wie wir schon wissen, war es empfindlich kalt.

Sanjörg hatte sich für einen Augenblick in den anstoßenden Küchenraum begeben, wo noch das Feuer auf dem Herde brannte; wohl, um sich ein wenig zu wärmen oder auch, um sich eine frische Papiercigarre anzuzünden; da fällt durch die Thüre, welche ins Freie führt und zufällig offen steht, ein Schuß und wirft ihm eine Ladung Schrottkörner zu. Einige sausen an ihm vorbei; andere treffen ihr Ziel. Aber ein Glück war dabei: er hatte den dicken Poncho an, und die Schrote blieben im Tuche stecken, sodaß ihm selbst kaum ein Leid geschah. —

Damit war hier die Scene zu Ende gespielt.

Anderß ging es im Hause des Jakob Maurer zu. Dieser befand sich daheim mit seinem verheirateten Sohne Wilhelm. Die übrigen Glieder der Familie hatten sich draußen in der Milho-Hütte versteckt. — Nun hatten beide bemerkt, daß in der Nähe etwas nicht in Ordnung sei, und Wilhelm fürchtete schon, man möge ihre Angehörigen in ihrem geheimen Aufenthaltsorte entdeckt haben. Er nimmt also sein Gewehr in den Arm, steckt Pistolen und Facao ein, und schleicht sachte hinaus, um zu sehen, was los sei.

Raum ist er draußen, da hört man einen Schuß. Dem ersten folgt ein zweiter und diesem ein dritter; dann ist es wieder still.

Gleich darauf drangen mehrere Gestalten in das Haus ein, in welchem der Vater zurückgeblieben war. Ein furchtbares Ringen beginnt im Innern. Messer blinken und Schüsse fallen auf Schüsse. — Dann wird es auch hier wieder still. Die verumminten Gefellen verlassen das Haus und verlieren sich im Dunkel der Nacht.

Als der Morgen anbrach, kamen die Geflüchteten schlichtern aus ihrem Verstecke hervor. Sie hatten die Schüsse gehört und waren nun voll banger Besorgniß, welches der Ausgang des Kampfes gewesen sei.

Mit pochendem Herzen nahen sie sich der Wohnung. Kaum treten sie ins Innere, da sehen sie Jakob Maurer am Boden ausgestreckt. Eine tiefe Wunde klappte auf seiner Brust, eine zweite in seinem Gesicht; zwei breite, blutige Furchen zogen sich über

den Scheitel, und gegen zwanzig kleinere Wunden bedeckten an verschiedenen anderen Stellen den Leib.

So war es dem Großvater ergangen; und wo befand sich der Vater?

Vergeblich suchte man nach Wilhelm Maurer; er war nirgends zu finden.

Wahrscheinlich, — so schloß man — war er verwundet worden und hatte sich dann nach einem Orte geschleppt, wo er Schutz gegen die Verfolger suchte. Dort war er seinen Wunden erlegen.¹⁾

Neunzehntes Kapitel.

Der Morgen nach der Mordnacht.

Der Tag, nach dem man sich mit Angst und Bangen gesehnt, war endlich angebrochen. Scheu und vorsichtig schlichen die, welche sich in der Nacht geflüchtet, wieder aus ihren Verstecken hervor, um zu sehen, was von ihrer Habe noch übrig sei. Die aber, welche sich in ihren eigenen Häusern verschanzt hatten, öffneten Fenster und Thüre und suchten ihre Nachbarn auf, theils, um ihrem eigenen gepreßten Herzen Luft zu machen, theils um zu erfahren, was anderorts während der Nacht geschehen.

Auch Schneider Scharfong²⁾ und seine Umgebung verlangten mit Sehnsucht nach dem Augenblick, da sie

¹⁾ Fünf Wochen später wurde die Leiche auf dem Felde gefunden.

²⁾ Nach dessen persönlicher Erzählung.

wieder in ihre Häuser einziehen könnten. Doch wagten sie sich nicht aus dem Walde hervor, aus Furcht, den Muckern in die Hände zu fallen. — Angstlich suchten sie daher nach einem Zeichen, das ihnen als Bürgschaft einer gefahrlosen Rückkehr dienen könne.

Da fiel dem Schneider ein guter Gedanke ein: „Da drüben auf dem Berg“, — sagte er — „steht eine Bende. — Wenn dort die Läden aufgehen, ist es ein Zeichen, daß kein Mucker mehr in der Nähe ist, und dann gehen wir heim.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als sie eine Gestalt durch das Gebüsch sich durcharbeiten und auf sie zukommen sahen.

Alle fahren zusammen. „Wer wird es sein?“

„Nur keine Angst!“ — ruft ihnen der unbekante entgegen, indem er näher und näher kommt. — „Ich weiß, daß ihr euch geflüchtet und kommt, um euch zu sagen, daß ihr ohne Gefahr heimkehren könnt.“

Die Geängstigten atmeten erleichtert auf. Sie sahen einen befreundeten Nachbar vor sich und dankten Gott, daß er ihnen einen Erlöser geschickt.

„Aber wie steht es zu Haus? Steht alles noch an seinem Ort? Haben die Mucker uns verschont?“

„Es ist alles geblieben, wie es war. Kommt mir selbst und seht.“

Sofort wurde alles, was am Abend vorher in der Gile mitgenommen, wieder zusammengepackt, und dann ging es dem Hause zu.

Wie schlugen ihre Herzen vor Freude, als sie ihre Dächer wieder aus dem Buschwerk hervorleuchten sahen!

Schardong trat in sein Haus; er fand es, wie er es verlassen; er öffnete das Zimmer: nichts hatte sich darin verändert. Noch hing an der Wand das Kreuzbild und darunter ein Bild Unserer Lieben Frau von der ewigen Hilfe.

Thränen in den Augen warf er sich auf die Kniee und befahl seinem Sohne, das Gleiche zu thun, und so dankten sie Gott aus des Herzens Grund für den väterlichen Schutz und der heiligen Jungfrau, unter deren mütterliche Hut sie ihr Schicksal gestellt hatten.

Auch die Frau ¹⁾ des Brenner-Karl hatte sich mit dem ersten Erwachen des Morgens aus ihrem Verstecke hinausgewagt und fing an, mit scheuen Blicken die Gegend zu mustern. Da sieht sie einen jungen Menschen in ihrer Nähe, welcher mit forschenden Blicken eifrig nach etwas zu suchen scheint.

Sie schaut genauer und erkennt Karl, ihren sechzehnjährigen Sohn, der gestern so glücklich den Berfolgern entronnen war. — Es war ein frohes und doch unendlich bitteres Wiederschen; es ist einer, aber nur einer, und sie gedenkt der anderen Kinder, die ihr noch fehlen.

Während sie noch ganz mit ihrem Schmerze beschäftigt ist, bemerkt sie nicht, was in ihrer Nähe vorging.

¹⁾ Nach deren persönlichen Mittheilungen.

Dort sah man einige Kindergestalten das Laub teilen und sich sehen nach allen Richtungen umsehen.

„Kommt, kommt!“ — flüsterten sie einander zu — „wir sind allein, die Mucker sind fort; wir wollen sehen, wo die Mutter ist und wo unsere Geschwisterchen sind.“

Damit waren sie hinter dem Buschwerk hervorgetreten und ihrer unglücklichen Mutter ansichtig geworden, und einen Augenblick später lagen sie in deren Armen.

Es wahrte nicht lange, da traf auch ihr Mann, der Bremer-Karl, ein.

Die Gefühle, die sich desselben bemächtigten, als er sein Haus in Trümmern und drei seiner Kinder darunter begraben sah, versuchen wir nicht zu beschreiben.

Ihm blieb nichts übrig, als an fremde Thüren um gastliche Aufnahme zu klopfen, und die wurden ihm gern aufgethan; denn wenn auf der Kolonie zu jeder Zeit gastlicher Sinn herrscht, so hatte jetzt die gemeinsame Not aller und das grausame Loos der unglücklichen Familien die Herzen noch weiter und zur Hilfe bereiter gemacht.

Noch eines Mannes müssen wir erwähnen, der auch unter den Heimkehrenden war. Es ist der Lehrer, an dessen Hause vorbei wir nun schon manchen Reiter nach dem Terrabraz pilgern sahen, und vor dessen Thüre ehemals Philipp Sohn anhielt, als es sich um die Abfassung der Bittschrift handelte.

Lehrer Weiß ¹⁾ hatte gestern friedlich und gemüthlich in seinem Zimmer geessen, als ein benachbarter Freund hastig bei ihm eintrat und ihn auf die feindliche Bewegung der Mucker aufmerksam machte. — Der Lehrer hatte anfangs nicht viel auf die Mahnung gegeben. Als ihn aber dann der Nachbar hinausführte und ihm die brennenden Häuser zeigte, da hatte er schnell einiges Notwendige für die Nacht zusammengepackt und war mit seiner Familie in die benachbarte Bende geeilt, wo er bereits gegen dreißig Personen beisammen fand.

Auch hier hatten die Mucker einen Angriff versucht; es waren mehrere Schüsse gefallen und erwidert worden, ohne daß es auf der einen oder andern Seite, ein unbedeutender Streifschuß abgerechnet, zu einem eigentlichen Blutvergießen gekommen wäre.

Als man aber dann bemerkte, daß ein benachbarter Schuppen in Flammen aufging, da besiel ein solcher Schrecken auch die Mühnsten unter ihnen, daß alle, wie auf ein gegebenes Zeichen, in verzweifelter Angst dem Wald zueilten, wo sie ihr Leben in Sicherheit brachten.

Mit dem anbrechenden Morgen waren nun auch diese Flüchtlinge wieder in ihre Häuser zurückgekehrt.

Raum aber war der Lehrer daheim, da kamen aus jenem uns bekannten Waldwege, der zur Muckerburg führt, mehrere Männer hervor und brachten auf einer in der Eile aus dünnen Baumstämmchen und

¹⁾ Nach des Lehrers persönlicher Mittheilung.

Pflanzenranken gefertigten Tragbahre die Leiche eines schon erwachsenen Mädchens. Sie traten in des Lehrers Wohnung ein.

Die Tote war die Tochter des Theodor Balz, jenes Kolonisten, an dessen Wohnung der eben erwähnte Weg dicht vorüberführt.

Zahlreiche Schuß- und Stichwunden bewiesen, daß die Mörder mit besonderer Grausamkeit gegen die Unglückliche gewüthet hatten, und die klaffenden Schnittwunden an der Handwurzel ließen erkennen, mit welcher Angst sie durch die vorgehaltenen Arme den Todesstreich von ihrem Haupte abzuwehren versucht hatte.

Bei der Leiche stand der Bruder der Ermordeten.

Mitleidig ließ der Lehrer eine Zeitlang seine trauernden Augen auf dem trauernden Jüngling ruhen. „Setz dich“ — sagte er dann — „und erzähle uns, wie deine Schwester umgekommen.“

„Ach Gott!“ — versetzte der Jüngling — „auch mein Vater ist tot“ — und ein Strom von Thränen entquoll seinen gerötheten Augen.

Am Tische saß bereits der amtliche Protokollführer. „Wenn du also anfangen willst, zu erzählen“, — bemerkte dieser — „so will ich schreiben“ — und der Jüngling begann: ¹⁾

¹⁾ Wir haben den Wortlaut des Protokolls nicht vor uns, und geben deshalb sowohl den Bericht des Jünglings wie auch den ganzen Verlauf dieser Scene so, wie uns beides von Lehrer Weiß mitgeteilt wurde.

„Mein Vater, meine Schwester und ich, wir waren daheim beisammen und ahnten nichts Schlimmes. Da fällt mit einem Male vor der Thüre ein Schuß. Mein Vater eilt hinaus und sieht, wie mehrere Mucker auf unsere Schweine schießen. Das thaten sie nur, um uns herauszulocken. — Kaum war er draußen, da legten die Mucker auf ihn selber an. Wir hören den Knall und gleich darauf den Schrei unseres Vaters.

„Kinder!“ — ruft er — „flieht! flieht! ich bin getroffen!“ Damit war er ins Haus zurück.

Wir hatten nichts zur Hand, uns zu verteidigen; es blieb uns nichts übrig als die Flucht.

Die Mucker jagen uns Kugel auf Kugel nach. — Schon hatten wir sie weit hinter uns gelassen, da fällt meine Schwester, von einer Kugel getroffen. Die Mucker hinter ihr her.

Meine Schwester strengte sich an, wieder aufzustehen und weiter zu fliehen; es gelang ihr nicht. Noch fielen einige Schüsse, und ich konnte sehen, wie meine Schwester sich wehrte; aber helfen konnte ich nicht; ich hatte keine Waffen bei mir. — Darauf hörte ich nichts mehr. Aber seht euch die Leiche an, die sagt alles.“

Der Jüngling schwieg und weinte.

„Wir müssen jetzt zum Hause, um das Corpus delicti aufzunehmen“ — bemerkte der Schreiber.

Das Unternehmen war gefährlich, und es hatte not, eine entsprechende Anzahl von Begleitern zu finden. Der Lehrer schloß sich an.

Ohne störenden Zwischenfall kamen sie bis zur Wohnung des Gemordeten.

Sie fanden nur noch einen Trümmerhaufen und darin verkohltes Menschengewebe, die letzten Überreste des unglücklichen Vaters.

Zwanzigstes Kapitel.

Des Serraners Frau auf der Flucht.

Den Tag nach der Mordnacht hatte Jakobine bestimmt, den blutigen Tanz in den benachbarten Wäldern (Schneisen) fortzusetzen.

In der Baumschneise sollte der grimmige Robinson den Reigen führen, und das Herz des Rotbarts mochte sich bereits im stillen in dem Gedanken freuen, bald durch neue Schauerthaten sich als einen der ergebensten Apostel Jakobinens auszeichnen zu können.

Doch die gütige Vorsehung hatte es anders bestimmt.

Um dies zu sehen, müssen sich unsere Leser noch einmal an den gestrigen Abend zurückversetzen.

Es war etwas nach jener Zeit, da wir den Serraner Peter seine fetten Ochsen vor sich hertreiben sahen, als dessen Frau ¹⁾ daheim mit geschäftigem Fleiß noch einige Arbeiten des Hauswesens besorgte. Ihre beiden Kindlein, das eine von sechs Jahren, das

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen derselben erzählt.

andere von dreizehn Monaten, hatte sie zur Ruhe gelegt.

Sonst war im Hause niemand als die Magd, welche sie bei den häuslichen Arbeiten unterstützte.

Mit mütterlichem Wohlgefallen hatte sie eben noch einmal ihre Augen auf die schlummernden Kinder geworfen und war dann hinaus auf die Schwelle getreten, von der aus sie einen Blick in die Ferne warf. — Entsetzt fährt sie zusammen. Sie und da sieht sie brennende Häuser, über denen die Flammen hoch zusammenzuschlagen.

Schon seit längerer Zeit hatte auch sie wie die Kolonie überhaupt unter dem Eindruck gestanden, daß die Mucker einmal einen gemeinsamen Ausfall machen und dann im großen Maßstab wiederholen würden, was sie bereits an der Kasselschen Familie verübt. — Jetzt, da sie die Flammen sah, stand bei ihr fest, daß ihre Befürchtung zur Wirklichkeit geworden.

Der Umstand, daß sie allein, keine männliche Hilfe im Hause war und die brennenden Dächer nur in geringer Entfernung von dem ihrigen standen, steigert ihre Angst bis zum Äußersten, und ohne weiter zu überlegen, was sie that, eilt sie nach der Wiege, nimmt das Kind auf ihren Arm, wirft ihm das nächste Tuch um, das sie zu Händen hat, ergreift das andere Kind am Armlein und stürzt hinaus in die Nacht, Haus und Hof und alles seinem Schicksal überlassend.

Was hatte sie vor? — Nur eines: sie wollte sich und ihre Kinder vor den Muckern in Sicherheit

bringen. In der Baumschneiß hatte sie einen Schwager, der unter dem Namen des Häcksel-Peter bekannt war; zu diesem wollte sie flüchten.

Die Aufregung der armen Frau war unbeschreiblich. Wo im Dunkel ein Baumstumpf stand, wo ein vereinzelter Busch, wo der Wind in den Blättern raschelte oder ein scheues Tatu über den Weg sprang, da glaubte sie einen der Blutmenschen zu sehen, der auf sie anlege oder das Messer auf sie gezückt halte.

Die Wege waren schlecht, wie gewöhnlich zur Winterzeit. Anhaltende Regen hatten den Boden aufgelöst und glitschig gemacht, und überdies mit Pfützen und Lachen bedeckt. Es kostete Mühe voranzukommen, und als die arme Frau in die Nähe der Wohnung Ellwangers, des uns bekannten Schusters, kam, da brach sie zusammen; es schien, als ob sie nicht weiter könne.

In ihrer äußersten Not raffte sie sich noch einmal auf: „Soll ich hier umkommen?“ — fragte sie sich — „soll ich mit meinen Kindern in die Hände der Mucker fallen?“

Im Arme hielt sie das Kleinste fest umschlossen; das andere, das sie an der Hand führte, war mit ihr zur Erde gestürzt.

Es gelang ihr, sich auf die Kniee aufzurichten. Und wie sie sich nun so ganz hilflos und von aller Welt verlassen sah, da hob sie ihre Augen zum Himmel empor, zu dem, der das Gebet der Witwen und Waisen hört, und flehte aus der Tiefe ihres Herzens: „O guter Gott! der du der Vater aller bist; wenn

ich dich je um eine Gnade gefleht, so rufe ich dich heute an. Erbarme dich meiner und dieser unschuldigen Wurmlein, die ja auch d e i n e Kinder sind. O rette uns und lasse uns nicht in die Hände der Mucker fallen!"

Kaum hatte sie zu beten angefangen, als eine süße Tröstung sich in ihre Seele ergoß, und es war ihr, als ob sie ordentlich fühle, wie eine wunderbare Kraft ihre Glieder durchströme.

Als sie geendet, erhob sie sich; sie stand fest und fühlte sich stark genug, ihren Weg fortzusetzen.

Im eilenden Schritt ging es weiter über alle Hindernisse hinweg.

Oft, wenn sie in eine der vielen Sumpflachen trat, welche in Zwischenräumen den Weg bedeckten, spritzte das Wasser hoch an ihr hinauf und füllte ihr nicht selten die Augen. Dann machte sie schnell die eine Hand frei, fuhr mit dem Ärmel über das Gesicht, und wenn sie dann die Augen so weit gereinigt, daß sie den Weg vor sich sehen konnte, dann ging es wieder voran.

Was der guten Frau mehr als alles den Weg beschwerlich machte, das waren die beiden Kinder, die sie mit sich führte. Wie oft, wenn sie ausglitt oder im Dunkel über ein querliegendes Holz strauchelte und zu Boden fiel, küßte sie hastig das Tuch, das sie um den Säugling geschlagen hielt, und schaute, ob er noch lebe oder der Fall ihm den Tod gebracht.

Hundertmal trat das andere Kind in die tiefen Pfützen am Pfade; dann riß sie es jedesmal rasch wieder empor und zog es in angstvoller Eile dahin.

Jetzt stand sie vor einem dicht bewaldeten Berg. — Er sah sie düster an, als wolle er den Weg ihr verweigern. Doch es galt kein Besinnen.

Oft, wenn sich der Mond hinter den Wolken verbarg oder das dichte Gezweig seine matten Strahlen den Durchgang wehrte, dann suchte sie tastend den Weg, immer in Gefahr, bald hier, bald dort mit ihrer teuren Last anzustoßen. —

Doch Gott, der die nicht verläßt, welche auf ihn vertrauen, ließ auch die geängstigte Mutter und ihre Kindlein nicht im Stich und schenkte ihr nicht bloß den Trost der eigenen Rettung, sondern fügte es, daß sie zugleich die Retterin vieler andern ward.

Endlich — es mochte Mitternacht sein — da atmete sie freier auf. Der Wald war hinter ihr zurückgeblieben, rechts und links lag urbares Land und drunten, etwas vom Wege ab, sah sie im Schoße der Mondnacht die schwachen Umrisse der Wohnung des Häcksel-Peters liegen.

Ihr Herz wogte vor Freude auf. Noch wenige Sätze, und sie stand vor der Thüre und klopfte.

Es bedurfte einiger Augenblicke der Verständigung: dann wurde von innen geöffnet. Der Häcksel-Peter wußte nicht, wie ihm war, als er im Halbdunkel des Serraners Weib vor sich stehen sah. — Bläß, entstellt, mit aufgelöstem Haar, die zerrissenen Kleider

über und über mit Lehmflecken und Morastspritzen bedeckt — so stand sie vor ihm. Im linken Arm trug sie ein nacktes Kind; — denn das Tuch, welches sie über dasselbe geworfen, hatte sie längst verloren — während ihre Rechte das Händchen des andern Kindes umklammert hielt. — Dieses schmiegte sich an die Mutter, ein Bild des Jammers. Von der Fußsohle bis zum Scheitel schien es im Schmutze gebadet; das Kleidlein war zerrissen; der eine Ärmel fehlte ganz. Die Mutter hatte es so oft aus den Sumpflachen herausreißen müssen, daß er sich zuletzt losgelöst und unterwegs verloren gegangen war.

„Aber um Gottes willen!“ — rief bei diesem Anblick der Häcksel-Peter voll Schrecken aus — „was ist denn mit dir? Wie kommst du daher?“

Die arme Frau brachte nur so viel heraus: „Die Mutter! die Mutter!“

Indessen hatte sich auch des Häcksel-Peters Frau aufgemacht und Licht im Innern angezündet. Sie kam herzu, sie betrachtete ihre Schwester, sie schaute ihren Mann an: „Ist sie wahnsinnig geworden?“ — fragte sie und trat fast scheu hinter ihren Mann zurück, als ob sie sich vor ihrer Schwester fürchtete.

Der Anblick der Flüchtigen hätte wirklich einen derartigen Gedanken rechtfertigen können.

„Wahnsinnig!“ — rief diese. — „Gott! Schwester, was denkst du von mir; kommt nur her und schaut gegen den Mond, ob ich wahnsinnig bin.“

Die beiden blickten empor. Dunkle Rauchwolken zogen an der blassen Mondscheibe langsam vorüber und fern glühte der Horizont in unheimlicher Röte.

„Seht ihr nicht, daß es brennt?“ fragte die Serranerin. „Die Muter sind ausgebrochen und haben alles auf dem Hofe ¹⁾ in Brand gesteckt, und wer sich aus dem Hause wagt, den schießen sie nieder. Wenn ihr euch nicht vorseht, werden sie auch euch heimsuchen, und was dann aus der Baumschneiß werden wird, weiß der liebe Gott.“

. Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Bluttanz in den Pikaden. ²⁾

Daß nächtliche Erscheinen der Schwägerin und die Rauchwolken, welche er am Himmel hatte aufsteigen sehen, hatten den Häckel-Peter in eine furchtbare Aufregung versetzt.

Überzeugt, daß nun bald auch in der Baumschneiß die Muter losbrechen würden, hatte er sein Pferd aus dem Kurral geholt und war im schnellsten Galopp hinunter nach dem Thale gesprengt, um die Bewohner der Schneiß zu alarmieren.

Es dauerte nicht lange, da tönten vom Kirchturm die Glocken, Böller krachten, alles sprang aus den

¹⁾ D. i. Leoner Hofe.

²⁾ Nach persönlichen Mittheilungen der Überlebenden.

Betten, und von Mund zu Munde flog die Kunde:
„Die Mucker sind ausgebrochen!“

Indes ging die Nacht vorüber, ohne daß die Mucker sich sehen ließen. Ihre Gewohnheit war es ja, die Schlafenden zu überfallen, und hier hatten sie es mit Wachenden zu thun. Ueberdies sollte auch erst der folgende Tag der eigentliche Tag des Angriffs sein. —

Jedoch auch an diesem Tage fanden sie die wackeren Baumschneißer auf dem Posten. Diese hatten mit kluger Vorsicht an verschiedenen Punkten ihre Wachen ausgestellt, mit der Weisung, jeden Verdächtigen anzuhalten und im Falle der Noth durch Signalschüsse ihre Mitbrüder zu Hilfe zu rufen.

Der rothbärtige Robinson merkte bald diese Vorkehrungen, und da er trotz aller Verriäththeiten auf dem Terrabraz sich immer noch etwas gesunden Menschenverstand bewahrt hatte, hielt er es für klug, sich nicht nutzlos zwischen die Kugeln der Baumschneißer Kolonisten zu stürzen, sondern zog sich entläuscht nach dem Leoner Hof zurück.

Die Baumschneiß aber erkannte es dankbar an, daß sie durch die rechtzeitige Mahnung der Frau des Terrauers vor den Bluthaten der Mucker befreit geblieben.

Nicht so glücklich waren zwei andere Schneißer.

In der Menschneiß hatte am Tage nach der Mordnacht ein gewisser (Johann Georg) Fuchs Befehle an die einzelnen Mucker der Pikeade erlassen, sich mit Jacao

und Doppelflinte bewaffnet am Abend bei ihm einzufinden.

Es kamen acht Mann, alle wohl bewaffnet, in vernachlässigtem Anzug, was ihrem Erscheinen etwas Romantisch räuberhaftes verlieh.

Als es dunkel war, rückten sie aus.

Zuerst ging es zu Michel Fritsch.

Fritsch war Wendemann. — Er sowohl als sein Sohn, welcher Inspektor war, hatte sich in den Augen der Mucker verschiedene Verbrechen zu schulden kommen lassen. Beide hatten verschiedene Bewohner der Schneiß, welche auch nach dem Ferrabraz wallfahrten wollten, zurückgehalten, und Ehen, die Jakobinens Machtspruch für getrennt erklärte, wieder in Ordnung gebracht.

Auf Grund dieser Thatfachen hatte Jakobine mit ihrem Beirat das Todesurteil über sie gesprochen.

Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, bewegten sich die neun unheimlichen Gestalten nach der Wohnung des Geächteten. Nichts durfte laut gesprochen, alles nur durch Flüstern oder Winke abgemacht werden.

Fritsch saß daheim in seiner Bende und ahnte nichts Schlimmes. Da pocht es an seine Thür. Es war zehn Uhr.

„Nun, wer mag denn dieser späte Besuch sein?“ — denkt er bei sich und fragt von innen: „Werda?“

„Seid so gut“, — antwortet eine Stimme von außen — „und macht ein wenig die Thür auf.“

„Wer weiß“, — sprach Fritsch zu sich selbst — „vielleicht ist es ein armer Mann, dem ein Leid zugestoßen ist“ — und öffnet.

Im selben Augenblick sieht er vier Gestalten, die auf ihn anlegen, während acht Schüsse zugleich fallen. — Fritsch war getroffen. Er hatte noch so viel Kraft, zu rufen: „Mörder! Mörder!“ Dann brach er zusammen.

Drinne im Hause sind mehrere weaffenfähige Söhne. Im Nu haben dieselben die Gewehre ergriffen und sind auf dem Posten. — Schon war es zu spät; die feigen Mörder hatten die Flucht ergriffen und waren nicht mehr zu sehen.

Der erste Lärm hatte die Schneiß aufgeregt; die Gleiden fürchteten, ihre Gegner in Waffen zu finden, und wagten nun keinen Angriff mehr.

So blieb es den übrigen Teil der Nacht hindurch stille.

Fritsch war von vier Kugeln getroffen; doch ließ sein Zustand noch Hoffnung.

In der Portugieser Schneiß hatte der Tanz schon früher begonnen.

Hier wußte man von allem, was in der verfloffenen Nacht auf dem Terrabraz und der Umgegend vor sich gegangen, noch nichts: da kam Daniel Kollin,¹⁾ der Subdelegado jenes Bezirks, von einer Reise nach Sao Leopoldo zurück und brachte die Schreckenspost.

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen eines der Söhne.

Kollin besaß eine große, am Wege gelegene Bende. Ihm gegenüber auf der anderen Seite des Weges lag, von einem Steinwall umfriedigt, das Eigentum einer schon betagten Witwe, Bender mit Namen.

Diese hatte drei erwachsene Söhne und eine Tochter zu Hause, die ihre zwanzig Jahre zählte. Ein junger Mucker hatte sein Auge auf das Mädchen geworfen und wollte es heiraten. Da ihm viel daran lag, daß Susanna — so hieß das Mädchen — seine religiösen Anschauungen theile, wollte er haben, daß dieselbe auch mit ihm hinauf zu den Muckerversammlungen pilgere.

Das Mädchen, welches, wie ihre Mutter, eine gläubige Protestantin war, wollte von dem religiösen Schwindel auf dem Ferrabraz nichts wissen und setzte darinn allen desfallsigen Zunnutungen ihres Liebhabers einen beharrlichen Widerstand entgegen.

Dies zog ihr die Rache nicht bloß des Jünglings, sondern auch der Jakobine und der ganzen Muckerschaft zu, und da diese mit Grund vermutete, daß auch die übrigen Glieder der Familie an der Willensfestigkeit Susannas Anteil hatten, so beschloßen sie, ihre Rache auf die ganze Familie auszudehnen.

Kollin wußte von dieser Gesinnung der Sektierer. Ehe er deshalb vor seiner eigenen Thüre anhielt, ritt er zum Hause der Bedrohten und setzte sie von der Gefahr, in der sie selbst und die ganze Schmeiß schwebten, in Kenntniß.

Seine Mittheilungen wirkten wie ein elektrischer Schlag auf die energischen Burschen und riefen ihre ganze Thatkraft in die Schranken.

Nach hatte man sich verständigt: „Ihr“ — sagte Kollin — „eilt, eure nächsten Nachbarn aufzutrommeln; ich werde das weitere thun; aber keine Zeit ist zu verlieren; jeden Augenblick können sie uns über den Nacken kommen.“

In der That, keine Zeit war zu verlieren. Schon hatten sich in einem nicht fern gelegenen Hause die Mucker der Schneiß versammelt und rüdten nun zum blutigen Handwerk aus.

Die wackeren Söhne der Witwe aber nahmen geschwind ihre Waffen: Flinte, Revolver und Facao, und machten sich auf den Weg zu ihren Nachbarn.

Wohl hielt die Schwester an, wohl bat und flehte sie um Gottes willen, sie nicht allein im Hause zu lassen: „Sei ruhig, Susanna“, — entgegneten ihr die Brüder — „die ganze Schneiß ist in Gefahr; wir können nicht bleiben, wir müssen fort, unsere Nachbarn zu mahnen; bald ist es geschehen, dann kehren wir zurück und schließen auch euch.“

Gleich darauf sah Susanna ihre Brüder hinter dem Buschwerk des Brachlandes und dem dunklen Gestein der Umfriedigungsmauer verschwinden.

Sie waren kaum fort, da kamen von der Seite des Weges her acht oder neun bis an die Zähne bewaffnete Mucker, stießen die große, bretteerne Zaunthüre

auf und nahmen ihre Richtung geradeßwegß auf die Wohnung der Witwe.

Diese lag ungefähr fünfzig Schritte einwärts vom Wege entfernt.

Ob man zum Hause gelangte, kam man an einem mit einem Schutzbach überdeckten Raume vorbei, welcher dem Vieh zum Obdach diente und dem Eingang des Hauses gegenüberlag. — Gerade befanden sich einige Kühe darin.

Hier war es, wo die Mordgesellen ihre Stellung nahmen, den Augenblick abwartend, da jemand an der Thüre erscheinen würde.

Drinnen im Hause vernahm man einiges Geräusch, welches die Mörder absichtlich veranlaßt hatten, um die Insassen auf die Schwelle zu locken.

Wirklich ließ sich die Witwe verleiten, die Thüre zu öffnen und zu schauen, was es gebe.

Daß war der Moment, auf den die Mörder gewartet. — Die Gewehre krachten und an den Ort, wo sie gestanden, sank die unglückliche Frau zum Tode getroffen nieder.

Jetzt sieht sich die Tochter allein, von acht Ungeheuern umgeben. Entsetzen faßt sie. Auf den Flügeln der Angst stürzt sie hinaus, biegt um die Ecke des Hauses und erreicht einen kleinen Gang, der die Küche vom Wohnhaus trennt. — Für einen Augenblick ist sie der Wut ihrer Verfolger entriickt; aber jetzt steht sie vor einer hohen Lattenthüre, welche den Gang absperert. Sie will öffnen; die Thüre ist — verschlossen!

Zwei Möglichkeiten bleiben: entweder zurück, und dann ist sie verloren, oder vorwärts über die Thüre, und dann — wenn sie hängen bleibt . . . ?

Susannas Haare sträuben sich; aber es gilt kein Besinnen. Mit einem Satz ist sie oben, mit einem Satz ist sie unten. — Gott sei Dank! — es ist gelungen — und im Fluge geht es weiter zum Hause des nächsten befreundeten Nachbarn.

Hier sollte sie fühlen, daß sie mehr gethan, als ihre Kräfte erlaubten. Kaum hatte sie die Schwelle erreicht, da verließ sie das Bewußtsein, und sie brach ohnmächtig zusammen.

Während dies alles geschah, waren die drei Brüder mit edler Selbstaufopferung bemüht gewesen, ihren Auftrag so gut als möglich auszuführen.

Noch hatten sie diesen nicht vollständig zu Ende geführt, da hörte jener, welcher dem elterlichen Hause am nächsten war, mehrere gleichzeitige Schüsse, welche, der Richtung nach zu schließen, in der Nähe seiner Wohnung waren abgefeuert worden.

Es mochte acht Uhr abends sein. Der Mond stand am Himmel; aber ein feiner, nebelartiger Regen dämpfte sein mattes Licht.

Eurtig spannte der junge Bender zwei Hähne zugleich und eilte seinem Hause zu. Den Steinwall entlang war er noch nicht bis zu der oben erwähnten Bretterthüre gelangt, da sah er die Mucker, acht oder neun Mann, welche offenbar eben erst aus derselben mußten

herausgekommen sein und sich nun etwa zwanzig Schritte von derselben entfernt befanden.

Raum war er auf dieselben aufmerksam geworden, da trachten auch schon die Schüsse und schlugen rechts und links von ihm die Kugeln gegen den Steinwall. —

Der wackere Jüngling zitterte nicht: „Tiger!“ — dachte er — „nehmt diese Salve mit auf den Weg“ — und damit drückte er los.

Er hatte nicht Zeit, den Erfolg des Schusses zu sehen. Mit einem Sprung war er über den Wall und lief nun, von demselben gedeckt, seinem Hause zu.

Er kommt zur Thüre. Sie ist verschlossen. Er pocht, er klopft: alles lautlos und still.

„Wo ist die Mutter? — wo ist die Schwester? Sind sie tot oder leben sie noch?“

Mit äußerster Anstrengung gelingt es ihm, die Thür zu erbrechen. Er schaudert zusammen. Vor ihm auf der Bank sitzt die Mutter, totenblaß, und um sie her ist die Erde mit Blut gefärbt.

„Wo ist die Schwester? Ist sie entflohen oder ist sie unter den Kugeln der Mörder gefallen?“ — Wer konnte es sagen?

Der Schmerz übermannte ihn, und die Thränen stürzten unwillkürlich aus seinen Augen hervor.

Etwas später kamen auch die beiden andern Brüder zurück. Sie sahen, was geschehen. Wie groß auch ihr Schmerz, er war verflücht durch das Bewußtsein einer großen und edlen That. Hätten sie nicht den Mut gehabt, sich selbst vergessend ihre Mitbürger noch

rechtzeitig zu warnen — Gott allein weiß, wie viele Opfer an diesem Abend noch unter den Fingeln und Messern der Kannibalen geblutet hätten. So aber fanden die Mörder alles vorbereitet und gewappnet, und mußten bereits daran denken, ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen.

In ihre eigenen Häuser zurückzukehren, daran durften sie natürlich nicht mehr denken, und so zogen sie sich in das Dickicht des Waldes zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Müder in Bedrängnis. — Ein Zusammenstoß. Streifzüge. ¹⁾

Der ganze Plan Jakobinens und ihrer Leute, sich durch Mord und Brand zu Herren der Kolonie zu machen, war, abgesehen von dem ungeheuern Verbrechen, mehr das Hirngespinnst einer Verriäkten, als das Ergebnis einer vernünftigen Berechnung.

Bei den immerhin noch geringen Mitteln, die ihr zugebote standen, konnte sie nur erwarten, daß ihre Anhänger einige Häuser niederbrennen, einige Gegner besitzigen würden; im übrigen aber konnten ihre Erfolge nur dazu dienen, die Kolonisten zur äußersten Wut und die Behörden zu den größten Anstrengungen heranzufordern, was dann notwendig ihren eigenen Unter-

¹⁾ Theils nach den Prozeßakten, theils nach den Aussagen der unmittelbar Beteiligten.

gang zur Folge haben mußte. — Was ihre Apostel auf dem Terrabraz und der Umgegend geleistet hatten, das wußte Jakobine; mit Heißgier mochte sie verlangen, zu erfahren, wie der Strauß in den Kolonien verlaufen sei.

Sie sollte bald einiges hören, was ihr weniger angenehm sein mochte.

Die Greuelsscenen der letzten Tage hatten Stadt und Land überzeugt, daß nur ein Zusammengehen aller den einzelnen vom Untergang retten könne. — Diese Ueberzeugung hatte auf der Kolonie eine wahrhaft verzweifelte Regsamkeit ins Leben gerufen.

In allen Schneißen hatten sich die weissenfähigen Männer zusammengethan und in Gruppen alle Ein- und Ausgänge, alle Wege und Pfade in die Pitaben besetzt. Tag und Nacht lösten sich die Wachen ab; und die, welche nicht auf dem Posten standen, hielten sich bereit, um auf jedes Lärmzeichen zur Hand zu sein. Mit Waffen stand man auf, mit Waffen ging man zu Bett, und wurde in der Nacht ein Priester zu einem Kranken gerufen, so erschienen vier oder sechs Bewaffnete vor seiner Thüre, um ihm das Geleite zu geben.

Weil jedoch die einzelnen Familien getrennt nicht leicht imstande waren, einen Angriff zahlreicher Mucker zurückzuschlagen, so vereinigten sich dieselben zu drei, vier und mehr unter einem gemeinsamen Dach, unter welches sie das bewegliche Gut ihrer verlassenen Häuser zusammenbrachten.

Gewöhnlich wurden hierzu die Benden oder doch solche Kolonistenhäuser ausersehen, welche sich vor den übrigen durch Geräumigkeit und Festigkeit des Baues auszeichneten. So kam es, daß die friedlichen Stammern der Pflanze sich in eine Art Feldlager, und die lustigen Benden, in denen sonst Scherz und Mutwillen aus- und einzugehen pflegten, sich in Stätten der Trauer und der Thränen verwandelten.

Jedes neue Ereignis, jeder neue Erfolg oder Mißerfolg den Muckern gegenüber fand in diesen Kreisen sein Echo und brachte, je nach seiner Art, Hoffnung oder Bangen, Freude oder Bestürzung hervor.

Auch das Pfarrhaus in der Portugieser Schneiß hatte sich in eine Art Kaserne verwandelt. Gegen siebenundzwanzig Personen hatten sich dort mit Sack und Pack zum Nachtlager eingefunden. Theils, um ihnen Platz zu machen, theils, um den entfernter Wohnenden Trost und Hilfe zu bringen, hatten sich die drei Patres nach verschiedenen Richtungen hin zerstreut, während der Laienbruder, das Gewehr im Arm, im Mondschein auf und nieder schreitend Wache hielt.

Ein wahres Glück war es, daß der männliche Teil der Bevölkerung trotz aller Schrecken immer noch einen unerschöpflichen Vorrat von Mut und Fassung bewahrte. Ja es schien, als ob diese derben Kinder der Natur, gewohnt im Kampf mit Wind und Wetter und den Gefahren des Urwalds des Lebens Tagesnotdurst zu erringen, in eine gewisse kriegerische Stimmung hineingeraten wären.

Bereits dachte man nicht mehr bloß daran, sich gegen die Angriffe des gemeinsamen Feindes zu verteidigen, sondern schickte sich an, denselben in seinem eigenen Verstecke aufzusuchen.

Selbst Knaben, kaum stark genug, eine Flinte zu handhaben, aber begierig, ein Abenteuer zu bestehen, boten sich an.

Den Muckern der Neu- und der Portugieser Schweiß fing es nun selbst an, unbehaglich zu werden.

Die aus der Neuschweiß hatten nach ihrem Angriff auf Michel Fritsch gehofft, daß ihre Genossen aus der Nachbarschweiß zu ihnen stoßen würden; allein diesen hatte die mutige That der jungen Bänder die Hoffnung auf ein Durchkommen abgeschnitten, und da sie infolge hiervon sich genötigt sahen, in den Wald zu flüchten, so harreten die Neuschweiß umsonst.

Was war zu thun? Da jene nicht herüberkamen, so entschlossen sich die Neuschweiß, einen Durchbruch zu jenen zu versuchen. Sind wir einmal mit ihnen vereinigt, dachten sie, so wird es uns leicht gelingen, einen Handstreich auszuführen und schließlich mit verdoppelter Kraft uns nach dem Ferrabraz durchzuschlagen.

Um indes zuerst die Gegend zu sondieren, bestiegen sie eine Anhöhe, die ihnen einen Überblick über die Schweiß gestattete. — Sie sahen, daß in allen Häusern die Richter braunten, und hielten den Versuch für allzu gewagt.

Nach längerem Hin- und Herüberlegen kam man endlich überein, von einer Vereinigung mit den andern

abzusehen und auf eigene Faust zuerst nach der Baumschneiß und von da nach dem Leoner Hofe durchzubrechen.

In der Baumschneiß war man nicht sorglos. Unter andern war es diesmal auch ein vierzehnjähriger Knabe, der auf dem Posten stand. Der Kommandant der Nachtwache hatte ihm seinen Ort an einer Stelle des Weges angewiesen, die jeder aus der Neuschneiß Kommende passieren muß, wenn er drunten im Thal über die breite Steinbrücke will.

Hier also stand unser kleiner Schlie und wachte.

Der Abend verlief ruhig; nichts Verdächtiges wollte sich zeigen. Mitternacht kam und ging; alles blieb still. Schon nahte gemach der Tag heran; aber noch war es dunkel; da — etwa um 4 Uhr morgens — ging drüben auf der andern Seite des Weges das breite Thor des Potreiro's auf, und rasch nacheinander traten acht männliche Gestalten heraus auf den Weg, deren Waffen im Mondlicht glänzten.

Es waren die Mucker der Neuschneiß.

Der Junge reckte den Kopf aus seinem Versteck hervor, während sein Herz in halb banger, halb froher Erregung zitterte.

„Halt! werda?“ rief er über den Weg und hielt sein Gewehr zum Schuß bereit.

Keine Antwort erfolgte.

Das war ein Zeichen, daß er es mit Feinden zu thun hatte.

Der Junge besann sich nicht lange. Sein Finger zuckte, der Schuß krachte, und ein leiser Schrei versicherte ihn, daß er getroffen hatte.

Die Mucker schossen zurück; allein der Knabe war klug genug, sich den Kugeln nicht weiter auszusetzen. —

Für die Bewohner im Thale war der Schuß das Zeichen. Sofort eilte man aus den Häusern heraus und stellte sich bereit.

Etwas weiter unten am Wege war ein Mann aus seinem Hause gesprungen und gab Feuer; allein fünf Schüsse, welche zugleich fielen, rieten ihm, sich aus dem Staube zu machen.

Drunten hatten sich verschiedene Bewohner in der Nähe der Brücke aufgestellt. — Hier, gleich rechts vom Wege, lag eine Schmiede mit ummauertem Vorplatz. Der Geselle des Hauses — Banermann hieß er — hatte sich hinter den Steinwall gelegt und erwartete mit gespannter Flinte die Kommenden. Sie kamen näher und näher: Jetzt hatte er die ganze Bande vor sich. Er drückt los; der Schuß kracht, aber fast im selben Augenblick kracht auch ein zweiter, der ihn selbst leblos zu Boden streckt.

Der unglückliche Jüngling hatte, nachdem der Feuerblitz seines Gewehres schon seine Stellung verraten, noch einmal den Kopf erhoben, um zu sehen, ob er getroffen; da traf ihn eine feindliche Kugel mitten in die Stirn. — Er war eine Leiche.

Das Fenern dauerte fort; die Schüsse knatterten rasch aufeinander. Noch im letzten Augenblick kniff einer der Mucker aus und flüchtete rückwärts. Ein anderer — Wilhelm Maurer — stürzte zum Tod getroffen in eine Morastpfütze am Wege. Für die andern gab es keinen Ausweg mehr; entweder vorwärts oder sterben — eine andere Wahl gab es nicht.

Kugeln auf Kugeln sausten ihnen nach; Kugeln auf Kugeln schickten sie zurück.

Sie mußten einsehen, daß es unklug gewesen, noch länger in geschlossenem Haufen zu marschieren und so trennten sie sich, indem jeder die Richtung einschlug, die ihm die sicherste schien. Als dann endlich der Kampf zu Ende, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß sie voneinander getrennt waren, ohne Hoffnung, wieder zueinander zu kommen.

Die wackeren Baumschneißer erhoben die beiden Leichen; die eine begruben sie unter Ehren und Auszeichnungen auf ihrem Gottesacker; für die andere machten sie eine Grube in der Nähe der Brücke und scharrten sie ein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Neue Streifzüge.

Indessen war auch in der Portugieser Schneiß die Lage der Mucker eine sehr bedenkliche geworden.

Schon am Tage nach dem Angriff auf das Bendersche Haus rückte der Subdelegado, Daniel Kollin,

der uns bekannt ist, mit etwa vierzig bis fünfzig Mann wohlbewaffneter Kolonisten vor die Häuser der Übeltäter.

Langsam und vorsichtig, in einer langen Tirailleurfette mit aufgelösten Gliedern, kommt diese urwäldliche Streifkolonne anmarschirt.

In den Häusern der Mucker wird es lebendig. Unruhig läuft es hin und her. Gesichter erscheinen an den Fenstern, treten wieder zurück und räumen andern ihre Stelle ein.

Noch waren die Kolonisten eine gute Strecke entfernt, da gehen die Thüren auf, Gruppen von Menschen brechen hervor und jagen in wilder Flucht den Plantagen zu, in denen sie verschwinden.

Als die Verfolger bei den Häusern ankamen, fanden sie nur noch zwei Weiber und eine Anzahl Kinder, die sie gefangen mit sich führten — dreizehn Seelen im ganzen.

Noch hatten sie Collins' Bende nicht erreicht, da sahen sie zwei Häuser, das des Christian Fuchs und jenes des Jakob Fuchs in Flammen aufgehen. — Einige der empörten Kolonisten hatten Feuer darangelegt, und schon schlug dasselbe über den Dächern zusammen.

Raum aber war das Streifcorps der Kolonisten wieder ins Quartier zurückgekehrt, da erhoben sich verschiedene Bedenklichkeiten. Man bedauerte, daß man die Mucker hatte entkommen lassen, und erwog, was die Folge dieser Unklugheit sein könne. Man sprach von einer möglichen Rache, von einem gemeinschaft-

lichen Ausfall, den die aus ihren Häusern Vertriebenen in der Verzweiflung machen könnten.

Einer der Kolonisten war so unklug, seine Befürchtungen den Frauen in der Kollinschen Bande gegenüber auszusprechen. Rasch lief dieselbe von Mund zu Mund, und ehe man sich versehen, war das, was kaum als bloße Möglichkeit war hingestellt worden, in der Phantasie der Frauen zur Wirklichkeit geworden.

Man wußte schon mit Sicherheit, daß der Ausfall geplant sei; man wußte auch, daß Weiber und Kinder sich diesmal bei demselben betheiligen würden, und kannte auch schon die Namen derer, welche auf der Proskriptionsliste ständen.

Diese lächerlichen Erfindungen einer aufgeregten Phantasie hatten einen nicht minder lächerlichen Ausbruch der Angst und Sorgen zur Folge: man weinte, man schluchzte, jammerte und schlug die Hände zusammen, und die Männer hatten ihre liebe Noth, die Ruhe und Fassung nur einigermaßen wieder herzustellen.

Die Mütter selbst dachten in diesem Augenblicke an nichts weniger denn an einen Ausfall. Von Haus und Hof und allem abgeschnitten, irrten sie obdachlos in den Wäldern umher und wagten sich kaum in der Nacht heraus, um bald hier, bald dort in den Plantagen einige Maiskolben zur Fristung ihres Lebens zu pflücken.

Indessen mochte es mit denselben stehen, wie es wollte: für die Kolonisten war es nötig, aus ihren

Bedenken herauszukommen und sich Klarheit über die Lage der Dinge zu verschaffen: Sie beschloßen also, die Mucker selbst in ihrem Verstecke aufzusuchen.

Um dies mit dem möglichst gesicherten Erfolge thun zu können, hatte sich der Subdelegado Kollin zuerst an den Polizei-Chef in Porto Alegre und dann an einen Beamten in Porto-Guimaraes (jetzt Sao Sebastiao) um Waffen und Mannschaft gewandt. Der letztere hatte geantwortet: „Ich kann euch nicht helfen“, der andere: „Helft euch selbst“.

„Gut“, — meinten darauf die Kolonisten — „so helfen wir uns selbst.“ Und so rückten sie am 28. Juni wieder vor die Häuser der Mucker. Niemand war darin; nur fand man in einem derselben noch Gewehre und Vorräte von getrocknetem Fleisch vorhanden.

Übermals ließ man fünf Muckerwohnungen in Flammen aufgehen. Während dieselben brannten, hörte man, wie in einer derselben eine Menge von Patronen knallend und puffend sich entluden.

Am 29. endlich entschloß man sich, die eingebildeten „Verschanzungen“ der Geflüchteten selbst aufzusuchen.

Wieder rückte ein bedeutendes Kontingent bewaffneter Kolonisten nach dem Fuße des sog. Trizenbergs, an welchem jetzt nur noch die Reste der Muckerhäuser in geringen Abständen voneinander beisammen lagen. — Es handelte sich darum, der Richtung zu folgen, welche die Flüchtigen am 27. Juni eingeschlagen hatten. Dabei wurde der Mut mancher auf eine schwere Probe

gestellt. „Wie soll man den gefürchteten Muckern bekommen, ohne sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen?“ das war für viele eine nicht zu unterschätzende Frage, die deshalb auch reiflich erwogen wurde.

Da die Furcht bei der Beratung mit Theil nahm, dauerte es lange, bis man zu einer Entscheidung kam.

Da stellten sich gerade im rechten Moment zwei Kaboflos (zähne Indianer) ein und boten sich als Führer an. Keck und entschlossen, als hätten sie nicht mehr zu verlieren als der Jagdhund, der dem Wilde nachspürt, schlüpften dieselben durch die Plantagen, zwängten sich zwischen Busch und Gestrüppe hindurch und standen, ehe man sich dessen versehen, vor dem gefürchteten Muckernest. Dort war alles ruhig; niemand schuß, niemand setzte sich zur Wehr; es war überhaupt niemand da, der sich recht zu wehren vermochte: ausgehungerte Frauen, bebend vor Frost; bleiche, zitternde Kinder, welche vor Hunger die letzten Nester der Maiskolben abnagten — und ein alter Mann, der selbst mehr Kind als Mann war — das waren die Schrecklichen, denen man mit so vieler Vorsicht genahet war. Von einer Verschanzung war nichts zu sehen.

Froh, daß die Sache so gut abgelaufen, und doch auch wieder voll Leidmut, daß man die rechten Mucker nicht gefunden, trat man den Rückzug an, die Frauen und Kinder als Gefangene mit sich führend. Mit denen vom 27. Juni zusammen mochten es der letzteren nun gegen dreißig sein.

Man hatte durch die Frauen den Aufenthaltsort der Männer zu erfahren gehofft; doch dies war eine Täuschung, und so blieb bei den guten Kolonisten immer noch die Besorgnis eines letzten Straußes zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Mucker in den Schneißen. ¹⁾

Unstätt und flüchtig trieben sich die Mucker der Portugieser Schneiß in den Wäldern umher. Seitdem man ihnen die Häuser niedergebrannt, war ihre Lage erst recht verzweifelt geworden. Von den Waldhöhen herab sahen sie, wie dieselben eines nach dem andern in den Flammen zusammenbrachen und ihre letzten Hoffnungen begruben. An ein Durchkommen nach dem Ferrabraz war längst nicht mehr zu denken; ihre einzige Wohnstätte war der düstere Wald, und auch hier voraussichtlich ihres Bleibens nicht lange; denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Kolonisten nicht ruhen würden, bis sie ihr Versteck aufgefunden und dann: wehe ihnen!

Sie hatten Grund zu fürchten.

Die alte Frau Bender war unterdessen ihren Wunden erlegen. Umringt von ihren drei Söhnen, gepflegt und getröstet von Susanna, ihrer Tochter, die

¹⁾ Nach persönlichen Mittheilungen und den Geständnissen der Mucker in den Prozeßakten.

nun auch wieder heimgesehrt war, verließ sie das Zeitliche.

Ihr Tod sowie die Thränen und Wehklagen der Hinterbliebenen fachten die Erbitterung der Kolonisten zu neuen Flammen an.

Diese hatten unterdessen vom Präsidenten der Provinz Waffen und Munition erhalten, welche an die einzelnen Bewohner der Schneiß verteilt wurden.

Es schien, als sei mit dem Eintreffen der neuen Kriegsvorräte auch ein neuer kriegerischer Geist unter die friedlichen Landleute gefahren. Sofort wurden die frischen Waffen untersucht und probiert. Gleich als habe ein großes Treibjagen begonnen, so hallten jetzt allerwärts die Berge vom Geknatter der Gewehre wieder. „Jetzt kann es an die Arbeit gehen!“ riefen sich die Nachbarn begeistert zu.

Die Sektierer selbst lauschten in ihren Schlupfwinkeln und wußten nicht, was das Schießen zu bedeuten habe; um aber der Vorsicht nichts zu vergeben, zogen sie sich so tief als möglich in den Wald zurück.

Die Kolonisten spürten nach, aber fanden nichts. Wohl glaubte man bald hier, bald dort Spuren derselben entdeckt zu haben; man gewahrte Bläse im Walde oder in den Plantagen, an denen sie ihre dürftigen Mahlzeiten genommen, entdeckte Feuerstätten und die überreste gebratener Maiskolben, die sie an denselben zurückgelassen; sie selbst waren nicht zu sehen.

Schon waren Wochen vergangen, da kommt plötzlich die Nachricht an: „Die Mucker lagern in der Capirary-Schneiß“.

Was von den Kolonisten Waffen tragen konnte, machte sich auf die Beine.

„Diesmal“ — hieß es — „sollen sie uns nicht entgehen.“

Bald waren zwei Kolonnen gebildet, die von entgegengesetzten Seiten aus in den Wald einrückten. Mit vorgehaltenem Gewehr und gespanntem Hahn — bei manchem vielleicht auch mit pochendem Herzen — ging es voran, dem Innern des Waldes zu.

Hier brannte auf einem kleinen, vermittlels des Waldmessers geäuberten Platz ein flackerndes Feuer, um das sich die acht Mucker der Portugieser Schneiß gelagert hatten.

Vor ihnen an einem Gerüst aus frischgeschnittenen Stäben hingen schmorend die Rindenstücke eines Affen, während einige Maiskolben unter der Asche brieten.

Es war ein dürftiges Mahl, für so viele zu wenig, und so machten sich ihrer zwei auf den Weg, um womöglich einen weiteren Braten zu erjagen.

Während dieselben den Wald durchstreiften, hatten sich die Kolonisten der Feuerstätte genähert, wo die sechs Mucker noch lagerten.

Kaum waren diese der Nahenden ansichtig geworden, als sie in wilder, atemloser Hast die Flucht ergriffen. — Es war vergeblich; denn während sie den

einen zu entrinnen suchten, fielen sie andern, die von der entgegengesetzten Seite kamen, in die Hände.

Von allen Seiten hallten ihnen jetzt die Stimmen ihrer Verfolger entgegen, von allen Seiten wurden sie zur Ubergabe ihrer Waffen aufgefordert. — An Widerstand oder Entrinnen war da kein Gedanke mehr. — Auf Gnade und Ungnade mußten sie sich ergeben und wurden im Triumph als Gefangene abgeführt. —

Die Freude, welche die Nachricht vom Erfolge dieses Streifzugs in den Schweiß verbreitete, unterlassen wir hier zu beschreiben.

Unterdessen waren die beiden andern Mäuler von ihrer Jagd zurückgekehrt. Sie hatten nichts erjagt als einen Affen, den sie zur Feuerstätte brachten! Doch welche Überraschung! Die Kameraden waren fort, der Affenbraten war fort; nur einige verbrannte Milzkolben steckten noch in der Asche.

Sie errieten sofort, daß hier etwas Schlimmes geschehen war, was sie sich noch nicht zu erklären vermochten.

Sie gingen einige Schritte weiter. Dort lag der Braten, eben zum Genießen gar, am Boden. Das Holz, woran er gehangen und das ganze Gerüst lag zerstreut daneben.

„Was mag hier geschehen sein? — Sicher“ — so schlossen sie — „hat man unsere Leute hier überfallen, und die haben in der Eile Braten und alles im Stich gelassen.“

Ihre Sorge war: „Wo werden wir unsere Genossen wiederfinden?“

Da die Kolonisten wußten, daß ihnen zwei der gesuchten Mucker entgangen, und die Vermutung nahe lag, daß sich dieselben ebenfalls im Walde versteckt fänden, so wurde ein neuer Streifzug unternommen, diesmal ganz in der Morgenfrühe. Wieder rückte man von verschiedenen Seiten zugleich vor, indem man in immer engerem Birkel der Mitte des Waldes sich näherte.

Die Gesuchten ahnten nicht, was um sie her vorging, und als sie zum erstenmal merkten, was gegen sie im Anzug, war auch bereits ihr Schicksal entschieden. Sie wurden wie die andern als Gefangene abgeführt.

Unter dessen hatte auch jene Gruppe, welche an der Baumschneißer Brücke zerstreut worden war, sich ergeben.

Der, welcher daselbst das Hasenpanier ergriffen hatte und rückwärts geflohen war, stellte sich am 2. Juli einem Kolonisten, lieferte die Waffen ab und bat um Pardon. — Unter denen aber, welche sich über die Brücke durchgeschlagen, war einer, welchem das Weiterkommen unmöglich geworden. Es war Jakob Fuchs, ein Verwandter des Mufenjakob. Der Warnschuß, welchen der Baumschneißer Junge an jenem Thore abgefeuert, war ihm ins Bein gebrungen, und nur der Aufregung, in der er sich damals befand, verdankte er es, daß er noch den Bach überschreiten und bis zum Wald sich schleppen konnte. Bei ihm war ein mitleidiger Stiefsohn geblieben, der ihn pflegte; alle andern hatten jeder sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen gesucht. —

Mehr als acht Tage hatten die beiden im Walde verborgen ihr Leben gefristet, da trieben sie Hunger und Glend, an die Thüre eines Kolonisten zu pochen und um Nahrung und Obdach zu bitten. —

Ihnen folgten die andern, und damit war die Tragödie in den Schneisen ausgespielt. — Nicht so auf dem Hauptschauplatz des Mordertums — auf dem Ferrabraz.

Wie es dort herging, wollen wir in dem folgenden Buche erzählen.

Drittes Buch.

Die Rebellen.

Erstes Kapitel.

Der Serraner Peter. — Vorkehrungen. ¹⁾

Im sausen den Galopp hatte der Serraner Peter nach jener Blutszene vor der alten Frau Hofmeister Thüre sich nach Sao Leopoldo aufgemacht, um für die von den Muckern Bedrohten die Hilfe der Behörde in Anspruch zu nehmen. — Wie es unterdessen in seinem eigenen Hause ging, das mußte er dem lieben Gott überlassen.

Der brave Mann leistete alles, was nur ein kühner Sohn der Serra zu leisten vermag. Auf dem Hamburger Berg war sein erstes Pferd unbrauchbar geworden. Hurtig wandte er sich an den nächsten Kolonisten, um es gegen ein anderes, vollkräftiges zu vertauschen. Dann ging es wieder voran.

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen des Serraners.

In Sao Leopoldo kostete es wenig, seinen Worten Glauben zu verschaffen.

Draußen am Terrabraz standen die brennenden Häuser und bestätigten mit ihrem blutigen Schein die Schreckensbotschaft des Serraners.

Der Polizei-Chef zögerte deshalb auch nicht, ihm die gewünschte Hilfe zu gewähren.

Kaum hatte der Serraner diese erhalten, als er in größter Eile nach dem Schauplatz der Verbrechen zurückkehrte.

Er kommt an sein Haus. Der erste Schritt, den er hineinthat, erfüllt ihn mit Schrecken: alles ist leer; kein menschliches Wesen zu sehen.

Er ruft. — Keine Antwort.

Er durchsucht die verschiedenen Räume: die Kammern, den Keller, die Nebengebäude; alles ist still und verlassen. Frau, Kind, Magd — alle sind verschwunden. —

Einen Augenblick steht er ratlos. Doch bald kehrt ihm die Überlegung zurück. Im Hause ist nichts verändert: Bende, Zimmer, Kammern, alles in bester Ordnung, ganz so, wie er es verlassen. Nirgend eine Spur von Gewaltthat.

„Gewiß, sie sind geflüchtet“ — tröstete er sich. — „Sie sind irgendwo an einem sicheren Ort und außer Gefahr.“

Wie wir wissen, hatte er sich nicht getäuscht, und es währte nicht lange, als die Nachricht, daß sie bei dem

Häffel-Peter in Sicherheit seien, ihn aus seiner hangen Ungewißheit herausriß.

In Sao Leopoldo ¹⁾ wuchs indessen die Aufregung mit jedem Augenblick. Boten auf Boten trafen ein, die stets neue Schreckensbotschaften brachten.

Zitternd vor Aufregung riß man die Fenster auf, stieg auf die Dächer und erklimmte selbst die Höhe des Kirchturms, um sich von der Wahrheit des Erzählten zu überzeugen.

Jetzt kamen auch schon einzelne Familien, die sich von den Mäuern am meisten bedroht glaubten, mit Hab und Gut aus der Gegend der Gewaltscenen her, um innerhalb des Städtchens Schutz zu suchen.

Kaum sahen sich diese unter dem Dache ihrer Verwandten oder Bekannten geborgen, da war es, als ob ihr Schmerz einen Damm durchbrochen hätte, und wie in Verzweiflung aufgelöst warfen sie sich weinend und schluchzend in die Arme derer, die ihnen Obdach boten.

Der Eindruck, den diese Schmerzensausbrüche unter den Bewohnern hervorriefen, war unbeschreiblich. — Mußten doch alle sich sagen, daß der Schlag, der jene Unglücklichen getroffen, über kurz oder lang sie selber treffen könne.

Auf dem Terrabraz selbst war es indessen wieder stiller geworden. Wie die lichtscheuen Tiere, welche im Dunkel der Nacht auf Raub und Beute ausgehen

¹⁾ Nach den Berichten von Augenzeugen.

und mit dem ersten Dämmern des Morgens sich wieder in ihre Höhlen zurückziehen, so hatten auch Jakobinens Mordgesellen bereits vor dem Erwachen des Tages die Brutstätte ihrer Verbrechen wieder aufgesucht.

Eine unheimliche Stimmung ¹⁾ herrschte hier. An allem, was vorging, konnte man sehen, daß etwas Außerordentliches während der Nacht geschehen war; allein man konnte auch merken, daß nicht alle wußten, was es eigentlich gewesen sei. — Einige traten in Gruppen zusammen und wechselten, abgesondert von den andern, geheimnißvolle Gespräche. — Es waren die Eingeweihten, Jakobinens bevorzugte Diener. Andere drückten sich neugierig im Hause oder auf dem Vorplatz herum, in der Absicht, hier oder dort etwas Näheres über die Ereignisse der Nacht zu erfahren.

Es wurde also gefragt und geforscht; es wurden auch Antworten gegeben, theils ausweichende, theils solche, welche die Wahrheit mehr andeuteten, als klar heraus sagten.

Worauf es jetzt für die Sektierer ankam, war, sich auf einen bewaffneten Angriff vorzusehen, der unausbleiblich war.

Hinter der Muckerburg erhob sich in einer Entfernung von etwa 150 Schritt eine schroff abfallende Felswand, von deren Höhe herab man die weite Ebene bis hinab nach Sao Leopoldo mit Leichtigkeit über-

¹⁾ Nach Aussagen gefangener Mucker in den Prozeßakten.

sehen konnte. Hier wurde ein Observationsgerüst ¹⁾ errichtet: es bestand aus mehreren Baumstämmen, die durch Querpfähle miteinander verbunden waren, und einem auf letzteren ruhenden Bretterboden. Auch das Fernrohr fehlte nicht, so daß eine feindliche Bewegung auf dem weiten Gebiete von den stets aufmerksamen Wächtern Jakobinens sofort wahrgenommen werden konnte. —

Die Ankunft des Serraners mit seiner kleinen Truppe war ihnen nicht entgangen. Kaum war dieselbe im Hause ruchbar geworden, als eine kriegerische Begeisterung sich aller — die Frauen nicht ausgenommen — bemächtigte. Diese sangen nun an, Nadel und Strickzeug beiseite zu legen, und dafür sich im Gebrauch des Revolvers zu üben.

Natürlich wurden nun auch, soweit dies nicht schon geschehen, mit neuem Eifer alle Vorkehrungen getroffen, um sich in Verteidigungszustand zu setzen. Den wenigen Soldaten gegenüber, welche eben erst angekommen, war freilich nicht viel hierzu nötig; auch ohne alles weitere hätte man über diese bald Herr werden können; allein man sah voraus, daß bald größere Truppenmassen nachfolgen würden, und da galt es, gewappnet sein.

Um die Kinder auf die Schreckensscenen vorzubereiten, welche bald folgen sollten, hatte man ihnen

¹⁾ Das Gerüst bestand und war noch später sichtbar; ob es jetzt oder schon früher errichtet wurde, ist uns nicht hinlänglich bekannt; wir glauben mit Grund das letztere annehmen zu können.

eingeredet, auch wenn sie Vater und Mutter und Geschwister an einem Tage verlören, dürften sie deshalb keine Thräne vergießen.

Bei den Alten bedurfte es einer derartigen Fasnatisierung nicht mehr. Wie sie nicht anstanden, für Jakobine jedes Verbrechen zu begehen, so waren sie auch bereit, um ihretwillen alles, Weib und Kind und das eigene Leben daranzusetzen.

Sie sollten bald Gelegenheit haben, dies zu beweisen.

Zweites Kapitel.

Es wird ernst. — Gennino. — Die Morder
sehen sich vor. ¹⁾

Die wenigen Leute, welche der Serraner mit sich gebracht, konnten natürlich nicht daran denken, zu einem Angriff zu schreiten. Sie begnügten sich damit, neues Blutvergießen zu verhindern.

Unterdessen hatte der Telegraph die Schreckensbotschaft nach der Hauptstadt gemeldet. In größter Aufregung und Hast hatte dort der Präsident hundert Soldaten vom 12. Bataillon zusammengerafft und war mit denselben nach Sao Leopoldo gekommen. Von der Höhe der Municipalkammer herab konnte er hier die rauchenden Stätten der niedergebrannten Häuser erblicken.

¹⁾ Nach den gleichzeitigen Zeitungsberichten und Privatmittheilungen.

Noch in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni folgten auf einem Extrazuge Pferde und Gepäck und am Morgen des 27. zwei Gußstahl-Kanonen nach.

Für Jakobine brachten diese Ankömmlinge einen doppelten Schrecken; denn einerseits zeigten dieselben, daß es der Regierung ernst mit dem Kampfe sei, da sie sogar Geschütze mit auf die Wahlstatt brachte; andernteils lag auch in der Art der Überführung eine Demüthigung für sie. Sie waren nämlich befördert worden mit der ganz vor kurzem vollendeten Eisenbahn. Von dieser aber hatte Jakobine, während der langen Zeit, da sie gebaut wurde, mit unvergleichlicher Dreistigkeit prophezeit, sie werde niemals vollendet werden. Vielleicht hatte sie angesichts der günstigen Entwicklung ihrer Sache gehofft, sie werde im Augenblicke, da man die Bahnlinie eröffnen wolle, selbst imstande sein, dies zu verhindern. — Nun aber war die Bahn trotz ihrer Prophezeiung befahren worden und galt gleich die erste Beförderung ihrem eigenen Untergang.

Die Mucker freilich ließen sich im Mause ihrer Leidenschaft durch diesen Widerspruch der Thatsachen mit Jakobinens Prophezeiungen im Glauben an deren höheren Beruf nicht irre machen; vielmehr ward durch die Nähe der Gefahr ihre Hingebung an dieselbe zur höchsten Begeisterung gesteigert.

Den Oberbefehl über das Militär übertrug der Präsident dem Koronel (Obrist) Gennino. Dieser war ein Mann von mittlerer Statur, kräftig und gesetzt, nicht mehr jung, aber immer noch rüstig und voll

militärischer Thatkraft. Sein Gesichtsausdruck verrieth Entschlossenheit, und in der That: er besaß beides. In dem Krieg mit Paraguay hatten die Strapazen ihn abgehärtet, und die Musik der feindlichen Angeln hatte ihn der Furcht entwöhnt und mit der Gefahr vertraut gemacht.

Mit der Ernennung Geminos zum Oberbefehlshaber glaubte der Präsident die Hauptsache gethan und kehrte daher nach Porto Alegre zurück, um von dort aus das weitere zu verfügen. Seine letzte Weisung an den Obristen war, so schnell als möglich zum Kampfe zu schreiten.

Dieser hätte es freilich nicht bedurft.

Die blassen, vom Schrecken entstellten Gesichter, welche dem wackeren Offiziere auf allen Wegen begegneten, die Angst und Aufregung, die sich in allen Kreisen bekundete, das Elend derer, welche durch die Schandthaten der Mucker obdachlos geworden waren, das alles schien ihm entgegenzurufen: „Gile, sei unser Erlöser, und des Dankes von Tausenden darfst du versichert sein!“

Das Herz des alten Soldaten brannte vor Begierde, durch einen rasch geführten Handstreich dem Unwesen ein Ende zu machen, und wohl manchmal mochte er sich schon im voraus die Freude der Bevölkerung vorstellen, wenn der so lange gefürchtete Feind für immer niedergeschmettert und vernichtet wäre. —

Am 28. Juni rückte Geminio nach dem Leoner Hof. Er führte Truppen aller Waffengattungen: Fußvolk, Reiter und Artillerie mit sich.

Die Mucker sahen den Kommenden nicht mit verschränkten Armen zu. Kaum waren sie derselben ansichtig geworden, als sie ihre Vorsehrungen zur Verteidigung trafen. — Zuerst suchten sie sich selbst zu organisieren.

Um Einheit in die Leitung zu bringen, wurde der Oberbefehl über ihre Streitkräfte dem Rudolf Sehn übertragen. Ihm standen als Beirat drei Männer zur Seite, die uns bekannt sind; es waren: Robinson, Martin Kassel und der schlaue Alte, dessen diplomatisches Vorgehen in Porto Alegre ehemals die zweiunddreißig Mucker freigebracht hatte. Letzterer war der Fähigste von allen, und man war überzeugt, daß alle Kampfpläne der Sektierer von ihm ausgingen.

Jetzt kam es darauf an, dem Angriff der Truppen zu begegnen.

Um nun sowohl die Vorsehrungen der Bedrohten zu ihrer Verteidigung als auch die nun folgenden nächsten Ereignisse zu verstehen, ist es nötig, daß wir uns ein Bild von der Umgebung des Muckerhauses entwerfen.

Daselbe lag, wie schon gesagt, auf einer Waldblöße am Fuße des Ferrabraz. Im Norden, Süden und Westen war diese vom Walde eingeschlossen, und nur auf der Ostseite, wo sie mit den Pflanzungen der nächsten Kolonisten in Verbindung stand, war offenes

Land. Jedoch auch hierhin konnte man von der Straße her nicht gelangen, ohne vorher eine Waldstrecke zu passieren.

Nückten die Truppen zum Angriff vor, so war es so gut wie sicher, daß sie entweder von dieser offenen Seite oder auf jenem Wege, der vom Hause des Lehrers Weiß her durch den Wald führt, oder auf beiden zugleich kamen. Dies sahen die Mucker ein und trafen ihre Anordnungen danach.

Bei ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl mußte ihnen alles daran gelegen sein, daß sie nicht sich zu verteilen gezwungen wurden.

Aus diesem Grunde mußte einer der beiden Wege für den Angreifer unpassierbar gemacht werden.

Die Mucker zogen es vor, jenen zu verlegen, der von der offenen Seite her zu dem Hause führte. Hurtig wurden also in der genannten Waldstrecke zahlreiche Bäume gefällt, sodaß sie kreuz und quer über den Weg fielen und ein Vordringen mit Kanonen und Rossen von vornherein unmöglich machten.

Nun blieb für die Soldaten nur noch jener Pfad, der von des Lehrers Wohnung herkam. Dieser war schmal und mündete auf einen kleinen Rasenplatz, von dem aus man die Aussicht auf Maurers Wohnung hatte. Auf der Süd- und Ostseite war dieser Platz von Wald begrenzt, auf der Nordseite zog sich ein Zaun her, hinter welchem Orangerie und Wohnung eines Kolonisten Namens Augustin lagen; nach Westen endlich lehnte sich derselbe an das Muckergebiet an.

Dicht an der Grenze lief hier ein Graben vorbei, und eine Bretterthüre vermittelte den Ubergang auf das Maurersche Eigenthum.

Hierhin hatten die Muthshäupter ihr Auge gerichtet; hier hofften sie den Gegner zu empfangen. Der Graben bot ihnen eine Verschanzung, wie sie dieselbe im Augenblick besser kaum hätten wünschen können.

Unterdessen versäumten sie nicht, wie sich mit Sicherheit annehmen läßt, ihre Spione zu senden, welche vom Rande des Waldes aus alle Bewegungen des Militärs beobachteten und darüber an die leitenden Häupter der Sekte berichten mußten.

Sobald sie nun wußten, daß die Soldaten im Anzug seien, begab sich eine Gruppe, bis an die Zähne gerüstet, nach dem erwähnten Graben und wartete dort den Augenblick ab, da Genuinos Leute aus dem Walde treten und auf jenem Plaze erscheinen würden.

Drittes Kapitel.

Das erste Gefecht.

Der Abend fing bereits zu dämmern an, als Genuino mit seinen Leuten vor des Serraners ¹⁾ Thüre hielt.

¹⁾ Nach dessen persönlichen Mittheilungen.

Der Serraner trat aus dem Hause und empfing ihn.

„Sie kennen den Weg nach dem Muckerhaus?“ fragte der Obrist.

„Gewiß, Herr Koronel, den kenne ich“, versetzte der Serraner in festem Ton; „es sind ihrer zwei, die nach dem Neste führen.“

„Und glauben Sie, daß man sie mit Roß und Wagen befahren kann?“

„Wenn die Banditen nicht schon einen Kiegel davorgeschoben haben.“

„Was, Wetter!“ — rief der Obrist — „wie könnten sie das, da sie nichts von unserm Anrücken wissen?“

Dem Serraner flog ein schelmisches Lächeln über das Gesicht. „Herr Obrist“, — sagte er — „die Kerle haben bessere Augen als Sie glauben, und mehr Spione als man weiß.“

„Allein Sie kennen doch die Wege gut“, — begann wiederum Gennino — „und werden sie auch im Dunkeln zu finden wissen.“

„So gut wie meine Tasche, Herr Koronel.“

Der Obrist lächelte zufrieden. — „Zwei Wege — sagen Sie — führen nach der Muckerburg hin?“ hub er dann wieder fragend an.

„Zwei, Herr Obrist.“

„So führen offenbar auch zwei hinweg, und das ist fatal; denn wenn wir auf dem einen vorrücken, können sie uns auf dem andern davonlaufen.“

„Jedenfalls“ — bemerkte der Serraner — „wenn man angreifen will, muß man von beiden Punkten zugleich vorgehen.“

„Wir hätten also noch einen zweiten Bagueano nötig“ — versetzte Genuino. — „Ist hier ein zuverlässiger Mann?“

Auf diese Frage trat ein Kolonist ¹⁾ vor, eine hohe, breitgeschulterte Figur mit schwarz-geringeltem Haar und einem etwas barschen, fast trotzigem Aussehen. Der mächtige Poncho und die hohen, breit-schaftigen Stiefel erhöhten den Eindruck seiner fast martialischen Erscheinung.

„Wenn Sie einen Führer brauchen“, — wandte er sich an Genuino — „ich biete mich an.“

Der Obrist maß den Mann vom Kopf bis zum Fuß. Er schien ihm zu gefallen.

„Gut“, — sagte er — „ich nehme Sie an; aber merken Sie sich eines: wenn Sie uns auf falsche Fährte führen, kostet es Ihnen den Kopf.“

„Sehr verbunden, Herr Koronel!“ — entgegnete der Kolonist. „Ich darf Ihnen versichern, daß mir diese Bemerkung weder neu noch notwendig ist. Die Welt weiß, daß ich nichts weniger als Mucker bin, und um bloß zum Zeitvertreib mein und anderer Leute Leben auf das Spiel zu setzen, bin ich weder verzweifelt noch gewissenlos genug.“

Genuino war durch diese Antwort befriedigt.

¹⁾ Nach dessen persönlichen Mittheilungen.

„Recht so!“ — sagte er. — „Machen Sie sich also bereit; wir werden sogleich aufbrechen.“

„Heute abend noch?“ — riefen beide Männer zugleich.

„Ganz gewiß, heute abend noch“, entgegnete fest Gemmino.

„Aber es wird vollkommen Nacht sein, wenn wir hinkommen.“

„Um so besser, wir werden sie dann im Schlaf überrumpeln. Überdies haben wir Vollmond, Licht genug für uns.“

Die beiden Baqueanos wollten noch Einrede erheben; allein dem alten Soldaten schien deren Vorsicht nur Feigheit. Mit militärischer Präzision kehrte er ihnen den Rücken und fing an, seine Vorbereitungen zum Aufbruch zu treffen.¹

Kurze Zeit nachher hatte sich die etwa 130 Mann starke Truppe in zwei Haufen geteilt und rückte unter dem Schutze der Dämmerung nach dem Ferrabraz.

Noch marschierten sie vereinigt bis zum Hause des Lehrers; dann aber trennten sie sich, indem der eine, von dem Serraner geführt, auf dem uns bekannten Wege sich linksab nach dem Muckerneß wandte, der andere aber seinen Weg fortsetzte, um später durch eine seitliche Schwenkung das bebaute Land zu gewinnen und sich dann in der Nähe des Maurerschen Hauses wieder mit dem ersten Haufen zu vereinigen.

Der Plan Genuinos war, in der Stille der Nacht das Haus von allen Seiten zu umstellen und dann gleichzeitig auf allen Punkten anzugreifen.

Leise, leise ging es voran, mit gedämpftem Tritt, ohne Trommel und Hornet, um ja nicht die Mucker aus ihrer sorglosen Ruhe, in der man sie vermutete, zu stören.

Diese waren indes nichts weniger als sorglos. In ihrem Baumgraben und hinter den Stämmen der Orangenbäume standen sie, den Finger am Hahn, auf der Lauer, wie der Jäger, der den nichts ahnenden Hirsch in die Schußweite kommen läßt.

Die Soldaten näherten sich. Jetzt traten die ersten aus dem Walde hervor auf den freien Rasenplatz. — Sie waren guter Dinge. Nings war alles so stille; nirgends ein Zeichen, das auf einen Verdacht von seiten der Mucker hätte schließen lassen.

„Es geht gut“, — lispelte man sich zu. „Niemand hat uns bemerkt; niemand ahnt, daß wir im Anzug sind. Wenn nur auch der andere Haufen schon eintrüfe!“

Alein der andere Haufen blieb aus. Man wartete und wartete — umsonst.

Jetzt wurden die Hunde laut. In der Richtung von Maurers Hause her stürzte eine Koppel stark gebauter Bracken heran und erschien auf der Höhe des Zaunwalls, von dem aus sie eine Zeitlang den Soldaten mit heiserer Kehle entgegenbelferten.

Gemüths Leute fühlten sich durch diese geräuschvolle Begrüßung nicht wenig belästigt, und mehr als eine Verwünschung wurde laut.

Indessen dauerte das Bellen nicht lange; dann kehrten die grimmigen Tiere in mächtigen Sätzen wieder zum Hause zurück, und alles war still wie vorher.

Zum zweiten und dritten Male wiederholte sich die nämliche Scene — jedesmal mit demselben Verlauf. —

Die Soldaten auf dem Rasenplatze fingen an, eine peinliche Ungebuld zu verspüren. Immerfort hielten sie Blicke und Ohren nach jener Seite gerichtet, von welcher her sie ihre Kameraden erwarteten. — Plötzlich entfärbten sich die Gesichter; anstatt von der Seite her, hörte man Tritte im Rücken; eine Masse von Menschen kam näher und näher auf demselben Waldwege heran, den sie selbst soeben erst hinter sich gelassen hatten.

„Wir sind verraten! Wir sind umgangen!“ ruft man sich mit gedämpfter Stimme zu, und alle Gewehre richten sich nach der Öffnung des Waldweges, von welcher her die verdächtigen Schritte kommen.

„Vorsicht! Vorsicht! Um's Himmels willen!“ — tönt es von dort zurück. — „Wir sind es, eure Waffen-genossen!“

In der That, es war jener andere Haufen, den man die ganze Zeit von der Seite her erwartet hatte. Auf seinem Marsche war derselbe auf viele Schwierigkeiten und zuletzt auf jene Bäume gestoßen, welche die

Mucker gefällt hatten und die nun dem Weitervordringen der Truppe vollends den Niegel vorschoben.

So hatte diese also Kehrt gemacht und war nun nach langem, mühevollen Marsche wieder zu dem andern Haufen gestoßen.

Das Gedränge auf der kleinen Rasenfläche wurde nun immer größer. Genuino suchte Ordnung in dasselbe zu bringen, indem er den einzelnen Mannschaften bestimmte Plätze anwies. Da, wo das Terrain am höchsten anstieg, wurden die beiden Kanonen plaziert.

Den Muckern in ihrem Graben mußte das Herz im Leibe lachen, als sie die Menge so dicht gedrängt vor sich sahen; sie brauchten nur hineinzuschießen und der Schuß konnte nicht fehlgehen. Wollten sie die Gegner das Feuer eröffnen lassen? oder fürchteten sie, durch den ersten Schuß ihre Stellung zu verraten?

Unterdessen war der Mond aufgegangen und beleuchtete mit seinem bleichen Licht die höher gelegenen Punkte, während der Fuß des Berges und die Thalfenkungen im Schatten lagen.

Genuino wollte voran, um, wie es geplant war, das Haus von verschiedenen Seiten her zu umstellen. Der Vorsicht halber jedoch wollte er sich erst überzeugen, ob der Weg von Gefahren frei und nicht irgendwo ein Hinterhalt gelegt sei. Deshalb ließ er das Congrevesche Raketengestell aufrichten, welches er mit sich führte.

Eben stieg die erste Rakete empor und beleuchtete mit ihrem hellen Lichte die weite Gegend, während die

Soldaten ihre Blicke rechts und links schweifen ließen; da krachte und knatterte es plötzlich aus dem Graben hervor, und ein Hagel von Kugeln regnete über die Verdunkelten herein.

Sogleich stürzten hier und dort einzelne tot oder schwer verwundet zu Boden.

Der Kampf hatte begonnen.

Die Soldaten, während über diese unerwartete Salve, schossen mit einer Erbitterung, die keine Grenzen kannte, in den Graben zurück. Allein es war ein ungleicher Kampf, in welchem aller Vorteil auf Seiten der Feinde war. Diese lagen im Graben zerstreut, gedeckt von dem Wall und den Stämmen der Bäume; die Soldaten dagegen standen frei, ohne Schutz, in dichten Massen beisammen, sodaß es für den Feind, der auf sie anlegte, fast eine größere Kunst war, zu fehlen, als zu treffen.

Die Kugeln sausten hinüber und herüber; immer fielen neue Opfer.

Geminio sah den schwierigen Stand seiner Leute; mit dem ganzen Leibe auf- und niederwogend und mit beiden Händen dämpfend rief er in die Massen hinein: „Retire-se a gente, retire-se!“ (zurück, Leute! zurück!) Es war umsonst. Die Mut der Soldaten war zu groß; sie wollten nicht weichen, bis sie Rache genommen hätten.

Übermals ertönte das Kommando Geminios; auch diesmal ohne Erfolg.

„Die Kanonen vor!“ hieß es.

Diese wurden gerichtet. Der erste Schuß dröhnte — gleichzeitig mit ihm erkrachten die Lafetten; beim zweiten brachen sie in Stücke. — Damit hörte die Kanonade auf; das Gewehrfeuer dauerte fort.

Draußen in der Muckersburg ging es indeß auch lebhaft zu: Männer und Frauen standen unter Waffen, den Augenblick erwartend, da sie ins Gefecht würden verwickelt werden. — Jakobine hielt sich mit einigen Vertrauten im Zimmer. Vom Kampfplatz kamen Boten auf Boten und kehrten ebenso schnell wieder dahin zurück.

Beim Donner der ersten Kanonensalve stürzte Jakobine mit fliegendem Haar aus der Kammer unter ihre Leute: „Fürchtet euch nicht“, — rief sie — „die Madianiter sind in euere Hand gegeben; mögen sie lärmen; sie haben euch nichts an.“

Das Gewehrfeuer war indeß seltener geworden. Ein Bote kam jubelnd: „Sie haben keine Patronen mehr“.

So war es; der Mangel an Munition hatte endlich dem Schießen Einhalt gethan. Die Soldaten rafften schnell ihre Toten und Verwundeten zusammen, drehten die Kanonen und traten den Rückzug an. Die Mucker hintendrein schickten ihnen Kugeln auf Kugeln nach und zogen sich erst dann zurück, als jene die offene Straße erreicht hatten.

Es mochte gegen 10 Uhr abends sein, als die geschlagene Truppe vor dem Hause des Terraners eintraf.

Das erste, was man that, war natürlich, daß man die Verluste feststellte. Es waren vier Tote und fünfunddreißig Verwundete, und unter diesen drei Offiziere.

Auch die Mütter nahmen, nachdem sie sich wieder gesammelt, eine Musterung ihrer Leute vor. Sie hatten sechs Verwundete; einer darunter war schwer getroffen und starb am folgenden Tage. Maurer pflegte sie mit herbergsväterlicher Bärtlichkeit, und Jakobine stand ihnen mit ihren Trostprüchen bei.

Viertes Kapitel.

Die erste Kunde. — Neue Rüstungen. ¹⁾

Die Kunde von dem unglücklichen Gefecht machte sehr schnell ihren Weg durch alle Pitaden.

Die letzten Bewohner des Leoner Hofes, welche sich bis dahin noch mit krampfhafter Zähigkeit an ihr Eigenthum festgeklammert hatten, rafften nun in Eile alles zusammen und flohen in hellen Haufen entweder nach Sao Leopoldo oder nach anderen Punkten, wo sie sich in Sicherheit glaubten.

In den Plantagen, vor den Thüren, auf dem Kamp und im Walde, ja selbst auf den sonst so belebten Verkehrswegen herrschte jetzt die Stille des Kirchhofes.

¹⁾ Nach den Berichten der Zeitungen und vielen Privatmittheilungen.

In Sao Leopoldo, wo alle Ereignisse auf der Kolonie ihr lautes Echo fanden, brachte die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht einen unsäglichen Schrecken hervor.

„So vermag denn auch die bewaffnete Macht“ — sagte man sich — „uns gegen diese Kannibalen keinen hinlänglichen Schutz zu bieten!“

Ungefähr gleichzeitig mit dieser Hiobspost trafen auch die erschütternden Gerüchte aus den Schneiseen ein: die Ermordung der Witwe Bender, der Angriff auf das Leben des alten Fritsch in der Neuschneiß, der Zusammenstoß an der Baumischeißer Brücke — kurz, eine Schreckenskunde folgte der anderen.

Inzwischen hatte Gemmino sich vom Leoner Hofe nach dem Stampo vom zurückgezogen, wo er Verstärkung zu sammeln gedachte.

Das erste, was er that, war, daß er dem Präsidenten der Provinz von dem traurigen Erfolge des Gefechtes in Kenntniß setzte und ihn dringend um Zusendung neuer Truppen ersuchte. Mindestens 600 Mann von verschiedenen Waffengattungen, dazu neue und zuverlässige Geschütze, mindestens vier Stück, seien nötig.

Man fing an, die Sache ernster zu nehmen, als dies früher geschehen war.

Der Präsident wandte sich sofort an die Landesregierung in Rio de Janeiro und verlangte die gewünschten Geschütze, und das Kriegsministerium zögerte nicht, ihm dieselben von dort zu schicken.

Hierauf wurde in aller Eile so viel Militär zusammengezogen, als man in den verschiedenen Theilen der Provinz nur aufbringen konnte.

Ein Theil des 12. Bataillons stand, wie wir wissen, bereits unter Genuinos Kommando; jetzt wurde auch der andere Theil noch nachgerufen; desgleichen wurde das ganze 3. Bataillon nach dem Kriegsschauplatze beordert. Von diesem rückte ein Detachement nach dem Campo bom, um sich mit Genuinos Truppen zu vereinigen; die anderen blieben unter dem Koronel Cäsar Augusto als Besatzung in Sao Leopoldo zurück.

Außer diesen beiden Kontingenten, welche der Infanterie angehörten, traf sodann noch das 14. Korps der berittenen Nationalgarde ein.

Auch die Kolonisten, denen alles daran gelegen war, dem Muckerruwesen so schnell als möglich ein Ende gemacht werde, fanden sich zahlreich ein und boten ihre Dienste an. Genuino empfing sie mit Freuden und ließ denen, welche nicht genügend ausgerüstet erschienen, Waffen und Munition verabreichen.

Selbst die Bewohner ferngelegener Orte wollten bei der allgemeinen Bewegung nicht zurückbleiben. In den Städten Porto Alegre, Rio Grande und Pelotas, welche durch die Einziehung der Truppen ihrer Besatzung entblößt worden waren, traten die waffenfähigen Männer zusammen und bildeten aus ihrer Mitte eine Bürgermiliz, welche an Stelle des regulären Militärs die Garnisondienste versah.

In Porto Alegre hatte überdies die Pferdebahn-Gesellschaft 100 Mullen zur Verfügung gestellt, welche zur Bespannung der Geschütze sollten verwendet werden.

Nach diesen Vorbereitungen war es klar, daß der Weg nach dem Leoner Hof und weiter hinauf bald ein kriegerisches Aussehen annahm. Fußvolk, Reiter, Artillerie, Gepäckwagen, Proviantkarren, Rinderherden und Musikbanden rückten eines hinter dem andern her und verliehen jener Wegstrecke ein ähnliches Gepräge im Kleinen, wie es sonst die breiten Heerstraßen der alten Welt zur Zeit des Krieges zu tragen pflegen.

Am 6. Juli kamen zwei Kanonen, am 7. Juli 40 Ochsen, welche als Schlachtvieh für die Truppen bestimmt waren. Am Abend desselben Tages rückten hundert Mann berittener Nationalgardisten nach. Am folgenden Tage kehrte die Truppe, die am sechsten als Bedeckung mit den Geschützen gekommen war, nach Sao Leopoldo zurück, um etwas später wieder zwei Karren, mit Lebensmitteln beladen, nach dem Lager zu bringen.

Am 10. Juli marschierten 108 Mann Linien-truppen vom 3. Bataillon mit verschiedenen Offizieren, zwei Musikanten voran, von Sao Leopoldo nach dem Kriegsschauplatz ab, während die zwei Kriegsschiffe „Martins“ und der kleine „Jurity“ den Fluß hinaufdampften.

Zwei Tage später, am 12. Juli, langten auch die Geschütze, welche der Präsident sich von der Landesregierung erbeten hatte, samt Bedienungsmannschaften in Porto Alegre an. Es waren sechs Stück mit

ebensovielen Offizieren und zweiunddreißig Soldaten. — In aller Eile wurden dieselben nach dem Hauptquartier weiter befördert, damit der entscheidende Schlag so schnell als möglich geführt werden könnte.

Kaum jedoch waren dieselben an Ort und Stelle angekommen und einer näheren Prüfung unterworfen worden, da zeigten sich Mißstände, welche dieselben, wenigstens teilweise, als unbrauchbar erscheinen ließen. Welcher Art dieselben gewesen, darüber liefen verschiedene Gerüchte: die einen sagten, die Kugeln hätten nicht zu den Röhren, andere: die Proklasten hätten nicht zu den übrigen Theilen der Geschütze gepaßt. Thatsache ist, daß schon am 15. Juli einige derselben auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, wieder zurückgeschickt wurden.

Trotz der gedrückten Stimmung im Volke rief dieser Vorfall mehrfache böshafte Bemerkungen wach.

Am 14. Juli erschienen noch einmal in Sao Leopoldo der Präsident der Provinz, der General da Armas, Baron de Sao Borja und der Polizeichef, umgeben von ihren Unterbeamten, und hielten Rat. —

Bis dahin hatte man immer noch das ganze Vorgehen gegen die Sektierer als reine Polizeisache betrachtet und das Militär nur insoweit herbeigezogen, als die Kräfte der Polizei unzureichend waren. Jetzt aber griff die Überzeugung Platz, daß es sich nicht mehr um das Einschreiten gegen Verbrecher, sondern um den Kampf gegen Rebellen handle. Somit war

die Angelegenheit eine Sache der Landesverteidigung geworden, und mußte die Leitung derselben in die Hände der Militärbehörde übergehen.

Es übergab also der Präsident nunmehr dem Obristen Gemino die selbständige Führung aller Operationen, indem er ihm neuerdings die energischste Betreibung der Sache anempfahl.

Nachdem dies geschehen, kehrte er mit dem Baron de Sao Borja und dem Polizei-Chef nach Porto Alegre zurück.

Fünftes Kapitel.

Der Sturm auf die Muckerburg.

Mit Sehnen und Bangen sahen seit dem unglücklichen Gefecht vom 28. Juni sowohl Bürger wie Militär einem neuen Kampfe entgegen; der Bürger, weil nur ein siegreicher Kampf ihm den Frieden wiedergeben konnte, nach dem er verlangte; der Soldat, weil er die Scharte auszuweken gedachte, die er im letzten Treffen davongetragen.

Mehr als irgend jemand drängten jedoch auf Entscheidung die Kolonisten, welche in großer Anzahl gekommen waren, um an dem Kampfe teilzunehmen, und die jetzt, von der Familie getrennt, alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens entbehrend, von einem Tag zum andern des Zei- chen zum Angriff erwarteten. —

Die Soldaten, welche mehr an das unregelmäßige Leben gewöhnt waren, fühlten dies weniger, und manche von ihnen wußten sich ihren Zeitvertreib zu verschaffen, indem sie bald hier, bald dort das Haus eines Kolonisten heimsuchten, und jetzt ein Huhn, jetzt ein Schweinlein sich zu Gemüte führten, das sie dann an das Bajonett gebunden triumphierend von dannen trugen.

Gemino hatte den Tag der Entscheidung auf Sonntag, den 18. Juli, festgesetzt. Allein strömender Regen fiel, und der Kampf mußte verschoben werden. Viele Kolonisten wurden mißmutig und dachten schon daran, unverrichteter Sache nach Hause zu kehren; doch gelang es den Besonnenern noch, sie zurückzuhalten. —

Es kam der 19. Juli. Mit Spannung erwartete man den anbrechenden Tag. Der Himmel war trübe; indes er versprach trockenes Wetter. „Wird es heute zum Schlagen kommen?“ fragte man sich voll Ungeduld.

Da ertönten plötzlich die Hornsignale und verkündeten den Beginn der Aktion.

Es mochte sieben Uhr sein.

Das Militär rückte aus den Zelten, und gegen dreihundert Kolonisten schlossen sich ihm an.

Wir müssen uns hier die Lage des Maurerschen Hauses noch einmal vergegenwärtigen. Es erstreckte sich dasselbe der Länge nach so ziemlich von Süden nach Norden, mit der Eingangsfront nach Osten gekehrt. Drei Pfaden gewährten von drei verschiedenen

Seiten her den Zutritt. Die erste, welche vom Hause des Lehrers herkommt und südöstlich von der Muckerburg auf den Rasenplatz mündet, ist uns bekannt; die zweite kommt von Osten her und trifft so ziemlich senkrecht auf die Front des Hauses, während die dritte, ¹⁾ von Westen herkommend, rechtwinklig auf die Richtung der Rückseite zuläuft.

Die letzte war bisher unberücksichtigt geblieben.

Die Mündungspunkte dieser drei Vitaden waren übrigens, jeder für sich genommen, immerhin noch einige hundert Schritt von dem Sitz der Muckerburg entfernt.

Die Truppen, welche Genuino heute zur Verfügung hatte, bestanden aus dem gesamten 12. Infanterie-Bataillon, einem Teile des dritten, einer Artillerie-Batterie, einem Kavallerie-Korps der Nationalgarde und dem oben erwähnten Kontingent der Kolonisten.

Diese im Verhältnis zur Stärke des Feindes ganz außerordentliche Streitmacht war seit dem 17. Juli auf der ganzen Strecke des Mundonover Weges vom Serraner Peter bis zum letzten Hause des Leoner Hofes verteilt. Hier, am äußersten Punkt, stand in der Nähe des Kirchhofs die Artillerie zugleich mit einem Infanterie- und einem Kavallerie-Pikett als Vorhut.

Auf das Zeichen zum Vormarsch bewegten sich die Truppen in folgender Weise: Von der östlichen

¹⁾ In dem amtlichen Bericht des Kapitäns Dantas finde ich diese nicht erwähnt, während mir dieselbe von anderer Seite als sicher angegeben wird.

Pikade her — der breitesten von allen — rückten gleichzeitig die Artillerie mit vier Geschützen und einem Congreve'schen Raketengetöse, das ganze 12. Bataillon und 40 Mann Kavallerie vor; von der Wohnung des Lehrers, d. h. von Süden her, marschierte eine Abtheilung des dritten Bataillons, und endlich von der westlichen Pikade her 50 Mann desselben dritten Bataillons auf die Muckenburg los. Den beiden letztgenannten Truppenabtheilungen folgte als Bedeckung je ein Pikett von 30 Mann Berittener.

Im Rücken der ganzen Schlachtordnung war das 14. Korps der berittenen Nationalgarde samt den freiwilligen Deutschen aufgestellt, hauptsächlich zu dem Zwecke, einen etwaigen Fluchtversuch der Mucker zu vereiteln.

Unterdessen hatten auch die Leute Jakobinens Stellung genommen.

Einige hundert Schritt vom Hause entfernt zog sich, die eben erwähnte östliche Pikade quer durchschneidend, ein von der Natur selbst gebildeter Graben her, dessen hohe Wände zur Verteidigung wie geschaffen waren.

Diesen mußten die Angreifenden überschreiten, wenn sie bis zu Hanjörgs Hause vordringen wollten. Ihn hielt der rasende Robinson mit einigen der grimmigsten Mucker besetzt.

Im Hause selbst aber hatte sich alles bewaffnet, was einen Hahn loszublicken imstande war, Männer, Frauen, Burschen und Mädchen.

Indessen hatte die Artillerie unter unfäglichen Schwierigkeiten, welche der holprige Weg, der vom Regen erweichte Ackerboden und die von den Muckern kreuz und quer gefällten Baumstämme ihnen Schritt für Schritt darboten, endlich eine kleine Anhöhe erreicht, von der aus man das Muckernest überschauen konnte.

Es mochte gegen 9 Uhr sein.

Die Geschütze wurden aufgestellt und gerichtet.

Drunten im Graben fiel ein Signalschuß. Robinsons Leute hielten sich kampfbereit, und auch im Hause erschienen die Bewaffneten an Fenstern und Thüren.

Setzt stieg eine Congreve'sche Rakete und gab das Zeichen zum Angriff. Gleich darauf begannen die Geschütze zu spielen. — Allein — eine Ironie des Schicksals schien es zu sein — schon nach einigen Schüssen schwieg das erste, und bald mußte auch das zweite verstummen. — Es schien, als ob diese schweren Schlachtenbrüller sich im Kampfe mit einer Handvoll Menschen nicht wollen gebrauchen lassen. Im Grunde freilich deutete das Schicksal der Kanonen einen militärischen Mißgriff an, der sich hätte voraussehen lassen. Der Boden, auf welchem sie standen, war abschüssiges Ackerland, das, an und für sich schon locker, durch den letzten Regen noch weicher geworden war. Bei jedem Schuß, welcher erfolgte, sprangen sie rückwärts und sackten tief in die Erde ein. Dieser Umstand bewirkt einen mächtigen Gegenstoß, der die Lafetten aus den Fugen riß und die Geschütze unbrauchbar machte.

Es stellte sich heraus, daß man besser gethan, man hätte diese Gattung von Waffen ganz außer dem Spiele gelassen.

Genuino winkte; das Hornet ertönte, und die Infanterie rückte vor.

Hindernisse auf Hindernisse stellen sich ihrem Marsche entgegen; allein es kann nichts helfen, sie müssen voran.

Jetzt erscheint auch das dritte Bataillon, welches durch die andere Pfade vorgebrungen war, vor dem Hause, von einer Abtheilung Nationalgarde gedeckt. Die Schlachtlinie steht vollkommen entwickelt im Halbkreis da und setzt sich in stetigem Vormarsch gegen die Muckerburg in Bewegung.

Die Rebellen im Graben recken die Köpfe empor; die Finger am Dahn, das Auge am Visier, erwarten sie den Feind. Kein Schuß wird abgegeben, bis derselbe in die gehörige Schußweite gekommen. Jetzt knatterten und krachten die Salven.

Die Soldaten voran. Schon ist hier einer, dort ein anderer getroffen, da erfaßt sie die Wut. Sie erinnern sich an die Greuel, welche diese Scheusale vollbracht; sie erinnern sich an ihre eigene Schlappheit und an ihre Waffenbrüder, die sie im letzten Kampfe verloren, und mit wilder Todesverachtung werfen sie sich auf den verschanzten Feind.

Das war ein Treiben, das war ein Jagen. Im Lauffschritt geht es voran.

Die Mucker stehen, sie wollen nicht weichen, wollen nicht wanken. Allein die Soldaten voran. Nieder mit ihnen! Tod den Verruchten!

Der erste Rebelle fällt; es ist Heinrich Ments, Jakobine's Bruder. Über seine Leiche setzen die Verfolger hinweg.

Schwerer und schwerer wird der Stand der Mucker. Schon beginnen einige zu wanken; nur der unbändige Robinson steht fest auf dem Posten; mit rothendem Auge, dem gereizten Jaguare gleich, empfängt er den anbringenden Gegner. Schuß auf Schuß schießt er den Anstürmenden entgegen. Allein auch für ihn ist eine Kugel gegossen. Ins Herz getroffen läßt er die Waffe los und sinkt in sein Blut.

Jetzt wird der Schrecken unter den Genossen allgemein. Alle krümmen den Rücken und fliehen geduckt dem Hause zu.

Hier steht alles unter Waffen: Männer, Frauen, Buben, Mädchen und selbst die, welche vom 28. Juni her noch an ihren Verwundungen litten, hatten Gewehr und Revolver ergriffen und stehen schußbereit. Aus Fenstern, Thüren und Lücken starren die Gewehrläufe den Soldaten entgegen. Schon sinkt hier einer und dort ein anderer getroffen nieder, und es scheint, als sollte noch mancher das Leben lassen; da wagt einer der Artillerie-Offiziere einen letzten Versuch; unter verzweifelten Anstrengungen gelingt es ihm, sein Geschütz bis auf eine Entfernung von 100—200 Meter in die Nähe des Hauses zu bringen. Genuino kommandiert „Feuer!“ und donnernd dröhnt die erste Salve über das Thal. Doch — trauriges Geschick! dieselben Übelstände wie bei den ersten Geschützen machen

auch hier sich geltend, und überdies wird durch die Nähe des Zieles auch noch das Zielen erschwert. — Die Kanoniere thaten ihre Pflicht; allein bald war auch dieses Geschütz unbrauchbar und mußte verstummen.

Noch arbeitete unter dem feindlichen Feuer, so gut es ging, die Sektion der Raketen fort; da erhält der Kommandant einen Schuß in die Hand, sein Sergeant wird verwundet, verwundet wird auch ein berittener Soldat der Bemannung, während das 12. Infanterie-Bataillon, eingedenk seiner Schlappe vom 28. Juni, gleichzeitig mit dem linken Flügel des dritten im festen Schritt auf die Muckerburg losmarschirt und so in die Schußlinie tritt. Jetzt war an einen Gebrauch der Raketen nicht mehr zu denken. Der ganze Kampf ist bereits auf die unmittelbare Nähe des Hauses beschränkt. Kugeln sausen herans und herein; im Laufschritt kommen die Soldaten bis dicht unter das Dach. Wütend geht es über Schwelle und Fensterbrüstungen ins Innere, und der Kampf zwischen den vier Wänden beginnt.

Auf Manneslänge werden die Kugeln gewechselt; die Mucker ziehen sich in den oberen Raum des Hauses zurück, um von da aus den Widerstand fortzusetzen. Ein herzerreißendes Schauspiel entfaltet sich: Kinder jammern, Weiber schreien, Männer brüllen, Sterbende röcheln, und in alles hinein mischt sich das Geknatter der Gewehre zu einem Höllenkonzert.

„Ergebt euch!“ schrie jetzt eine Stimme in den Saal den wütend sich verteidigenden Muckern entgegen.

— Es war der wackere Kapitän Dantas, der, nachdem seine Artilleristen für die ihnen eigenthümliche Waffe nutzlos gemacht worden waren, dieselben zur Theilnahme am gemeinsamen Kampfe begeistert hatte und nun an ihrer Spitze in das Haus eingebrungen war.

Ein Schuß war die Antwort.

„Ihr wollt keinen Pardon? Ihr sollt keinen haben.“ Dantas legt an. Zweimal kracht der Revolver, und jedesmal streckt er einen der Sektierer zu Boden.

Nest kommt ein armes Weib aus der Masse hervor; sie scheint sich ergeben und Schutz suchen zu wollen. Sie fand nicht Zeit dazu. Einer ihrer eigenen Leute schießt sie nieder.

Nicht weit vom Hause befand sich auch der lustige Schreiner, ¹⁾ welcher ehemals in Sehns Hause beschäftigt gewesen. — Wohl hatte er sich vom Kampfplatze fernhalten wollen; allein er gedachte der unglücklichen Familie, der er ehemals so nahegestanden, und eine unwiderstehliche Macht trieb ihn, zu versuchen, ob er nicht irgend ein Glied derselben zu retten vermöchte.

Eine Anzahl der Sektierer hatte sich im Dachraum des Hauses festgesetzt und richtete von dort aus ihre wohlgezielten Schüsse auf die Soldaten, welche von diesen erwidert wurden. Es war Gefahr, daß die Vorgebrungenen im Kreuzfeuer durch die Kugeln ihrer eigenen Kameraden zu Grunde gingen.

¹⁾ Nach dessen persönlichen Mittheilungen.

Gennino, der bis dahin von seinem Beobachtungsposten aus mit erregter Gespanntheit dem Verlauf des Treffens zugeschaut, bemerkte den gefährvollen Stand seiner Leute. Rückwärts kommandieren wäre bei der Wut, mit der man kämpfte, vergeblich, vorwärts kommandieren eine Thorheit gewesen. Er kommandierte: „Legt Feuer an!“

Im Nu war es geschehen: Betten, Strohsäcke und anderes, was leicht verbrennbar war, gab den Stoff zum Feuer her. Wenige Augenblicke später schlugen die Flammen aus den Fenstern heraus und leckten an den Mauern empor.

„Rettet“, — hieß es jetzt — „was noch zu retten ist!“

Die Entschlossenen stürzten hinein und rissen heraus, was sich selbst nicht mehr zu retten vermochte.

Dies war der Moment, welchen unser Schreiner benutzte. Mit dem Beil in der Hand ist er bis zu einer Kammer vorgedrungen, deren Thüre verschlossen war. Er hebt das Beil, ein wuchtiger Schlag, — ein zweiter, — die Thüre springt auf, und vor ihm steht, den Revolver in der Hand, Maria Schn, Wilhelm's Geliebte. Sie legt an, er schien verloren; aber rasch mit einem Schlag gegen Mariens Arm hat er den Schuß pariert, und die Ladung geht in die Decke. Im selben Augenblick stürzt die Unglückliche, von der Kugel eines Soldaten in die Schläfe getroffen, zu Boden. Hinter Maria stand deren Mutter und die zehnjährige Schwester Bertha. Diese war es, welche

der Schreiner zu retten gedachte. Mit einem Sprung hat er sie ergriffen.

„Was wollt ihr?“ — ruft das Mädchen — „schämt ihr euch nicht, ihr, die ihr so viele seid, gegen uns wenige zu kämpfen?“ — Mit diesen Worten eilt sie auf ihre Mutter zu, um an deren Kleide sich festzuklammern. Aber eine Kugel riß die Mutter zu Boden und eine zweite machte ihrem Leben ein Ende.

„Meine Mutter! meine Mutter!“ — schrie das Mädchen. — „Laßt mich hier; ich will nicht fort, ich will mit ihr sterben!“ und mit allen Kräften sich gegen ihren Retter stemmend, sucht sie den Tod in den Flammen. Doch dies war vergeblich; schon fühlt sie sich wieder ergriffen, emporgehoben, und gleich darauf steht sie außer Gefahr auf dem Vorplatz des Hauses. Dort waren bereits mehrere andere Muckerweiber versammelt, die man aus den Flammen gerissen. Noch erschien eine am Fenster. Ein Soldat, der sie kennt, ruft ihr zu und will sie retten; aber mit einem Revolverchuß streckt ihn die Glende nieder. Der Soldat sinkt; aber fast im selben Augenblick stürzt auch die Unglückselige, von einer Kugel durchbohrt.

Indessen griffen die Flammen immer weiter um sich; bald war das ganze Haus nur mehr ein großer Scheiterhaufen; die Balken krachten, die Wände stürzten ein, und unter den glühenden Massen finden die verblendeten Verehrer Jakobinens ihren Tod. Auch der Barriecid Christian Kassel war unter ihnen; er, der noch vor kurzem das Feuer unter den Füßen seiner Verwandten

geschürt, war nun selbst nach Gottes gerechter Fügung eine Beute des grausamen Elementes geworden.

Noch war das Haus am brennen, als man begann, die Leichenschau zu halten.

Acht Weiber lagen dort umher. Unter ihnen war Marie, deren Leichnam man noch rechtzeitig aus den Flammen gezogen. An ihrem Herzen bewahrte sie zwei Briefe, die ihr Wilhelm geschrieben und die jetzt von ihrem Blut gefärbt waren. — Neben ihr lag ihre Schwägerin, die Frau ihres Bruders Karl, jenes fanatische Weib, welches einst den Warnungen des Vaters gegenüber den Ausspruch gethan: „Eher soll man mich todschlagen, als daß man mich wieder am Beichtstuhl trifft“. Sie war, ohne es zu wollen, Prophetin ihres Schicksals geworden.

Außerdem fanden sich die Leichen von zwölf wehrfähigen Männern umher.

Von den Soldaten waren fünf gefallen. Einunddreißig waren, die einen schwerer, die anderen minder schwer verwundet.

Auch nach den Munderschätzen wurde gesucht; man fand 73 Goldunzen ¹⁾ und 310 Bolivianer, ²⁾ welche die Rebellen in einem Außenwinkel des Hauses vergraben hatten.

So war also der Feind überwunden, und der Sieg schien vollendet.

¹⁾ Eine Goldunze = 64 Mark.

²⁾ Bolivianer, Silberstücke.

Soldaten und Kolonisten trieben sich freudetrunkem auf dem Kampfplatz herum, und Scharen von Schlachthunmlern, die sich während des Gefechtes in gefahrloser Entfernung gehalten, schritten mit gehobener Brust zwischen den Leichen einher.

Leider muß hier erwähnt werden, daß es auch an rohen Gemüthern nicht fehlte, und die lasciven Ausschreitungen, welche sich einige an den Leichen erlaubten, hätten unter civilisirten Menschen nicht vorkommen dürfen.

Als man die Leiche Robinsons fand, erinnerte sich ein Skaboklo, daß man in der Baumschneiß einen Preis auf dessen Kopf gesetzt habe. Sogleich langte er nach seinem Facao und trennte ihn vom Rumpfe ab.

Den Preis freilich erhielt er nicht; denn die Baumschneißer meinten, dem toten Tiger könne auch der Feigste noch einen Fußtritt geben.

Niemand indes unter allen mochte mit dem Erfolge zufriedener sein, als Gemmino. Sofort wurde ein Offizier als Stafette nach Sao Leopoldo beordert, um die Siegesnachricht so schnell als möglich nach der Hauptstadt zu bringen, damit auch dort die allgemeine Freude ihr Echo finde.

In Sao Leopoldo befand sich alles in höchster Spannung; man hatte die Kanonen, man hatte das Gewehrfeuer gehört; beides war nun verstummt, und man wußte nicht, wie der Kampf ausgegangen war. Die kurze Nachricht, die der Offizier brachte, lautete:

„Sieg! Die Mucker geschlagen, das Haus niedergebrannt, alles beendet!“

Die Wirkung, welche dieselbe in den Gemüthern hervorbrachte, war eine ähnliche wie die eines Funken's, der in die Pulverkammer gefallen: eine Explosion der Freude folgte, wie sie nicht zu beschreiben ist.

Sechstes Kapitel.

Ernüchterung. — Die Waldhütten. — Flüchtlinge.

Der ersten Siegesfreude sollte bald eine starke Ernüchterung folgen.

Bei der Musterung der Leichname hatte es sich herausgestellt, daß die Hervorragendsten der Mucker nicht unter den Gefallenen waren. „Wo ist Maurer?“ fragte man sich. — „Wo Jakobine? Wo Rudolf Sehn? und seine Brüder Karl und Martin und der alte Sehn — wo sind sie?“ — Immer neue Namen wurden genannt von solchen, die man vermißte.

Man fing an zu bekennen, daß bei dem Kampfe ein großer Fehler begangen war; man hatte das Haus von drei Seiten umstellt und die vierte offen gelassen, und eine Anzahl Mucker, schlau genug, um diesen Umstand zu ihrem Vorteil auszubenten, hatte sich im Augenblick, da die Katastrophe hereinbrechen sollte, auf dieser Seite nach dem Walde geflüchtet.

Indessen war die Zahl dieser Flüchtlinge nur eine geringe. Eine größere Zahl war bei dem Kampfe

überhaupt nicht gegenwärtig gewesen, und man zerbrach sich den Kopf, wo sich diese befinden möchten.

Man fragte die Muckerweiber, wo Jakobine sei. Sie gaben keine Antwort; das höchste, was man aus ihnen herausbringen konnte, war die kurze Antwort: „Sie ist in Sicherheit“.

In der That, für den Augenblick war sie es.

Die Mucker hatten nämlich gleich, als die Sache ernst zu werden anfang, den Fall ins Auge gefaßt, daß man das Haus nicht mehr halten könne. Vorsorglich hatten sie sich nach einem Plage umgesehen, wo sie im Falle der Noth für Jakobine sowohl wie für sich selbst ein Unterkommen finden konnten.

Nordwestwärts ¹⁾ vom Hause bildete der Wald einen Winkel, und etwa zwanzig oder dreißig Schritt von da waldeinwärts sprudelte ein frischer, kräftiger Bergquell. — Hierhin richteten die Häupter der Sekte ihre Blicke. Man kam überein, daselbst zwei Hütten zu bauen, eine kleinere für die Prophetin und deren nächste Umgebung, die andere größere für die Masse der übrigen Mucker.

Die Arbeit war nicht so schwer. Pfosten brauchte man keine einzuschlagen; denn die Bäume, welche in den gewünschten Entfernungen dastanden, dienten als solche. Um das Dach zu bilden, genigte es, die Zweige zusammenzubiegen und auf dem so hergestellten Gerüst

¹⁾ Nach persönlichen Mittheilungen, Zeitungsberichten und persönlicher Anschauung.

weiteres Ast- und Laubwerk, das ihnen die benachbarten Bäume boten, zu einer dichten Decke zu verflechten.

Auch um Stricke bei dieser Arbeit waren sie nicht verlegen; denn die Lianen, welche in Menge von den Baumkronen herniederhingen, ersetzten sie reichlich.

Man schritt zum Werke.

Mit Äxten, Beilen, Sägen und Waldmessern wurde gearbeitet: der Boden gefegt, die Bäume gestutzt, Cipós¹⁾ geschnitten, Gezweige herbeigeschleppt und anderes mehr, und da die Fertigkeit dieser Leute in dergleichen Arbeiten groß und ihr Eifer noch größer war, so standen bald die beiden geplanten Hütten fertig da. Die größere hatte einen niedrigen Eingang, sodaß man nur gebückten Rückens hineingelangen konnte; die hingegen, welche für Jakobine bestimmt, war mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, welche die Umstände erlaubten. So war unter andern der Boden mit Strohmatte belegt, und beiseite stand zu ihrer Ruhe ein aus Zweigen geflochtener Armstuhl.

Nachdem so die Hütten selbst hergestellt waren, wurden Vorräte von Lebensmitteln und Schießbedarf herbeigeschafft. Bohnen und Karque²⁾ fand sich nachher noch ausreichend für lange Zeit.

Hier also befand sich Jakobine am 19. Juli. Von hier aus folgte sie mit erheuchelter Siegesgewißheit dem Verlaufe des Kampfes. — Ihr zu Füßen

¹⁾ Cipós oder Lianen, Schlingpflanzen.

²⁾ Karque, sprich Scharke = Dörrfleisch.

saß ihre Magd, welche Charpie zupfte, während einige Muckerweiber, in den Winkeln fauernd, mit derselben Arbeit beschäftigt waren. Am Boden lag ein Säugling, Jakobine's Kind.

Einige der grimmigsten Mucker umstanden die Hütten als Wächter; Rudolf Sehn aber hielt sich, auf sein Gewehr gestützt, in Jakobine's Nähe.

Siekt bringt einer der Wächter die Nachricht: „Der bucklige Schneider hat Reißaus genommen und ist im Walde verschwunden“. Rudolf ist wütend, er will ihm nach, will ihn vernichten. Man hält ihn zurück.

„So mußte es kommen“, — sagte Jakobine — „so sah ich es voraus. Zweimal mußte der böse Mann an mir Argerniß nehmen. Das erstemal that er es, als die untrene Familie Kassel ihre Strafe erhielt. Damals hatte ihn Robinson wieder eingefangen und zum Tode verurteilt. Seine Absicht war es, ihn am ersten besten Baume aufzuknüpfen oder mit einem Prügel totzuschlagen, und er hätte es gethan, wenn ich ihn hätte gewähren lassen. Aber es mußte sich erfüllen, was ich vorausgesehen; er mußte mich zum zweiten Male verraten, damit er zu Grunde gehe; denn sein Beruf war nicht bei uns.“

Wieder kam ein Bote: „Der Brautopf flieht mit seinem Sohn, und mit ihnen ihre Familie; — ein ganzer Haufen läuft dem Walde zu.“

„Laßt sie gehen“, — sagt Rudolf — „die laufen nicht weg; sie suchen uns und werden uns finden.“

„Nein, nein“, — verjett der Vöte — „sie fliehen, sie kommen nicht her, sonst hätten sie eine andere Nichtung einschlagen müssen.“

Er hatte recht; die beiden waren nie aus Liebe Mucker gewesen; sie hatten, wie man allgemein annahm, nur ihr Interesse gesucht; jetzt aber, da sie dasselbe nicht fanden und Maurers Sache eben daran war, in sich zusammenzubrechen, da thaten sie, was die Vernunft eingab, — sie machten sich aus dem Staube. Vielleicht hätte dies der Alte sogar schon früher gethan, wenn nicht die Furcht vor der Rache ihn hätte zurückgehalten.

Für Jakobine war das ein harter Schlag; denn außer den praktischen Anlagen, welche dem Alten zu Gebote standen, kam demselben auch noch eine bedeutende Erfahrung in Führung des kleinen Krieges zu gute, die er sich zuzeiten des Farrappenkrieges erworben.

„Ich weiß“, — sagte Jakobine — „daß es falsche, böse Menschen waren. Auch sie hatten keine Bestimmung für uns; sie waren wie die Spreu, die mit dem Weizen vermischt ist, und mußten hinausgesetzt werden.“

Die Kanonen waren verstummt; das Gewehrfeuer dauerte fort. Wieder kommt einer der Wächter und meldet: „Das Haus brennt!“ Jakobine will es nicht glauben; allein andere laugen an, die es bestätigen: „Die Flammen schlagen zum Dache hinaus!“

Bald darauf kommen die flüchtigen Mucker an und lassen keinen Zweifel mehr: die Muckerburg ist zerstört; ein Akt des Schreckensdramas ist ausgespielt.

Siebentes Kapitel.

Der Überfall. — Genuinos Tod.

Genuino hatte sein Lager auf der Kampfesstätte aufgeschlagen. Er hielt den Muckerkrieg für eine beendigte Sache. Noch eine protokollarische Aufnahme des Thatbestandes an Ort und Stelle, und dann hoffte er, mit dem siegreichen Heer ehren- und ruhmbedeckt in die Hauptstadt einzuziehen.

Auch die Soldaten waren guter Dinge. Der Gedanke, daß die Gefahren und Strapazen vorüber, und daß sie nun bald wieder heimmarschieren und ihre Quartiere beziehen würden, hatte sie in eine gehobene Stimmung versetzt.

Der Abend ging geräuschvoll dahin; es kam die Nacht, und die Hornsignale riefen die Freudetrunkenen in ihre Zelte. — Bald war es stille weit und breit.

Die Mannschaften waren so verteilt und die Vorkehrungen derart getroffen, daß der Gedanke an eine nächtliche Gefahr vollkommen ausgeschlossen schien. Alles schlief also ruhig. Und was hätte auch eine zahlreiche Truppe fürchten sollen von einem unbedeutenden und überdies noch geschlagenen Feinde?

Schon sählich der Morgen leise heran; da mit einem Male — kurz vor 4 Uhr — kommen Gewehrschüsse von der steilen Felswand herab, welche im Norden das Lager beherrschte.

Die Soldaten auf, springen aus ihren Zelten hervor und erwidern mit Ungestüm die Schüsse in der Richtung, in welcher sie kamen. Bald ist die ganze Infanterie in das Gefecht verwickelt, und auch die Artillerie hat bereits Miene gemacht, sich an dem nutzlosen Schießen zu beteiligen.

Da erwacht Dantas und findet die Truppe im mörderischen Feuer begriffen. Ihm war es sofort klar, daß dieses Schießen ohne Ziel in die Nacht hinein nur dazu dienen konnte, der Munition ledig zu werden und sich überdies beim jedesmaligen Ausblitzen der Blindmasse dem Feinde bloßzustellen.

Zuerst also giebt er seinen Leuten Befehl, das Feuer einzustellen und sich seitwärts von der Schußlinie wegzuziehen. Dann suchte er den Koronel Geminio auf, den er bestimmt, dem Schießen Einhalt zu thun und sich durch eine Veränderung der Stellung gegen die feindlichen Kugeln zu sichern. — Der Obrist stimmt ihm bei und läßt seinen Kommandoruf ertönen; allein die Soldaten, von der Wut des Gefechtes erfasst, hören seine Stimme nicht, sondern schießen nur immer nach dem unsichtbaren Feind.

Unterdessen ist Dantas weiter geëilt, um sich auch an andern Punkten des Lagers nach dem Stand der Dinge umzusehen. Kaum sind einige Minuten vorbei,

da teilt man ihm mit: „Geminio ist am Bein verwundet“.

Der wackere Kapitän maß der Verwundung wenig Bedeutung bei und fuhr fort, seine Umschau zu halten. — Er konnte sich nun deutlich überzeugen, daß es, wenigstens jetzt, nur zwei Mann waren, welche durch ihr Schießen das ganze Infanterie-Korps so außer Atem gebracht. Dort oben lagen sie, wie man sich späterhin überzeugte, hinter einem Baumstamm gedeckt, welcher der Länge nach am Rande der Felswand sich hinzog. — Noch ehe es heller Tag geworden, waren auch die Gewehre dieser beiden verstummt.

Im Lager aber herrschte große Bestürzung, denn schon erzählte man sich: „Geminio ist tot“. —

Dantas eilt zu dem Zelte des verwundeten Offiziers. Noch hatte diesen das Leben nicht ganz verlassen; allein sein Zustand war hoffnungslos.

Die feindliche Kugel hatte ihm ein größeres Blutgefäß zerrissen. Noch wäre er bei rechtzeitiger Hilfe zu retten gewesen. Allein der Stabsarzt war am Abend vorher mit den Verwundeten nach Sao Leopoldo gegangen, und unter den Leuten, welche zugegen, war niemand, der sich auf die Behandlung von Wunden verstand; das Blut quoll unaufhaltfam weiter, und ehe die Sonne aufging, war Geminio eine Leiche.

Das war ein schneller Wechsel und ein harter Schlag.

Außer dem Obristen waren noch sechs andere: ein Hauptmann und fünf Gemeine, verwundet worden

— ein trauriges Resultat, welches bei etwas mehr Umsicht und Ruhe leicht hätte können vermieden werden.

Die dreifache Post von dem Entspringen eines Teiles der Mader, von dem nächtlichen Überfall und des Obristen Tod rief in Sao Leopoldo und Umgegend eine neues allgemeines Entsetzen hervor, und alsbald fing auch die Phantasie wieder ihre Schreckbilder zu malen an. Schon sprach man von Scharen von Rebellen, die in dem Walde versteckt lägen; man redete von Verbindungen derselben mit hohen Persönlichkeiten; man erzählte von Verbungen, welche sie in anderen Theilen der Provinz betrieben, und war überzeugt, daß es, falls die Mader einige Erfolge erringen würden, nicht an einer großen Menge von Abenteurern fehlen würde, die sich ihnen anschließen.

Das Eintreffen der Leiche Geminus bestätigte die Nachricht von seinem Tode. Der Nachmittagszug brachte sie zugleich mit den Verwundeten nach Porto Alegre.

So tief die Erschütterung war, welche deren Ankunft in Sao Leopoldo hervorgebracht, — so niederschmetternd war der Eindruck in Porto Alegre, wo man bis dahin von dem traurigen Vorfall noch keine Ahnung hatte. Ein Aufschrei des Schmerzes ging durch die Straßen und fand unter den Dächern von hoch und nieder seinen Wiederhall.

Am folgenden Tage — dem 21. Juli — bewegte sich ein langer, unabsehbarer Trauerzug, wie ihn Porto Alegre kaum jemals gesehen, durch die

Straßen der Stadt. Ein reicher, schwarzverhängter Sarg, getragen von den hervorragendsten Offizieren, ging voran. —

Es war der Sarg Genuinos.

Unmittelbar hinter demselben schritt, umgeben vom Kreis seiner Priester, der Bischof. Dann folgte das Offizier-Korps und die Truppen der verschiedenen Waffengattungen, hierauf die Beamten und Vertreter der öffentlichen Behörden, dann die verschiedenen bürgerlichen Genossenschaften der Kaufleute, Handwerker und sonstigen Korporationen.

Und als man nun zum Kirchhof kam und die Leiche des unglücklichen Offiziers in die Erde gesenkt ward, und der Bischof das *De profundis* anstimmte, da durchrieselte ein Schauer die anwesende Menge, und bange Ahnungen trieben manchem die Thränen in die Augen.

Achtes Kapitel.

Ein mißglückter Streifzug. ¹⁾

Nach dem Tode Genuinos war der Oberbefehl über die Truppen auf den Obristleutnant Cäsar Augusto übergegangen. Dieser hatte bisher die in Sao Leopoldo liegende Reserve befehligt.

¹⁾ Nach gleichzeitigen Zeitungsberichten und den persönlichen Mittheilungen beteiligter Personen.

Der Name versprach viel: Genie in der Führung des Kriegs und Glück und Erfolg. Cäsar Augusto erschien im Lager. Der erste militärisch-wichtige Schritt, den er that, war, daß er sich mit sämmtlichen Truppen zwei Stunden weit vom Kampfsplatz nach dem Campo bom zurückzog.

Welche Berechnung dieser Maßregel zu Grunde lag, war nicht allen verständlich. Übrigens war es dem neuen Oberbefehlshaber klar, daß dieselbe nicht ausreichte, um dem Muckeraufstand ein Ende zu machen. Er wußte, daß eine Anzahl der Rebellen sich im Walde versteckt hielt, und daß Ruhe und Friede nicht eher unter die Bevölkerung zurückkehren werde, bis auch der letzte der Rebellen unschädlich gemacht sei.

Zudem drängten die Kolonisten mit Ungestüm zur Entscheidung, und das Militär selbst drohte schwierig zu werden, falls dieselbe nicht in Bälde erfolgen würde.

So von allen Seiten gestachelt und wohl auch im Innern selbst wünschend, daß die Sache je eher, je lieber, zum Austrag komme, entschloß sich Cäsar Augusto, einen Handstreich zu wagen.

Am 21. Juli, tags nach Gemminos Tode, detachierte er fünfzig Mann zu einem Streifzuge nach dem Muckersplatz. Zwei wegtunbige Männer gingen als Führer mit. Der eine derselben war Manoel Antonio, ein an Strapazen gewöhnter Brasilianer, der den Kopf auf dem rechten Flecke hatte, der andere der Inspektor Joao Lehn, derselbe, welchem des alten Sehns Ruben

wegen seines Diensteifers den Tod geschworen hatten. Noch trug er den verwundeten Arm in der Binde.

Bessere Begleiter hätte man sich nicht wünschen können.

So rückten also die fünfzig Mann nach dem Platz, an welchem tags vorher der unerschrockene Gemino gefallen war.

Wie immer, so hatten auch heute die Mucker ihre Wachtposten ausgestellt. Diese standen am Waldsaum hinter den Bäumen und wohl auch droben auf dem Beobachtungsgerüst und schauten in die Gegend hinaus.

Kaum hatte der erste derselben die Nahenden gewahrt, als er seine Genossen sofort alarmierte.

Diese schliefen.

Sie hatten in der verfloßenen Nacht gewacht; sie hatten überdies in den Stunden, die ihnen seit dem Abzug der Soldaten vom Ferrabraz geblieben, alle ihre Kraft eingesetzt, theils um ihre Toten zu begraben, theils um die Habseligkeiten, die sie hie und da in der Erde vergraben, in Sicherheit zu bringen; und das Bedürfnis der Ruhe hatte sich bei ihnen geltend gemacht. —

Kaum aber war die Kunde vom Annahen des Feindes gekommen, als alle vom Lager emporfuhren, nach den Gewehren griffen und hinausstürzten, um Stellung zu nehmen.

Jetzt standen sie, gedeckt von mächtigen Baumstämmen, am Waldessaum und ließen die Angreifer ungehindert an den Verhan herankommen, welchen sie

eigens angebracht, um deren Vordringen bis zu Jakobins Versteck zu verhindern.

Langsam und vorsichtig rückte die kleine Truppe näher und näher. Bereits waren sie so dicht herangekommen, daß auch ein gewöhnlicher Schütze sein Ziel nicht leicht verfehlen konnte, da krachten auf verschiedenen Punkten die Gewehre und sandten ihnen ihre Ladung entgegen.

Einen Augenblick standen die Vordringenden verdutzt still, ohne im ersten Augenblick recht zu wissen, woher die Kugeln gefaßt kamen. Allein das sollte ihnen sehr bald klar werden. Kurze Zeit hielten sie stand und erwiderten die Schüsse der Mucker, jedoch mit wenig Glück und Erfolg. Bald mußten sie einsehen, daß sie in ihrer offenen Stellung, ohne jegliche Deckung den hinter den Waldeshäumen versteckten Rebellen nicht Troß zu bieten vermochten.

Ein Soldat fiel; ein zweiter nach ihm; ein dritter ließ schwer getroffen das Gewehr aus der Hand und wankte zurück.

Jetzt kam die ganze Kolonne zum Weichen. Die Mucker hinterher jagten ihnen Kugeln auf Kugeln nach.

Zwei Soldaten, die sich zu weit gewagt, werden ungangen. „Guarda gente! Aufgepaßt!“ — ruft eine befreundete Stimme. Es ist Manoel Antonio, der Führer. Hurtig hat sich dieser auf die Erde geworfen, sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen.

Die Angerufenen schauen sich um. Hinter ihnen steht, etwa zehn Schritt entfernt, Jakob Sehn, die

gespannte Pistole in der Faust. Ein Schuß, und der erste der Unglücklichen stürzt, in die Schläfe getroffen, zu Boden; der zweite Schuß streckt auch den andern nieder. Nun springt der Manoel Antonio auf und legt auf den Mörder an. Mit der Behendigkeit einer Kage hat auch dieser sich auf die Erde geworfen. Manoel drückt los; aber die Waffe — versagt. Er greift nach dem Gewehr des nächsten der gefallenen Soldaten; jedoch im selben Augenblick eröffnen die Rebellen ein so mörderisches Feuer auf ihn, daß er es seinem guten Geschicke danken mochte, wenn er mit heiler Haut aus dem unheimlichen Revier herauskam.

Die Sonne war eben am untergehen, als die Soldaten nach tausend Strapazen und Mühsen endlich wieder das freie Gebiet vor dem Walde erreichten. Über zwei Stunden hatte der Kampf gedauert, und als sie nun nach überstandener Gefahr sich wieder sammelten und Musterung hielten, da zeigte es sich, daß sie fünf Tote und sieben Verwundete hatten. Sechs der letzteren hatte der wackere Manoel mit Preisgebung seines eigenen Lebens aus dem Kugelregen herausgerettet.

Doppelt dezimiert, kleinlaut, mit hängenden Köpfen kamen sie im Lager an, ohne auch nur von einem Toten oder Verwundeten auf seiten der Sektierer berichten zu können.

Die Mucker aber kehrten nach der Verfolgung siegestrunken in ihre Hütten zurück, wo sie von den Ihrigen mit Jubel empfangen wurden. Sie sollten zugleich eine Neuigkeit erfahren.

Jakobine hatte ihrem kleinsten Kinde, damit es durch sein Geschrei nicht ihren Schlupfwinkel verrate, die Kehle durchschneiden lassen. Sie hatte überdies Befehl gegeben, daß es an einem bestimmten Tage so mit allen andern Kindern unter fünf Jahren geschehe; denn wie der Erlöser durch das Blut der Säuglinge von Bethlehem, so müsse auch ihnen durch das Blut der unmündigen Kinder die Erlösung zu theil werden.

Die entmenschten Sektierer fanden in diesem teuflischen Befehle keinen Grund, irgendwelchen Widerspruch zu erheben.

Neuntes Kapitel.

Ein Kolonistenangriff. ¹⁾

Im Lager Cäsar Augustos ruhten die Waffen. Der Kommandant hatte an dem mißglückten Versuche genug; er wollte seine Soldaten nicht zum zweitenmal den rücksichtslosen Kugeln der Feinde bloßstellen. Manche versicherten zwar, daß der Angriff auf das Muckernest nicht so gefährlich sei, wenn er nur mit der gehörigen Klugheit ausgeführt werde. Sie meinten auch, der letzte Streifzug habe nicht so schlimm ausfallen können, wie dies in der That geschehen, wenn man nach einem vorher reiflich überlegten Plane vorangegangen wäre.

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen verschiedener bei dem Kampfe hervorragender beteiligter Personen.

Allerlei jede Vorstellung war vergeblich. Cäsar Augusto war zu vorsichtig und das Militär zu übel aufgelegt, um einen neuen Handstreich zu wagen.

Die Lage war eine überaus peinliche; Mißmut und Unzufriedenheit brachten die Gemüther der Bevölkerung in Gärung. — Diese wuchs noch, als man sich erzählte, daß man von den Soldaten manche bald einzeln, bald in kleineren Gruppen gesehen, wie sie jetzt ein halbes Schweinchen, jetzt ein Huhn oder mehrere Hühner zugleich, jetzt auch andere Gegenstände in Tücher verpackt an der Spitze ihres Bajonettes dahergebracht. Man behauptete, sie hätten diese Gegenstände nach dem Rechte des Stärkeren mit sich gehen geheißsen; die Soldaten selbst aber protestirten gegen eine derartige Auslegung der Thatfachen und erklärten mit Bestimmtheit, sie hätten dieselben um schweres Geld erkaufte.

Doch einerlei: gewiß war, daß die Mucker auf diesem Wege nicht besiegt werden konnten, und daß der schwüle, unheimliche Druck, welcher schon so lange die allgemeine Stimmung in der Provinz niedergehalten, auch weiter noch fortfuhr, auf derselben zu lasten. Die Arbeit lag danieder, der Verkehr stockte, der Verdienst hörte auf; was fortdauerte, war — der Ruf nach Erlösung.

Da standen eines Tages auf dem Leoner Hof vor einer Herde ein Haufen Kolonisten beisammen und machten ihrem Mißmut in lauten Klagen Luft. Unter ihnen befand sich Kollin, der wackere Subdelegado aus der Portugieser Schweiß, der uns noch von dem An-

griff der Mucker auf das Bendersche Haus her in Erinnerung ist.

„Hört, Leute!“ — sagte er. „Der Obrist hilft uns nicht; die Soldaten helfen nicht. Wollen wir warten, bis die Mucker sich selbst ausliefern? Wozu hat unser Herrgott uns zu Männern gemacht? Wozu hat er uns diese beiden Arme gegeben? Ich denke, daß wir uns selbst helfen, wenn uns kein anderer hilft.“

Das Wort war allen aus dem Herzen geredet.

„Kollin, Ihr habt recht“, sagten die anderen. „Wir müssen uns selbst helfen, wenn wir wollen, daß uns geholfen werden soll. Wir sind mit dabei.“

Das Ansehen, welches Kollin nicht bloß wegen seiner Stellung als Subdelegado, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften bei der Bevölkerung genoß, machte, daß sich bald gegen fünfzig Deutsche zusammenfanden, die sich ihm zur Verfügung stellten. Es waren lauter entschlossene, handfeste Männer.

„Gut“, — sagte Kollin — „so läßt sich etwas anfangen; aber zuerst muß ich zum Kommandanten gehen, daß er uns legitimiert und auch einige Soldaten mitgibt.“

Er kam zu Cäsar Augusto.

Dieser war mit den Plänen Kollins einverstanden. Es war eine schöne Gelegenheit, bei der für die Soldaten nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen war. Diese sollten nicht in das eigentliche Treffen verwickelt, sondern nur in der Nachhut so aufgestellt werden, daß sie gelegentlich mit in die Aktion eingreifen konnten.

Einen Augenblick überlegte er und bewilligte dann fünfzig Mann, denen er seine gemessenen Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg gab.

Am 25. Juli, morgens in der Frühe, sollte der Kampf eröffnet werden. Als man jedoch mit allem so weit fertig war, daß man zum Angriff schreiten konnte, war es nachmittags zwei Uhr geworden.

Der Plan, den man verfolgte, war ohne Zweifel ein sehr vernünftiger. Von drei Seiten her zugleich gedachte man den Feind zu packen, und so hatten sich denn auch die Angreifer in drei Haufen geteilt. Die Leute der zwei ersten waren aus Leuten verschiedener Pfladen, der dritte ganz aus Kolonisten der Baumschneiß zusammengesetzt. Einen der ersten führte Kollin an. Zwei Männer befanden sich in seiner Truppe, welche ein besonderes Interesse verdienen. Der erste ist jener lustige Schreiner,¹⁾ welcher noch kürzlich Sehn's jüngste Tochter aus den Flammen des brennenden Muckerhauses gerettet. Der Streifzug in den Wald nach Jakobinens Versteck hatte für sein romantisch angelegtes Gemüth des Abenteuerlichen genug, um daran Gefallen zu finden, und so schloß er sich dem Zuge der Sechzig an.

Der andere war der Vater²⁾ des Schneiders Scharbong,³⁾ eine alte, treue Haut, dem die sechzig Jahre bereits manches Schneeglöckchen in die schwarzen

¹⁾ Nach dessen persönlicher Mitteilung;

²⁾ und ³⁾ nach deren persönlicher Mitteilung.

Haare geworfen hatten. In Deutschland hatte er mehrere wichtige Ämter bekleidet. Er war nacheinander zuerst Nachtwächter und Polizeidiener gewesen, und nie hatte man dem gewissenhaften Manne in der Führung seines Amtes einen Vorwurf machen können.

Dem Unternehmen gegen die Rebellen hatte er sich aus reiner Liebe zur gerechten Sache und aufrichtiger Hingebung an das Wohl seiner Mitbürger angeschlossen, und für den Fall, daß er aus dem Kampfe nicht wieder zurückkehren sollte, bereits sein Leben in die Hände seines Schöpfers aufgeopfert.

Von drei Seiten rückten die vereinigten Kolonisten vor. Vorsichtig ging es durch Sträucher und Gestrüpp, über Steine und Wurzeln voran.

Der Haufen, welcher zuerst mit dem Feinde Fühlung bekam, war der von Kollin geführte. In stetem Vormarsch war dieser bis in die Nähe des Ortes gekommen, wo sich Jakobine mit ihren Getreuen befand, da fangen plötzlich die Kugeln zu spielen an.

Die Kolonisten nicht säumig, marschieren voran und nehmen ihren Gegner aufs Korn.

„Die meinen's gut!“ — ruft einer der Vordersten aus, als sie das mörderische Feuer empfangen; — „wir müssen schon nahe am Neste sein!“ — Es war ein gewisser Meinhardt aus der Harzpikade.

Im selben Augenblick fühlt er sich von zwei Kugeln getroffen, deren eine ihm den Hals, die andere die Schulter durchbohrte.

„Ich habe genug!“ Mit diesen Worten brach er zusammen, um nie wieder aufzustehen! Der nächste, der nach ihm fiel, war ein gewisser Hoffmann, Familienwater wie jener. Noch war er nicht tot und hatte noch Besinnung genug, um das Schreckliche seiner Lage einzusehen. Sterbend ringt er die Hände und bittet, ihn nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Ihn sieht ein wackerer Mann, Fischer mit Namen, der Lehrer in einer benachbarten Piskade, und von edler Menschenliebe gerührt, stürzt er sich entschlossen in den Angelfregen hinein, nimmt ihn auf seine Schulter und trägt ihn, des eigenen Lebens vergessend, aus dem Bereich des Kampfes hinaus. Freilich sollte dem Schwergetroffenen die Liebe des menschenfreundlichen Mannes nicht lange zu gute kommen; wenige Minuten später starb er, das Haupt an die Brust seines Erretters gelehnt, in dessen Armen.

Bis hierhin hatte unser junger Schreiner an dem Treffen noch keinen Anteil genommen, sondern nur aus einer gedeckten Seitenstellung heraus dem Kampfspiel ruhig zugeesehen. Aufmerksam hatte er beobachtet, wie die Würfel des Geschickes bald diesem, bald jenem zum Verderben fielen, bis ihn die Ungeduld schließlich aus seiner Neutralität herauszog.

Eben bemerkte er, wie ein junger Mensch, Kirsch mit Namen, mit besonderer Heftigkeit von den Feinden bedroht ward. Er sah, wie einer derselben das Gewehr auf jenen angelegt hatte und schon im Begriffe stand loszudrücken. Nur Hand und Waffe des Münders

waren ihm im Augenblick sichtbar. Rasch zielt er auf die Faust des Unsichtbaren. Zwei Schüsse krachen zugleich; zwei Gegenstände hört man zur Erde fallen: der eine war Kirchs's Leiche, der andere die Flinte dessen, der ihn getötet.

Noch fiel ein anderer tödlich getroffen; sein Name war Lind. Andere fühlen am rieselnden Blut, daß sie verwundet seien, oder brechen bereits vor Ermattung zusammen. Die Reihen kommen zum Weichen, die Mörder folgen, stets hinter den dicksten Bäumen sich deckend.

Unser Schreiner ist gerade mit einem gefallenem Nebenmanne beschäftigt, da tritt einer der Banditen mit geschwärmtem Gesicht und dichter Vermummung aus seinem Hinterhalte hervor — der einzige, dessen ganze Gestalt er während des Gefechtes zu sehen bekam.

Rasch läßt er den Gefallenen aus der Hand und greift zur Pistole: knack, knack, knack — alle Läufe sind leer. Er springt nach dem Gewehr eines getöteten Kameraden — umsonst — es ist abgeschossen. — Es bleibt ihm nichts übrig — er muß zurück.

„Still stehen!“ — halbt es jetzt durch den Wald — „still stehen! Was lauft ihr, Feiglinge? habt ihr Schürzen an oder tragt ihr Wärte? Voran, wir sind am Nest; heute muß es ausgehoben werden, es koste, was es wolle. Schimpf und Schande über die, welche davonlaufen. Sind das Deutsche? Hassen sind es, Feiglinge sind's, elende Weimnen sind's.“

Der Mann, so rief, war der ehemalige Polizeidiener und Nachtwächter, Scharbongs Vater; der gute Alte hatte noch Blindstoff in der Brust. Als beim Beginn des Gefechtes die Schüsse zu krachen und das Pulver zu dampfen anfieng, da war in seine Seele ein Funken jener edlen Begeisterung gefallen, welche aus einem gemeinen Soldaten einen Helden zu machen imstande ist. Kühn entschlossen vordringend, war er bis dahin unter den ersten der Kämpfenden gewesen, keinen andern Gedanken in der Brust hegend, als daß es heute zum Austrag kommen müsse.

Wie er nun seine Kameraden, entmutigt durch das Schicksal ihrer gefallenen Kampfgenossen, auf dem Rückzug begriffen sah, da befiel ihn ein männlicher Zorn, dessen er kaum Herr werden konnte. —

Noch stand er hinter seinem Baumstamm und wollte nicht weichen; allein was konnte es helfen? Er allein vermochte dem Feinde nicht die Stirne zu bieten, und so zog auch er sich zurück, aber wie ein Gewitter, dessen laute, grollende Stimme man noch lange vernimmt, auch wenn es schon im Abzug begriffen ist.

Kaum war der erste Haufen zurückgeworfen, da erschien von einer andern Seite her der zweite auf dem Kampfplatz. — Es war zu spät; ohne es zum Schlagen kommen zu lassen, zog sich auch dieser zurück.

Zuletzt, als schon die beiden andern sich in voller Retirade befanden, traf auch die dritte Kolonne ein. Sie sahen sich nach ihren Kameraden um, und da sie

diese nicht fanden, machten sie Mehet, ohne auch nur einen Schuß abgegeben zu haben.

Und wo war das Militär?

Dieses hatte die vierte, noch offene Seite besetzt und wartete, bis der geschlagene Feind in heller Flucht ihnen in die Bajonette hineinlaufen würde. — Das hatte nun freilich gute Weile.

So war also durch Mangel an Einheit in der Aktion der ganze Feldzugsplan vereitelt, welcher, in der Anlage vortrefflich, notwendig zum Ziele geführt hätte, wenn er pünktlich zur Ausführung gekommen wäre. — Der ganze Vorteil der Mucker bestand nämlich in ihrer gedeckten Stellung; die ganze Kunst des Angreifers darin, sie aus derselben herauszubringen, und dies konnte nicht besser geschehen, als wenn man sie von mehreren Seiten zugleich angriff; denn so war es für sie unausbleiblich: während sie von der Frontseite her sich gegen den Feind zu decken suchten, mußten sie gleichzeitig auf der entgegengesetzten den Mücken ihm bloßstellen.

Dies war nun nicht geschehen, und so endete auch dieses Gefecht mit einem Siege der Mucker.

Im Lager hatte man mit Spannung dem Ausgang der neuen Expedition entgegengesehen. Mit dem Eintreffen der heimkehrenden Kameraden zog neue Entmutigung in dem Lager ein.

Kurze Zeit darauf sah man Gruppen von Soldaten fröhlich hinab nach Sao Leopoldo ziehen; wie man sich

erzählte, hatten sie um Urlaub nachgesucht und denselben erhalten.

Zehntes Kapitel.

Dantas. — Schwierigkeiten eines Kommandanten.

Unter den Offizieren, welche die Truppen gegen die Rebellen auf dem Terrabraz befehligten, war einer, welcher eine besonders hohe Begeisterung für seinen Stand in der Brust trug.

Durch den Verlauf der Ereignisse, wie sie der Muckersfeldzug mit sich brachte, glaubte er die Ehre seiner Waffengenossen aufs empfindlichste bloßgestellt. Eine regelrechte Truppe von fünfhundert Mann, berufen und geschult zum Kampf und mit allen Mitteln der Kriegsführung ausgestattet, aber zurückgeworfen, besiegt und entmutigt durch eine Handvoll Bösewichte, die im schmutzigen Bauernwannis ihnen entgegentraten, das war für sein nobles Herz ein unerträglicher Gedanke, der ihn nicht ruhen ließ.

Hin und her hatte er überlegt, wie zu helfen sei, und mancher Plan tauchte in seiner Seele auf: nur eines stand im Wechsel der Gedanken bei ihm fest: „Die Scharte muß ausgewetzt werden. Und ich selbst“, — sagte er sich — „ich selbst will es thun, auch wenn ich darüber mein Leben lassen müßte.“

Dieser Mann war Dantas, jener wackere Artillerie-Kapitän, der uns aus den früheren Kämpfen bekannt ist.

Wie bei allen Männern von Energie, so lag auch bei ihm zwischen dem Entschluß und der That nur ein Schritt, und den that er.

Zunächst wandte er sich schriftlich an den Präsidenten der Provinz mit dem Anerbieten, den letzten Streich gegen das Muckerneß auszuführen. „Sieger oder Leiche“ — das sollte sein Wahlspruch sein.

Der Präsident hatte das Schreiben schon eine Zeitlang empfangen, zögerte aber, eine Antwort zu geben. Erst als Cäsar Augusto den Kampf so gut wie aufgegeben, die Mucker zum freien Schalten und Walten in ihrer Position zurückgelassen und dadurch die lebhafteste und lauteste Unzufriedenheit unter der Bevölkerung wachgerufen, wurde die Weiterführung der Kriegsgeschäfte in die Hände des unerschrockenen Offiziers gelegt.

Am 25. Juli, also am Tage, an welchem die Kolonisten ihren verunglückten Angriff auf das Muckerneß unternommen, erhielt Dantas ein Schreiben des Präsidenten nachstehenden Inhalts:

„Da die Anhänger Maurers sich in die dem Ferrabraz benachbarten Wälder geflüchtet haben und die Verfolgung derselben weitergeführt werden muß, so habe ich mich entschlossen, Sie mit dieser Aufgabe zu betrauen, indem ich in Ihnen die nötigen Eigenschaften erkenne, um sich derselben ebenso ehrenvoll zu entledigen, wie Sie es kürzlich gethan, als es sich um den Angriff auf das Muckerhaus handelte.“

Im weiteren Verlauf des Schreibens wurde der Kapitän beauftragt, sich nach Sao Leopoldo zu begeben,

baselbst Rücksprache mit dem Polizei-Chef zu nehmen und sich von demselben 30—40 weghundige Leute mitgeben zu lassen, die dann unter seine Direktion gestellt bleiben sollten. Gleichzeitig hatte der Präsident durch ein Schreiben an den Polizeikommandanten (commandante das armas) Weisungen gegeben, wonach auch die in Sao Leopoldo liegende Truppe dem Kapitän Dantas jedwelle Hülfeleistung, wie sie zum guten Ausgang des Unternehmens förderlich sein könnte, gewähren sollte.

Am 28. Juli begab sich Dantas nach Sao Leopoldo, wo er die vom Präsidenten gewünschte Besprechung mit dem Polizei-Chef hatte.

„Werden Sie instande sein“, — fragte ihn der Polizei-Chef — „den Angriff mit den Truppen auszuführen, welche auf dem Wege von Sao Leopoldo bis Sapyranga (Leoner Hof) zerstreut liegen, auch für den Fall, daß die dreißig bis vierzig gewünschten Civilisten noch nicht gedungen wären?“

„Ja“, — versetzte Dantas mit jener Bestimmtheit, welche klaren Köpfen und entschiedenen Charakteren eigen zu sein pflegt, worauf der Polizei-Chef dem in Sao Leopoldo liegenden Sekonde-Leutnant Ordre zugehen ließ, mit den unter seinem Befehl stehenden vierzig Mann aufzubrechen und sich mit den auf dem Rampo bom lagernden Truppen zu vereinigen.

Wenige Minuten waren verflossen, seit der Offizier diese Weisung erhalten, als er vor Dantas erschien und demselben Meldung that: die Soldaten weigerten

sich rumbweg, zu marschieren, und drohten, den Karabiner in der Hand, sich jedem zu widersetzen, der sie zwingen wolle.

Dem braven Kapitän wallte bei der Nachricht dieser Unbotmäßigkeit die innerste Seele auf; seinem militärischen Ehrgefühl erschien sie als etwas schlechterdings Unbegreifliches; allein er war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen.

In seiner Begleitung befanden sich zwei Artillerie-soldaten, beide zu Pferde wie er selbst.

„Habt ihr eure Karabiner geladen?“ — fragte er sie.

„Jawohl.“

„So folgt mir.“

Sie sprengten voran und kamen zu dem Ort, wo die widerseßliche Truppe stand. In völliger Auflösung, den Karabiner an der Seite, waren sie über den Platz verstreut.

Als sie jedoch den Kapitän herankommen sahen, rückten sie, einer nach dem andern, herbei und stellten sich in Ordnung.

Dem wackern Offizier kochte es fürchterlich in der Brust. Der Gedanke, daß eine Truppe vor ihm stehe, welche ihre Pflicht bis zur Unbotmäßigkeit vergessen habe, ließ ihn nicht schweigen, und die Ergriffenheit des Herzens, die wahre Quelle der Beredsamkeit, ließ ihn das rechte Wort.

Die Rede verfehlte ihre Wirkung nicht, und Dantas hatte die Genugthuung, aus dem Munde aller die Ber-

sicherung zu hören, daß sie mit ihm zu gehen, zu kämpfen und zu sterben bereit seien.

„Wenn es euch ernst mit eurem Versprechen ist“, — rief der Kapitän — „so schießt eure Karabiner ab in den Fluß.“

Sie thaten es.

Dies war der erste Triumph, nicht ein Triumph der Gewalt, sondern des Geistes, der Ordnung und der Pflicht. — Dantas sah ihn als ein Zeichen von guter Vorbedeutung an.

Es wurde das Zeichen zum Ausbruch gegeben.

Auf Saphranga zählte der Kapitän seine Leute. Es waren hundertfünfzig Mann, im Vergleich mit der Stärke des Feindes immerhin noch eine ganz bedeutende Macht.

Den unsichtigen Offizier beruhigte indes dieser Umstand nicht; er war zu klug, um mit bloßen Zahlen zu rechnen. Beispiele aus der Geschichte und besonders auch die Ergebnisse der letzten Kämpfe hatten ihn belehrt, daß eine kleine Schar wohlgeübter und von begeisterte Hingabe an ihre Sache erfüllter Männer mehr zu leisten imstande ist als eine drei- und selbst mehr als dreifache Anzahl von solchen, welche dieser Eigenschaften entbehren.

Ihm kam es vor allem darauf an, zu wissen, wie weit er sich auf seine Leute verlassen könne, um, falls in einer oder andern Beziehung etwas zu wünschen bliebe, noch rechtzeitig nachzuhelfen.

Um dies in ausreichender Weise thun zu können, beschloß er, den Angriff noch einige Tage hinauszuschieben und unterdessen seine Mannschaften durch eifrige Übungen zu schulen und zum Kampfe tüchtig zu machen.

Der erste Übelstand, welcher sich seinem scharfen und richtigen Blick darstellte, war die Mutlosigkeit und Pulverfurchen der Soldaten. Die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen sie mit dem Feinde in Berührung gekommen waren, und die meist nur damit geendet hatten, daß sie einige neue Gräber für ihre gefallenen Kameraden machen mußten, hatten ihnen eine Art Entsetzen vor demselben eingeflößt.

Dantas gab sich alle Mühe, sie wieder aufzurichten und das, was jene Waldungeheuer Schreckliches an sich haben mochten, auf das rechte Maß zurückzuführen.

Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos. Unter dem erwärmenden Einfluß seines mutigen Herzens dehnten sich die Gemüther seiner Kriegsgenossen und füllten sich neuerdings mit Siegeshoffnung und Selbstvertrauen.

Nun kam es darauf an, zu sehen, wie es mit der militärischen Technik der Soldaten bestellt, und besonders, — worauf es ja vor allem ankam — wie weit dieselben im Schießen sicher seien.

Dantas ließ ein Probeschießen anstellen. Er erschrak. Selbst auf kleine Entfernungen sausten die Kugeln am Ziele vorbei in den unermesslichen Raum.

Wäre es bloß einer gewesen, oder auch nur ein kleiner Bruchtheil der Mannschaft, welcher in dieser Hinsicht zu wünschen übrig gelassen, vielleicht hätte er es angesichts der Gesamtzahl seiner Leute übersehen können; allein es war ein Mißstand, der so ziemlich allen gemeinsam war.

Nun hieß es: „Treffübungen vornehmen!“

In Gile wurde eine Scheibe hergerichtet, und das Exercitium begann. Es war ein Jammer, die ersten Resultate anzusehen. Rechts und links gingen die Kugeln an der Scheibe vorbei. Es dauerte, bis man wenigstens diese traf.

Dantas ruhte nicht. Allmählich ging es besser. Der Erfolg steigerte die Lust und das Interesse, und der Ehrgeiz trieb, die Aufmerksamkeit und den Eifer zu verdoppeln. Zuletzt schoß man leidlich, und der Kapitän gab sich angesichts der Verhältnisse zufrieden.

Noch eines indessen vermißte er — eine ausreichende Anzahl von Offizieren. — Nur drei waren anwesend und von Unteroffizieren nicht einer; er that also Schritte, um auch diesem Mangel abzuhelpen und den notwendigen Ersatz zu erlangen.

Während man sich nun so im Lager auf den letzten entscheidenden Schlag vorbereitete, waren Jakobinens Leute in ihrem Waldversteck weder sorglos noch unthätig geblieben. Sie hatten in den letzten Tagen das beständige Geknatter der Gewehre vernommen und mochten anfangs im Zweifel sein, worum es sich handle; zuletzt aber konnten sie bezüglich der wahren

Bedeutung jener Schießübungen nicht mehr im Zweifel sein; sie sahen, daß es ernster werden sollte als je, und trafen ihre Vorkehrungen, um auch ihrerseits dem letzten Streich gegenüber gerüstet zu sein.

Unterdessen waren die von Dantas erbetenen Offiziere eingetroffen, und so konnte er seinen endgültigen Schlachtplan entwerfen. Schon war als Tag zur Ausführung desselben der 1. August festgesetzt, als ihm der Polizei-Chef durch Dienstschreiben Kund gab, er habe ihm wichtige Enthüllungen zu machen.

Dieser Umstand veranlaßte, daß der Angriff um einen weiteren Tag verschoben ward.

Elftes Kapitel.

Eine willkommene Überraschung.

Es war in den letzten Tagen des Juli, als auf dem sog. Morro-Vellado, im Hause eines Brasilianers eine Anzahl versprengter Mucker sich stellte und ihre Übergabe erklärte.

Es waren dieselben, welche während des Gefechtes am 19. Juli das Hasenpanier ergriffen und die nun schon die ganze Zeit sich im Walde versteckt gehalten hatten, bis schließlich die Not sie aus ihrem verborgenen Winkel heraustrieb.

An der Spitze standen der alte Graukopf und sein Sohn. Nach ihrer Flucht hatten diese beiden sich in einem Gehölze, das dem Alten gehörte, herumge-

trieben, stets versuchend, den benachbarten Fluß, welcher ihr Weiterkommen verhinderte, zu überschreiten. Nach mehrtägigen Anstrengungen war ihnen dieses endlich gelungen.

Was sie jetzt fürchteten, war die Wut der Bevölkerung. Sie wußten, daß sie bei der großen Masse als bevorzugte Mitglieder und Räubersführer der Sette galten, und nahmen mit Recht an, daß es ihnen, falls sie in die Hände der aufgeregten Menge fielen, übel ergehen werde.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, hielten sie es für das Gerateinste, sich freiwillig der Behörde zu stellen und deren Schutz anzurufen.

Beide sowohl als alle die andern, die sich gleichzeitig mit ihnen gestellt, wurden nach Sao Leopoldo geführt und dort bis auf weiteres im Municipalgefängnis untergebracht.

Hier trat nun der Umstand ein, welcher die Verschiebung des Angriffs vom 1. bis auf den 2. August veranlaßte. — Einer der Gefangenen nämlich — es war der Sohn des Alten — verlangte den Polizei-Chef zu sprechen, er habe ihm Wichtiges mitzutheilen. —

Der Polizei-Chef ließ ihn vor und fragte ihn nach seinem Begehren. Der Gefangene erklärte, er wolle ihm zur Vernichtung der Mucker behilflich sein. —

Das schien zwar ein räthselhaftes Versprechen: wie sollte ein Mucker die Mucker verderben helfen? — Jedoch bei näherer Erwägung konnte man dasselbe

nicht bloß begreiflich finden, sondern sogar einen klugen Schachzug dahinter entdecken.

Der junge Mensch — er mochte eben seine Dreißig haben — war schwer angeschuldigt. Kapitän Dreißer behauptete fest auf Ehre und Gewissen und bekräftigte es mit einem Eide, daß derselbe einer der beiden gewesen, die es auf sein Leben abgesehen hatten, und daß er denselben vollkommen erkannt habe. — Es war klar, daß er ein besonders hartes Gericht würde zu bestehen haben. Er sann, wie er sein Los sich erleichtern könne, und es kam ihm der Gedanke, es werde dies am ehesten geschehen, wenn er Regierung zugleich und Volk sich verbindlich mache. Ein besseres Mittel zu diesem Zweck aber bot sich ihm nicht, als wenn er beide von dem Alp des Muckergespensstes befreien half.

Eine Schwierigkeit, diesen Schritt zu thun, fand er nicht. Denn wie er dem Muckertum aus Gründen des Interesses beigetreten war, so war es ihm leicht, aus denselben Gründen sich wieder zurückzuziehen. Die Erwägung aber, daß er durch jenes in seine jetzige schwierige Lage gekommen, theilte seinen Absichten zugleich die Energie der Rache mit.

Der Polizei-Chef fragte natürlich, was der Grund sei, daß er, der ehemals selbst ein Mucker, jetzt die Sache derselben verraten wolle. Der junge Mensch antwortete, es sei der Ärger über die schmachvolle Art, wie ihn sein Schwager in die Sekte verlockt. Anfangs habe ihm die Sache ganz unschuldig erschienen, und so

sei er geblieben; nachher aber, als er derselben mehr auf den Grund geschaut, habe er sich zurückziehen wollen; allein man habe ihm gedroht, ihn nebst seinem Vater kalt zu machen, falls er seinen Plan auszuführen versuche. Dies habe ihn mit Grimm gegen die ganze Bande und besonders gegen seinen Schwager erfüllt, dem er sein Unglück verdanke.

Der Polizei-Chef fragte weiter, welchen Dienst er ihm gegen die Mucker zu leisten gedenke, und der Gefangene bot sich an, die Truppen auf dem nächsten und sichersten Weg zu deren Versteck zu führen.

Das war für den Polizei-Chef eine freudige Überraschung. Er stellte noch einige Kreuz- und Querfragen und entließ den Burschen dann wieder in sein Gefängnis.

Gleich darauf setzte er sich nieder und schrieb an Dantas jenen Brief, den wir oben erwähnt, und welcher die Hinausschiebung des Angriffs auf den 2. August veranlaßt hatte.

Dantas war indeß in Erwartung, was ihm der Polizei-Chef Wichtiges mitteilen würde. Da dampfte am 1. August ein Flußboot den Rio dos Sinos hinauf, an Bord den Polizei-Chef und Delegado und mehrere andere Persönlichkeiten mit sich führend, unter letzteren den Sohn des Graukopfs, der sich als Wegweiser angeboten hatte.

Der Polizei-Chef übergab ihn dem Kapitän, und Dantas nahm ihn auf, aber mit jener Zurückhaltung und Vorsicht, welche die Klugheit gebot (und zugleich

mit jenen Gefühlen des Abscheus, welche ein edles Herz in der Nähe eines Verräters empfindet).

Das erste, was er that, war, daß er in Begleitung des Gefangenen mehrere Punkte besuchte, die er als Ausgangspunkte für den Angriff mit in seinen Kampfplan aufgenommen hatte. — Er gewann dabei die Überzeugung, daß er mit den von ihm getroffenen Anordnungen zufrieden sein durfte.

Als es Abend geworden, hielt Dantas noch einmal eine energische Rede an seine Soldaten, weckte das Ehrgefühl, zerstreute die Furcht und gab seine Weisungen; dann entließ er sie zur Nachtruhe.

Er selbst that kein Auge zu, sondern ging, ganz mit dem Kampfe beschäftigt, mit großen Schritten im Vorzimmer des Serraners auf und ab und harter dem Morgen entgegen.

Zwölftes Kapitel.

Die Katastrophe.

Die Nacht vom 1. auf den 2. August schlich langsam dahin. Mitternacht ging vorüber und der Morgen rückte heran.

Es mochte gegen 5 Uhr sein. Noch lagen die Frühnebel auf der leise aufdämmernden Natur, da hieß es: „Leute auf!“

Die Truppen lagerten in drei Haufen getrennt, jeder an dem Ort, welcher ihm als Ausgangspunkt seiner Operationen beim Angriff dienen mußte.

Sie setzten sich alle drei zugleich in Bewegung und marschierten von verschiedenen Seiten her auf den Punkt los, auf dem, wie man wußte, sich das Versteck der Mucker befand.

Wie uns bekannt, lag dieses in einer Waldzunge, die sich vom Terrabraz herab nach der Straße zog und östlich und westlich von je einer Waldblöße begrenzt war. Die östliche war durch Maurers, die westliche durch des Brenner-Karl Pflanzungen gebildet. An einen Fluchtversuch von seiten der Mucker war also nur in südlicher oder nördlicher Richtung zu denken.

Um diesen im voraus gründlich abzuschneiden, ließ der umsichtige Kapitän die beiden ersten Haufen, den einen die westliche, den andern die östliche Blöße hinanziehen, um den Feind im Rücken zu fassen. Jeder dieser Haufen sollte sich dabei so in zwei Flügel teilen, daß der eine die Verbindung mit dem andern quer durch den Wald herstellen, der andere aber seitwärts vom Saume des Waldes her auf das Muckernest vorrücken sollte.

Den dritten Haufen bildete die Reserve. Diese sollte sich von Südosten her so in der Richtung auf die Stellung des Feindes bewegen, daß sie mit ihrem rechten Flügel den östlichen Waldsaum entlang in dem untern Teil der Moea Maurers Stellung nahm, mit dem linken aber sich quer durch den Wald nach der andern Waldblöße entfaltete, und so auch von der Südseite jede Hoffnung auf etwaige Flucht vereitelte.

Diesem dritten Korps hatte Dantas selbst sich angeschlossen.

Um seine Soldaten soviel als möglich sicherzustellen, hatte der brave Kapitän mehrere Verordnungen erlassen, die sowohl seinen praktischen Blick wie seine umsichtige Vorseeung bekundeten:

Die Waffenröcke der Soldaten waren rot und stachen grell gegen das Grün des Laubes ab; sie dienten also nur, seine Leute den Blicken der Feinde recht auffällig zu machen; die Farbe zu ändern — reichte die Zeit nicht; er ließ sie also im grauen Mantel marschieren. —

Streng hatte er ihnen anbefohlen, keine Kugel blindlings zu verschießen. Von Baum zu Baum vorrückend, sollten sie keinen Schuß abgeben, bevor sie den Feind fest aufs Korn genommen, und keine gedeckte Stellung verlassen, bevor sie eine andere ersahnt, die sie ohne Gefahr erreichen konnten.

Um den Gegner selbst soviel als möglich in seiner Stellung unsicher zu machen, kam es ihm darauf an, daß der Angriff zugleich auf allen Seiten begann.

Zu bemerken ist noch, daß Dantas den Sohn des Grautopfs dem Kommandanten der östlichen Kolonne als Führer gegeben. Um seinen ehemaligen Genossen unbekanntlich zu bleiben, hatte sich dieser in die Uniform eines Soldaten gesteckt, den Bart abgeschnitten und anderes gethan, was zu seiner Vermummung beitragen konnte. Der Kapitän aber hatte Weisung erteilt, beim geringsten Zeichen eines Verrates ihn niederzuschießen.

Eine Stunde etwa mochte seit dem Ausbruch verfloßen sein, als eben jene Kolonne auf einen feindlichen Doppelposten stieß. — Der Vermummte legte an, drückte los, und einer der Sektierer stürzte tot zu Boden. — Es war der Schwager des Schützen.

Damit war der Kampf eröffnet; die Kolonne konnte nicht mehr verborgen bleiben.

Während waudten sich die bedrohten Mucker gegen den andringenden Feind. Allein kaum hatten sie die ersten Schüsse abgegeben, da krachten verdächtige Salven auch in ihrem Rücken. Es war ein Zeichen, daß auch die westliche Kolonne bereits in die Aktion eingetreten war.

Die Angegriffenen sahen sich also genötigt, auch nach dieser Seite hin sich zu verteidigen. Brachte sie schon dieser Umstand in Verwirrung, so noch mehr die Kampfweise, welche der Gegner diesmal befolgte. Das war nicht mehr jenes tolle Ungestüm, mit welchem man eben auf sie eingestürmt war, nicht mehr jenes planlose Hineintappen, das ihnen bis dahin den Sieg so leicht gemacht hatte; es war ein ruhiges, besonnenes Vorgehen, in welchem sich ein fester Plan und der entschiedene Wille befundete, die Sache zum Austrag zu bringen, koste es auch was es wolle.

Dantas hatte seine Freude daran, als er aus der Ferne das Tempo der Schüsse vernahm; denn er schloß daraus, daß man mit Ruhe und Überlegung verfuhr. Jetzt war er an dem einen äußersten Ende der Reserve-Kolonne nahe bei Maurers Hause ange-

kommen, als er bemerkte, wie einige Soldaten, die allem Anschein nach verwundet waren, sich aus dem Kampfe zurückzogen, und da er wußte, daß auch der Kommandant des rechten Flügels eine Wunde erhalten, so gab er Befehl: „Reserve vor!“

Die Signalthörner erklangen, und auf allen Punkten ging es lustig voran. Einem Mudel junger Bardel vergleichbar huschten die Leute des wackern Kapitäns im Sprunge gedrückt von Baum zu Baum auf den verwirrten Feind los. Neues Gewehrsalvengelatter. Die Reserve war auf dem Kampfplatz erschienen.

Von allen Seiten zog sich der Ring der Angreifer enger und enger um die kleine Schar der Mucker zusammen.

Jacobine und ihre Leute schauten mit Grauen in das Verderben, das sie von allen Seiten umgab. Je mehr die Zuversicht auf Seiten der Gegner stieg, desto mehr sank ihre eigene, je mehr sie selbst die Ruhe und Fassung verloren, desto kühner und vertrauensvoller zeigten sich jene. Indes auch so kämpften sie mutig fort; es war der Mut der Verzweiflung.

In der That, ihre Lage war hoffnungslos. Sie selbst erkannten es und sahen sich nach einem Orte um, wo sie einen Durchbruch versuchen könnten. Umlsonst. Der einzige Weg, der ihnen offenstand, führte sie in eben jenen Berhau, den sie angelegt, um den Angreifern den Weg zu verlegen. Hätten sie sich hineingewagt — ihr Schicksal wäre entschieden gewesen. Vom Walde aus, hinter den Bäumen hervor, hätten

die Soldaten sie fast ohne Gefahr für ihr eigenes Leben ins Jenseits geschickt.

Sie hielten also aus und suchten auf der Stelle, auf der sie standen, sich so lange und so gut sie es vermochten, zu verteidigen.

Wieder klangen die Signalhörner, wieder rückten die Soldaten dichter heran.

„Zur Hütte!“ rief eine Stimme zwischen den Bäumen durch, und sofort wich der ganze Haufen und zog sich auf das Versteck Jakobinens zurück. Hier sammelten sie sich zum Kampf auf Leben und Tod.

Übermals klangen die Hörner und verkündeten durch ihren Schall, daß die verschiedenen Kolonnen bereits sehr nahe das Mittercentrum umstanden; auch die Reserve war nur noch durch einen kleinen Abstand von demselben getrennt.

Dantas hatte rechts von den Schützen Stellung genommen. Wieder ließ er zum Vormarsch blasen und war eben selbst im Begriff, von dem Baum, der ihn deckte, nach dem nächsten zu springen — da traf ihn eine Kugel und riß ihn, an Rippen und Hüfte verwundet, zu Boden. — Im Fallen noch kommandierte er von neuem zum Vormarsch und zog sich dann, zufrieden, daß seine Verwundung nicht den Gang des Gefechtes unterbrach, auf sicheres Gebiet zurück.

Ein Offizier hatte ihn fallen sehen; allein unentwegt, als ob nichts geschehen sei, stürmt er vor; Kugeln durchlöchern seinen Waffenrock; er achtet es nicht, sondern bringt mit seinen Leuten voran.

„Ergebt euch!“ ruft er jetzt den Rebellen zu.

„Fahr' zum Henker!“ geben ihm diese zurück.

Dies war der Augenblick, in welchem der Offizier die Hütten bemerkt. Wie ein Windstoß ins Feuer wirkte dieser Anblick auf sein in Kampfbegier entbrauntes Gemüth.

„Frisch geladen!“ schallt sein Kommando durchs Gehölz.

Unter den feindlichen Kugeln vollzieht der Soldat, durch den Erfolg begeistert und schon jetzt des Sieges gewiß, das gefährliche Werk.

Es ist geschehen.

„Zum Sturm!“ hallt das Kommando.

Mit Todesverachtung wirft sich die ganze Kolonne auf den ratlosen Feind.

Mit rasender Tapferkeit, dem blutenden Tiger gleich, der mit einem Mudel wütender Bracken um sein Leben kämpft, stellt sich dieser zur Wehr. Es frachen die Schüsse, es hageln die Kugeln, es blitzen die Bajonette und rieselt das Blut. Der alte Sehn fällt, Martin fällt, Jakob fällt, Karl fällt — Vater und drei Söhne liegen tot an der Erde, nur Rudolf ist noch übrig.

Wohl wankt und taumelt auch mancher von Dantas wackeren Soldaten und bricht, die Waffen aus der Hand lassend, zusammen; über ihre Kameraden hinweg bringen die andern nach und strecken die Sektierer einen um den andern nieder.

Immer mehr schmilzt die Zahl der Mucker zusammen, immer verzweifelter wird ihre Lage.

Jetzt stürzt Jakobine mit aufgelöstem Haar und verstörtem Blick aus ihrer Hütte hervor. Mit einem Sprung steht ihr Rudolf zur Seite, bereit, sie mit seinem Leib und Leben zu schützen. Mit rollendem Auge und brillender Stimme scheint er sie nach allen Seiten zugleich zu verteidigen zu wollen.

Da wird Jakobine von einer Kugel getroffen. Sie wankt, und mit tappender Hand sucht sie nach einem Gegenstand, an dem sie sich halten könne. Rudolf eilt ihr zu Hilfe; sein Arm umschlingt die Sinkende, und zwischen sie und die Angreifer gestellt, strengt er sich an, den Todesstreich von ihr abzuwehren.

Krampfhaft halten sich beide umschlungen. Ein Soldat fällt das Bajonett, und vom Stoß durchbohrt stürzen beide zu Boden.

Damit war das Trauerspiel zu Ende. Die Siegeshörner erklangen und verflündeten es weit über die Thäler hinaus, daß der lang verbannte Friede nun wieder zurückkehren dürfe.

In der That, er durfte es.

Von den Muckern war keiner entronnen; alle, siebenzehn an der Zahl, waren gefallen, und ihre Leichen lagen rings um die Hütten zerstreut.

Unter ihnen waren Jakobine, ihre Magd und zwei andere Frauen, die bis zum Ende bei ihr ausgeharrt hatten.

Die Sieger machten zwei Gruben, nicht weit von dem Orte, wo die Hütten gestanden hatten, schleppten die Leichen hinein und verscharrten sie.

Von Sehn's Familie waren tot: Vater, Mutter, vier kräftige Söhne und eine hoffnungsvolle Tochter, alle Opfer ihrer Verblendung.

Als Philipp die Nachricht von ihrem Untergange erhielt, konnte er sich einer mächtigen Bewegung der brüderlichen Liebe nicht erwehren. Wohl erinnerte er sich an den tödlichen Haß und Groll, den sie gegen ihn im Herzen getragen. Als er aber erfuhr, wie sie alleamt im wüthenden Gemetzel zu Grunde gegangen, da wandte er das Gesicht ab, bedeckte mit beiden Händen die Augen und weinte bitterlich wie ein Kind.

Von den Soldaten war nur einer gefallen. Verwundet worden waren zwei Offiziere, zwölf Gemeine und drei gebungene Civilisten.

Und Dantas?

Nach seiner Verwundung hatte er sich, wie wir wissen, so gut es ging, vom Kampfplatz nach dem offenen Felde geschleppt. Zwei Kugeln hatten ihn gleichzeitig getroffen, die eine in die Rippen, die andere in die Hüfte. Zwei wackere Deutsche hatten sich seiner angenommen und ihm mit ihrer Sorgfalt und ihrer Erfahrung zur Seite gestanden.

Auch so in seiner bedauernswerten Lage hatte der brave Offizier den Gang des Gefechtes nicht aus dem Auge gelassen. Den Hornsignalen und Gewehrsalven folgend, schloß er auf dessen Verlauf. Zuletzt hatte er einen seiner beiden Pfleger abgeschickt, um Nachricht vom Kampfplatz selbst zu erfahren. Dieser kehrte bald triumphierend zurück und rief ihm entgegen: „Tudo

acabado! es ist aus! alle sind tot bis auf den letzten Mann!“

Der ritterliche Kapitän hatte, was er wollte, erreicht: er hatte dem Militär seine Ehre und der Bevölkerung den Frieden wiedergegeben.

Diese wußte es ihm Dank.

Da seine Wunden einen Transport zu Pferd oder Wagen nicht erlaubten, so stellten ihm die angesehensten Bürger ihre Schultern zur Verfügung und trugen ihn auf entsprechendem Lager die weite Strecke hinab bis zum Fluß, wo ein Schiff zu seinem Empfange vor Anker lag.

Dreizehntes Kapitel.

Die letzten Mucker.

Nach dem Gefecht bei den Waldhütten war die Sache der Mucker für immer entschieden. Die, welche noch übrig, waren entweder gefangen oder vereinzelt und versprengt.

Unter letzteren befand sich auch Wilhelm. — Von Rio de Janeiro, wo er auf der Flotte harten Dienst hatte thun müssen, war er endlich wieder entlassen worden. Voll der heißesten Sehnsucht war er fröhlich nach dem Süden gereist, wo er die Seinen wiederzufinden hoffte.

Er hatte sich getäuscht. In Rio Grande angekommen, hörte er, welches Ende die Muckerei genommen

hatte; an eine Rückkehr nach dem Ferrabraz war nicht mehr zu denken. Er kehrte zum Hafen zurück, wo ein Schiff nach Montevideo bereit lag; hurtig löste er ein Billett und fuhr heimatlos hinaus in die See.

Der Molenjakob, welcher ehemals auf dem Ferrabraz das Klösteramt so eifrig versehen hatte, war weder unter den Lebenden noch unter den Toten zu finden. War er unter den Trümmern des brennenden Hauses zu Grunde gegangen? Hatte er sich heimlich aus dem Staube gemacht? Niemand wußte es.

Und wo war der Wunderdoktor hingekommen? ¹⁾

Mehr als über jeden andern, wünschte man über ihn und sein Verbleiben Aufschluß zu haben; war man doch unter dem Volke immer der Überzeugung, daß er der Hauptheld in dem Drama gewesen sei. Auch vermutete man, daß die ganze Muckerkasse, die man auf 40 Kontos (80 000 Mark) schätzte, in seinen Händen sei.

Indessen blieb alles Forschen und Fragen nach dem Vermißten erfolglos. Nur einer schien etwas von ihm zu wissen — der alte Graukopf. Dieser — so erzählte man sich — sagte, als man auf Sanjörg zu sprechen kam, geheimnißvoll: „Laßt ihn, er thut keinem mehr etwas zu Leid“.

Darauf vergingen einige Wochen. Eine der Waldblößen am Ferrabraz gehörte einem Kolonisten, der sie zur Zeit, da der Muckerspuk droben im Gange war,

¹⁾ Nach den persönlichen Mittheilungen des Subdelegado, des Schneiders Schardong und anderer.

verlassen hatte. Jetzt war er wieder auf sein Eigenthum zurückgekehrt.

Eines Tages näherte sich derselbe dem Rande des Waldes. Stürzlich hatte er dort über den Baumwipfeln einige Urubus (Masgeier) schweben sehen. Als er heute an derselben Stelle seine Blicke erhob, überkam ihn ein Schauer. Vor ihm hingen an einem vom Gewicht niedergebogenen Aste zwei Skelette und schauten hohlaugig auf ihn nieder. Zwei Doppelgewehre und ein Paar zweikläufige Pistolen lagen zu ihren Füßen.

Von Grauen gepackt, eilt er zu seinem Nachbarn und mit diesem zum Subdelegado. Dieser begiebt sich mit ihnen an den unheimlichen Ort, um Ast über den Thatbestand aufzunehmen. Verschiedene Kolonisten begleiteten sie.

Die Skelette werden losgebunden. Wer mag es sein? Des Raten's und Vermutens ist kein Ende. Zuletzt ist man der Überzeugung, es müsse Maurer und sein Bruder Jakob sein. Schneider Scharbong will sogar die Kleidung wiedererkennen, die er noch nicht so lange für Hanjörg gemacht.

Aber wie sind sie hierhergekommen? — Diese Frage war nicht weniger schwer zu beantworten als die erste. Die Waffen am Boden schienen auf Selbstmord zu deuten.

„Alein Selbstmord?“ — warf man ein. — „Der Hanjörg hat das Leben viel zu lieb gehabt, und überdies sich selbst den Tod zu geben, dazu hat er nicht den Mut gehabt.“

„Die Sache ist erklärlich“ — meinte ein anderer. „Der Wunderdoktor ist gewaltsam umgebracht worden; er war der Jakobine längst ein Dorn im Auge, und gerade, weil er ihr zu mattherzig war, haßte sie ihn. Die Waffen hier hat man bloß liegen lassen, um den Verdacht abzulenken, als ob er auf Befehl umgebracht worden sei.“

So riet man hin und her, und erst lange nachher stellte sich heraus, daß alle unrecht hatten; denn der Hanjörg lebte noch, und der Milenz Jakob kam wieder zum Vorschein.

Die andern Mucker, deren man hatte habhaft werden können, saßen indessen gefangen. Jedoch mußte eine gute Anzahl derselben auf Grund einer Berufung, daß ihr Prozeß nicht schon vor dem fünften Tage nach ihrer Gefangenahme war anhängig gemacht worden, wieder entlassen werden.

Der Prozeß schleppte sich lange hin.

Am 17. Februar 1876 wurden dreißig und zwanzig Mucker unter militärischer Bedeckung nach Sao Leopoldo gebracht, um vor den Assisen zu erscheinen.

Unter diesen befanden sich: Peter Menz, Einsfeld, der Unheimliche, Christian Maurer, der alte Graufopf und sein Sohn und der bucklige Schneider.

Einsfeld war des Mordes an dem Schneiderlehrling Georg Hauber beschuldigt.

Der Unheimliche war doppelt angeklagt: einmal als Mitglied und Hauptförderer der Sekte und dann als Teilhaber an dem Morde der Familie Rassel.

Christian Maurer stand als Mörder seines Onkels, des alten Hansjörg Maurer, (nicht mit dem Propheten zu verwechseln) vor Gericht.

Des alten Grankopfs Sohn war des Mordanfalles auf Kapitän Dreier, andere der Ermordung der Witwe Bender oder anderer Bluthaten beschuldigt.

Am 26. und 27. Februar fanden die Geschworenen-Verhandlungen statt.

Der Geheimnißvolle verwickelte sich dabei in verschiedene Widersprüche, leugnete anfangs jede Beziehung zu der Sekte, gab dann zu, daß er einmal, später, daß er öfter in Maurers Hause gewesen, behauptete aber, daß er dies in des Polizei-Chefs Auftrage mit der Absicht gethan, die Sektierer zu überwachen. Man verlangte das Schriftstück, durch welches ihm die Aufseherrolle sei übertragen worden. Er antwortete: es sei ihm gestohlen worden. — Nun sollte der Charakter des Mannes noch von einer andern Seite beleuchtet werden. In früherer Zeit hatte derselbe mehrere Artikel an die „Deutsche Zeitung“ in Porto Alegre geschrieben, die aber zur Veröffentlichung nicht gekommen waren. Jetzt wurden sie von der Redaktion den Gerichten zur Verfügung gestellt. Aus denselben ging hervor, daß der Verfasser sozialistische Absichten verfolgte und dem Grundsatz: „Eigentum ist Diebstahl“ huldigte.

Mehr als alles andere trug dieser eine Umstand dazu bei, die Stellung des Geheimnißvollen zu der Muckersekte zu beleuchten.

Ergreifend war es,¹⁾ diejenigen, welche in den Muckerwirren ihre nächsten und teuersten Andernandten verloren hatten, denen, welche sie als die Mörder erkannten, gegenüberstehen und Zeugnis ablegen zu sehen.

Schließlich waren alle Vorfragen erledigt, und die Geschworenen zogen sich zurück, um über die ihnen vorgelegte Liste von Fragen, abgeschlossen vom Verkehr mit der Außenwelt, zu beraten. Sie brauchten hierzu drei Tage.

Während dieser Zeit hielten Furcht und Hoffnung das Publikum in beständiger Aufregung. So ungeheuer auch die Verbrechen waren, hielt man es doch, im Hinblick auf andere Vorfälle, nicht für absolut unmöglich, daß eine Freisprechung, wenn vielleicht nicht aller, so doch einer Anzahl erfolge.

Am 1. März endlich wurde in öffentlicher Sitzung, die bis Mitternacht dauerte, die richterliche Sentenz über einundzwanzig Mucker gesprochen.

Die schwerste Strafe von 23 Jahren und 4 Monaten traf sieben aus den Angeklagten. Unter ihnen war der Geheimnisvolle.

Des alten Graukopfs Sohn, welcher den Soldaten beim Angriff auf die Waldhütten als Führer gedient, wurde zu vierzehn Jahren verurteilt.

Ueber acht andere wurde eine Gefängnisstrafe von je sieben Jahren verhängt; unter diesen befand sich auch der alte Graukopf.

¹⁾ Verfasser hatte Gelegenheit, einer Sitzung beizuwohnen.

Der bucklige Schneider, welcher aus eigenem Antrieb seine romantische Nachtwache unter den Orangenhäusern bekannt hatte, wurde nebst vier andern freigesprochen.

Den Verurtheilten wurde ihre Sentenz im Municipalgefängnis von Sao Leopoldo eröffnet; dann wurden sie mit Handschellen je zwei aneinander gefesselt und unter militärischer Bedeckung nach Porto Alegre gebracht, um daselbst die ihnen zuerkannte Strafzeit zu verbüßen.

Peter Meng war schon vor den andern zu lebenslänglichem Buchthaus verurtheilt worden.

Wie vorauszusehen, zögerten die Verurtheilten nicht, gegen die Strafsentenz Berufung einzulegen, und verschiedene Advokaten gaben ihnen gute Hoffnung, in wenigen Monaten würden alle wieder auf freiem Fuße stehen.

Hierin jedoch hatten sie sich getäuscht. Zwar wurde schon am 26. Juni Peter Meng von einem neuen Assisengerichte freigesprochen und erfolgten später auch noch einige andere Freisprechungen von solchen, welche weniger schwer inkriminiert waren; auch Einsfeld wurde wieder aus seinem Gewahrsame entlassen; allein die große Zahl der Verurtheilten blieb in Haft, und ihre Berufung hatte nur den Erfolg, daß sie von einem Geschworenengerichte zum andern gebracht, aber dann jedesmal aus Mangel an qualifizierten Geschworenen mit unverändertem Spruch wieder nach Porto Alegre ins Gefängnis zurückgeschickt wurden.

So verging Jahr auf Jahr, und die Lage der Verurtheilten hatte sich um nichts geändert. — Dagegen war zu ihrem Glück in der Stimmung des Volkes ein Wechsel eingetreten. Vermöge der Volubilität des hiesigen Charakters, war die ursprüngliche Wut nach und nach einer milderer Beurteilung und schließlich sogar einer Art Mitleiden mit den Bestraften gewichen, und als im Jahre 1883 die Geschworenen wieder zusammentraten, um über das Schicksal der Gefangenen endgültig zu entscheiden, da wurden alle einstimmig und gleichzeitig freigesprochen.

Freudig sahen die Befreiten die Sterkerthiere sich aufthun und eilten nun, sich ein neues Unterkommen zu suchen.

Auf den Boden, wo ihre Häuser gestanden, durften sie nicht hoffen zurückzukehren. Man erwartete, sie würden die Provinz und Brasilien überhaupt für immer verlassen. — Doch das geschah nicht.

Nicht lange nachher hörte man, daß sie sich in einer entlegenen Pikade des Municipis Estrella niedergelassen, und daß auch Hanjörg und der Molenjakob dort wieder aufgetaucht seien, während Wilhelm auf dem Taquari, dem Flusse, welcher nach jener Gegend führt, ungestört seinen Laich trieb.

Die Behörden machten keine Miene, die Heimatslos gewordenen in ihrer neuen Ansiedlung zu belästigen; und so leben dieselben auch heute noch in jener Pikade zusammen.

Nur der alte Grautopf und sein Sohn hatten genug an dem Verkehr mit den Sektierern, sie zogen sich in die Nähe von Porto Alegre zurück, und Einsfeld suchte seine Schmiede auf, wo er mit rüthrigem Fleiß wie ehemals seiner gewohnten Arbeit nachging.

S c h l u ß .

Wir müssen noch einmal auf die Kolonie zurückkehren.

Kaum war das Gefecht um die Waldhütten beendet und Jakobine mit ihren Leuten gefallen, da begann die Kolonie wieder ein anderes Antlitz anzunehmen. Die Flüchtigen kehrten zurück und in den Häusern ward es wieder lebendig. Der Kolonist zog friedlich hinaus, seine Plantage zu bestellen, während daheim im Schatten der Orangenbäume sich spielend die Kinder ergözten, und draußen auf den offenen Wegen fröhliche Reiter, alte und junge, sich ihr herzliches „Bom dia!“ (Guten Tag) zuriefen.

Und wenn dann am Sonntag das Glöcklein zur Kapelle rief, dann kamen sie rings aus ihren Gehöften hervor und strömten zum Gotteshaus, wo sie dem Herrn mit zufriedenen Herzen die Spende ihres Dankes darbrachten, oder ihn um seinen gütigen Vaterschutz für die Zukunft anflehten.

Auch in den Benden erwachte ein neues Leben. Männer und Frauen, Burischen und Mädchen hielten

vor der Thüre an, die einen, um den täglichen Bedarf an Speisen, Kleidern und sonstigen Dingen zu kaufen, die andern, um dem Weidemann den überschuß ihres Feldertrages zu bringen, wieder andere, um eine Stillehung gegen die brennende Sommerhitze zu suchen oder auch, um am Sonntag Nachmittag mit Nachbarn oder Bekannten in geselliger Unterhaltung einige Stunden bei einem „Schaffob“ zu verbringen.

Kurz, die Kolonie glich einem Kinde, dessen Antlitz, nachdem es noch eben geweint, sich allmählich erheitert und zuletzt wieder zu lächeln beginnt.

Wer damals — nur einige Monate nach Abschluß des Schauerdramas — von der Höhe des Ferrabraz auf die Ebene herabgeschaut und sie in ihrer stillen, beschaulichen Ruhe hätte daliegen sehen, der hätte wohl nicht gedacht, daß hier noch vor kurzem Mörder und Brandstifter gehaust, welche die Unschuld würgten und das Glück harmloser Familien mit unbarmherziger Grausamkeit zertrümmerten; der hätte auch nicht gesagt, daß diese Fluren, auf denen jetzt Kinder und Rosse friedlich nebeneinander grasen, vor wenigen Monaten noch vom Gefnatter der Gewehre, vom Donner der Kanonen, vom Geschrei der Kämpfenden und dem Röcheln der Sterbenden wiedergehallt. Und schwerlich hätte er es für möglich gehalten, daß ein Mensch in böshafter Verblendung so viel Glend und Jammer über eine glückliche Gegend und ihre friedliche Bevölkerung bringen könne, wie dies in der That erst vor kurzem geschehen.

Alein was vermag ein Weib, wenn es die Leidenschaften der Männerwelt zu entfesseln und dem Verbrechen noch das Gepräge des Gottesdienstes aufzudrücken versteht?

Dies hatte Jakobine gethan. Sie hatte es gethan, indem sie sich auf das Wort der heiligen Schrift gestützt. Das Buch, welches die göttliche Vorsehung der Menschheit gegeben, daß es ihr eine Fundgrube praktischer Unterweisungen für das irdische Leben, eine Quelle himmlischen Trostes im Leiden und ein sicherer Wegweiser auf dem Pfade nach dem ewigen Vaterlande sei, war in ihrer Hand zu einem zweischneidigen Schwerte geworden, das zunächst denen, welche sich von ihr hatten bethören lassen, und dann ihr selbst zum Verderben ward.

Doch das ist nun glücklicherweise vorüber, und gebe Gott, daß nie wieder ein ähnlicher Schlag den Frieden unserer braven deutschen Kolonisten erschüttere.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite III
-------------------	--------------

Erstes Buch.

Die Schwärmer.

Erstes Kapitel. Sao Leopoldo. — Ferrabraz. — Der Wunderdoktor.	1
Zweites Kapitel. Die Prophetin	9
Drittes Kapitel. Eine Andachtsstunde auf dem Ferrabraz	14
Viertes Kapitel. Der Geheimnisvolle	18
Fünftes Kapitel. Fehlgeschlagen	23
Sechstes Kapitel. Die Theaterscene am Pfingst- fest	30
Siebentes Kapitel. Die ersten Apostel.	37
Achtes Kapitel. Das Sendschreiben. — Jafobi- nens Pläne. — Der geheime Rat.	43
Neuntes Kapitel. In der Vende des Serran- ers. — Eine neue Muckerversammlung. — Jafobinens Absichten	48
Zehntes Kapitel. Mucker und Spötter. — Das Bittgesuch	54
Elftes Kapitel. Auf der Spionage	58
Zwölftes Kapitel. Die Warnung	63
Dreizehntes Kapitel. Eine Begegnung. — Keine Hoffnung	69
Vierzehntes Kapitel. Ein unbequemes Schreiben	76
Fünfzehntes Kapitel. Abgeführt	80
Sechzehntes Kapitel. Jafobine folgt nach	86

Inhaltsverzeichnis.

367

	Seite.
Siebenzehntes Kapitel. Jakobine vor Gericht. — Die Erweckungsscene und das Verhör	93
Achtzehntes Kapitel. Das gestörte Pfingstfest	98
Neunzehntes Kapitel. Des Wunderpaares Heimkehr	106
Zwanzigstes Kapitel. Die Rundreise. — Die Muckerburg	112
Einundzwanzigstes Kapitel. Verschwunden. — Ein tragisches Ende. — Ein Besuch mit Überraschungen	117
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Ein neuer Besuch	125

Zweites Buch.

Die Mordbrenner.

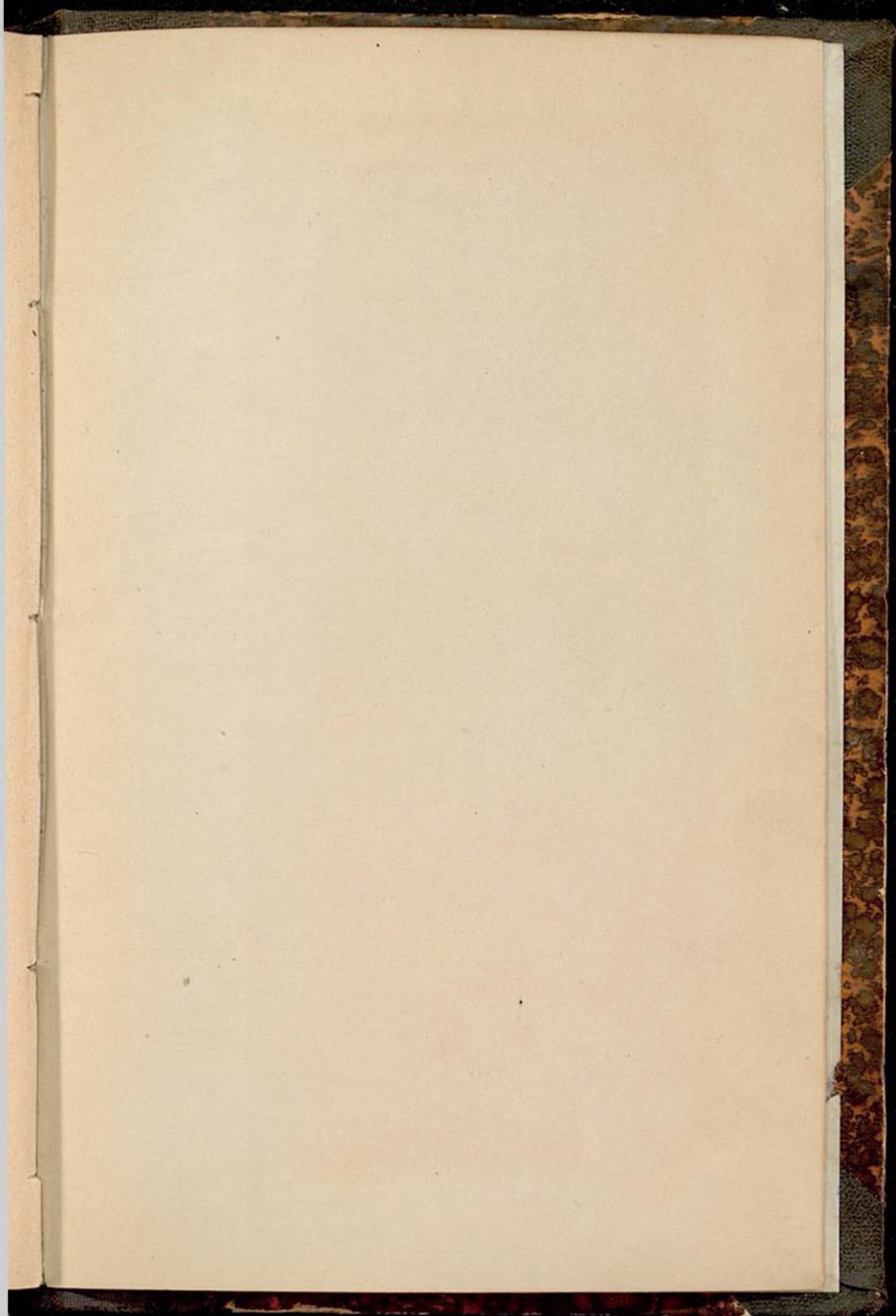
Erstes Kapitel. Das erste Blut fließt	129
Zweites Kapitel. Nach der Blutthat. — Verschiedene Meinungen. — Der Delegado	134
Drittes Kapitel. Nur Geld und Mut	141
Viertes Kapitel. Aus den Klauen	146
Fünftes Kapitel. Erfolg fördert Unverschämtheit	151
Sechstes Kapitel. Neue Blutscenen	160
Siebentes Kapitel. Getäuschte Hoffnung. — Abgefaßt	167
Achstes Kapitel. Des Wunderdoktors Heimkehr. — Der Weibertausch	172
Neuntes Kapitel. Eine neue Greuelthat bereitet sich vor	178
Zehntes Kapitel. Eine Kannibalenthat	184
Elftes Kapitel. Nach der Schreckensthat	190
Zwölftes Kapitel. Zwischenfälle	194
Dreizehntes Kapitel. Die Mordnacht	199
Vierzehntes Kapitel. Flüchtlinge	211
Fünfzehntes Kapitel. Zwischen Feuer und Messer	216
Sechzehntes Kapitel. Philipp Kleis Abenteuer. — Schmidt-Jakobs Tod	221
Siebenzehntes Kapitel. Philipp Sehn im Gedränge. — Krays Tod	228
Achtzehntes Kapitel. Mehr Blut	233
Neunzehntes Kapitel. Der Morgen nach der Mordnacht	236

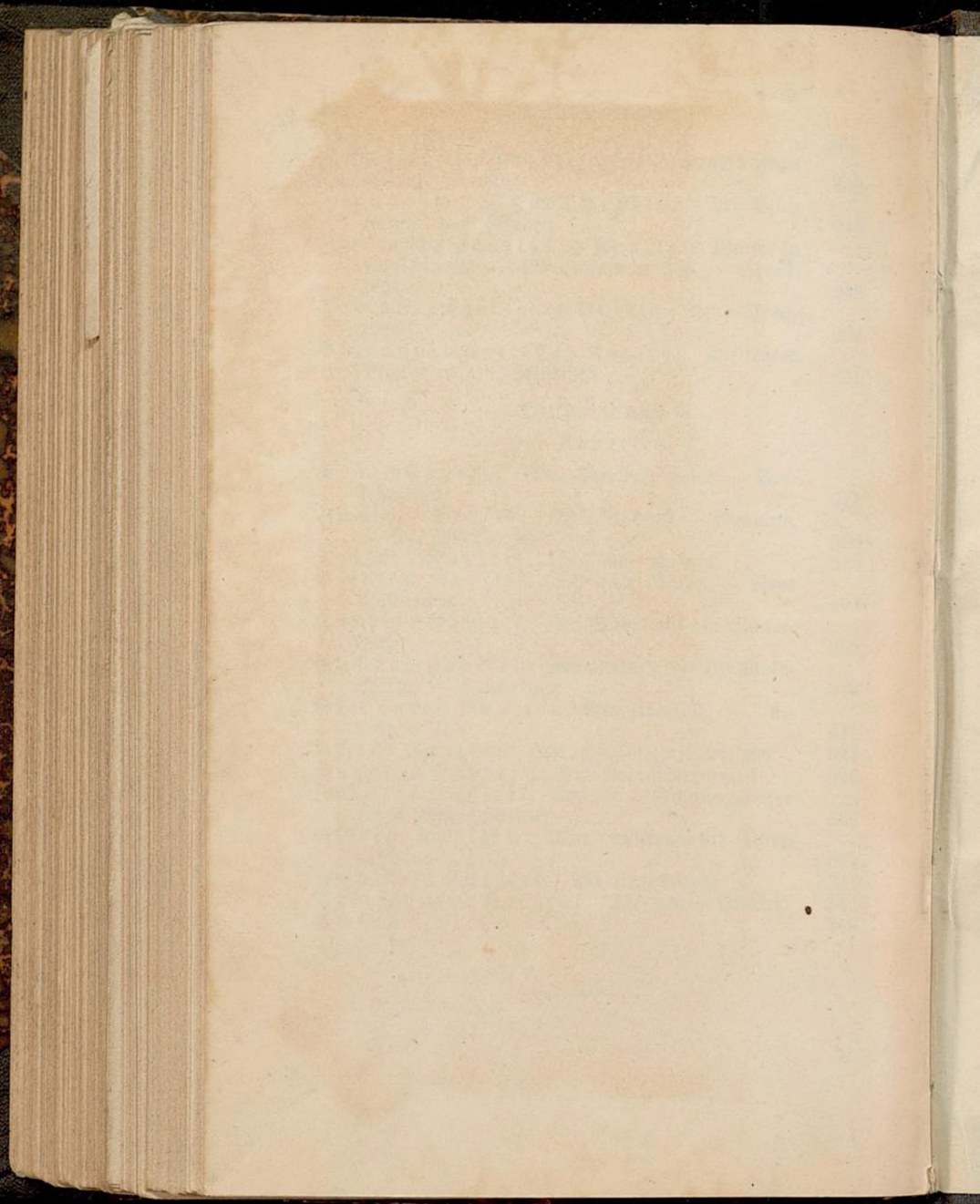
	Seite.
Dreißigstes Kapitel. Des Serraners Frau auf der Flucht	243
Einundzwanzigstes Kapitel. Der Blut- tanz in den Pfaden	249
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Mucker in Bedrängnis. — Ein Zusammenstoß. — Streif- züge	258
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Neue Streif- züge	264
Vierundzwanzigstes Kapitel. Die letzten Mucker in den Schneißen	269

Drittes Buch.

Die Rebellen.

Erstes Kapitel. Der Serraner Peter. — Vor- führungen	275
Zweites Kapitel. Es wird ernst. — Genuino. — Die Mucker sehen sich vor	280
Drittes Kapitel. Das erste Gefecht	285
Viertes Kapitel. Die erste Kunde. — Neue Küstungen	294
Fünftes Kapitel. Der Sturm auf die Mucker- burg	299
Sechstes Kapitel. Ernüchterung. — Die Wald- hütten. — Flüchtlinge	312
Siebentes Kapitel. Der Überfall. — Ge- nuinos Tod	317
Achtes Kapitel. Ein mißglückter Streifzug	321
Neuntes Kapitel. Ein Kolonistenangriff	326
Zehntes Kapitel. Dantas. — Schwierigkeiten eines Kommandanten	335
Elftes Kapitel. Eine willkommene Über- raschung	342
Zwölftes Kapitel. Die Katastrophe	346
Dreizehntes Kapitel. Die letzten Mucker	355
Schluß	363







SA 75207

Handwritten: T 180m

Handwritten: 6593043

Handwritten: 6880663

